v. DALBERG.
GEIBEL
U. LUTHER.

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist anzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachteu Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

National-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Dreizehnter Supplementband.

K. Th. von Dalberg. E. Geibel. Luther.



Dr M. Luther.

Nationalbibliothek der

Deutschen Classiker.

Dreizehnter Supplementband.

Karl Theod. von [illegible] [illegible] Geibel.
[illegible]

Mit den Biographien, [illegible]

Hildburghausen und New-York
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.



Dr. M. Luther.

Nationalbibliothek
der
Deutschen Classiker.

Dreizehnter Supplementband.

Karl Theod. von Dalberg. Emanuel Geibel.
Aphorismen von Luther.

Mit den Biographien und Luthers Porträt.

Hildburghausen und New=York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

Betrachtungen über das Universum

von

Karl Theodor von Dalberg.

(Im Auszuge.)

Biographische Skizze.

Karl Theodor von Dalberg.

Karl Theodor Anton Maria, Freiherr v. Dalberg, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, später Fürstprimas des rheinischen Bundes und Großherzog von Frankfurt, einer der edelsten, gebildetsten und umsichtigsten Fürsten und Staatsmänner Deutschlands, behauptet zugleich als Denker und Schriftsteller im Gebiete der Literatur eine ausgezeichnete Stelle. Geboren auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms den 8. Februar 1744, studirte er seit 1759 zu Göttingen und Heidelberg die Rechte; besuchte hierauf mehre deutsche Höfe und bildete sich nach der Rückkehr in die Heimath zu Worms, Mannheim und Mainz für den geistlichen Stand, im kurfürstlich mainzer Ministerium aber zum Staatsmanne aus. Bald wurde er Kapitularherr zu Mainz und Domherr zu Würzburg und Worms. Der damalige Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, bekannt mit Dalbergs edlem Charakter und geistiger Befähigung, ernannte ihn 1772 zum wirklichen geheimen Rathe und Statthalter zu Erfurt. Mit dieser Ernennung beginnt die glänzendste Periode in Dalberg's gemeinnützigem und segensreichem Leben. „Willst du deine Unterthanen glücklich machen, so strebe nach drei Dingen: daß Keiner hungere, daß Jeder beschäftigt sey, daß Alle gerecht und wo möglich liebend seyen"; diese goldenen Worte, von Dalberg in seinen

inhaltsreichen und tiefgedachten „Betrachtungen über das Universum" (Frankf. 1777, 6. Aufl. 1819) ausgesprochen, erhalten den schönsten Kommentar durch das, was er selbst damals für die Handhabung des Rechts in seiner Statthalterschaft, für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, für die Wiedererhebung der gesunkenen Universität und für die Einigkeit der katholischen und lutherischen Landesbewohner that. Dabei war sein Haus stets der Sitz gelehrter, geistreicher und belebender Unterhaltung; mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller in dem nachbarlichen Weimar stand Dalberg in den vertrautesten Verhältnissen. Bald zog seine ehrenvolle Wirksamkeit die Aufmerksamkeit des Kaisers Joseph und Friedrichs des Großen auf sich; ihrem Einflusse vorzüglich verdankte er 1787 seine Wahl zum Koadjutor und Nachfolger im Kurfürstenthume Mainz. In demselben Jahre wurde er auch zum Koadjutor im Hochstifte Worms erwählt, und im folgenden zum Koadjutor und Nachfolger des Fürstbischofs zu Konstanz, worauf der Kurfürst von Mainz ihn zum Erzbischofe von Tarsus weihte. Noch immer indessen führte Dalberg die Statthalterschaft zu Erfurt fort.

Bald darauf brach die französische Revolution aus. Dalberg erkannte die Gefahren derselben für Deutschland in ihrer vollen Größe und forderte namentlich 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg die Stände zu einmüthigem Zusammenhalten und zu den kräftigsten Gegenmaßregeln auf; allein Deutschlands Energie war gesunken, Einzelne entzogen sich der gemeinschaftlichen Sache, Frankreichs Uebermacht gebot, es hatte seine Grenzen bis zum Rheine ausgedehnt. Mit blutendem Herzen sah der Koadjutor, wie Mainz mit dem ganzen überrheinischen Bezirke des Kurstaates an Frankreich abgetreten werden mußte. Am 17. Januar 1800 folgte er dem Fürstbischofe Maximilian Christoph im Bisthume Konstanz und am 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Mainz, aber nur in dem Ueberreste des Kur-

staates, dem Fürstenthume Aschaffenburg, dem Gebiete Erfurt und dem Eichsfelde. Die Besitzungen aller geistlichen Staaten diesseits des Rheins wurden gerade zu jener Zeit säkularisirt und als Entschädigung für die überrheinischen Verluste den weltlichen Fürsten zugetheilt. Nur der Kurfürst von Mainz, dessen Funktionen zu fest in die Reichsverfassung eingriffen, Karl Theodor, der, groß durch persönliche Eigenschaften, der neuen Verfassung Deutschlands Geist und Haltung geben konnte, blieb der erste und einzige geistliche Fürst des Reichs, dem der Reichsdeputations-Hauptschluß einen Staat aus dem Fürstenthume Regensburg, Aschaffenburg und der Grafschaft Wetzlar bildete. Der Stuhl zu Mainz nebst der Kurwürde wurde auf die Domkirche zu Regensburg übergetragen. Dalberg empfing daselbst die Huldigung am 23. April 1804.

Die französische Kaiserkrönung bestimmte ihn noch in demselben Jahre zu einer Reise nach Paris, um mit dem Papste Pius VII. über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Deutschland und mit Napoleon über verschiedene obwaltende Irrungen zwischen Frankreich und Deutschland sich zu besprechen. Seit jener Zeit besonders wurde Dalberg eines Einverständnisses mit Frankreich beschuldigt. Wie ungerecht indessen dieser Vorwurf war, zeigte sein freimüthiger, beim Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich 1805 an alle Reichsstände erlassener Aufruf und die Verantwortung, zu welcher er deshalb nicht lange nachher von Napoleon zu München gezogen wurde. Schon jetzt von dem baldigen Untergange des deutschen Staatenbundes überzeugt, ernannte er den Kardinal Fesch zu seinem Regierungsnachfolger, um seine von allem Schutze des Reichs entblößten Länder dem des übermächtigen Frankenkaisers zu empfehlen. Bald darauf entstand der Rheinbund. Dalberg, von diesem Projekte des Kaisers nicht das Geringste wissend, verweigerte anfangs der voreiligen Unterschrift seines Gesandten zu Paris die Genehmigung, fügte sich aber, als er einsah, daß es die Erhal-

tung seines Staates und seiner Wirksamkeit für das deutsche Vaterland gelte. Er empfing neben der ihm verbleibenden Würde eines Erzbischofs zu Regensburg den Rang und Titel eines souveränen Fürstprimas des Rheinbundes mit dem Vorsitze in der Bundesversammlung und, falls sich dieser in zwei Kollegien theilte, mit dem Vorsitze im königlichen Kollegium; zugleich wurden ihm die Stadt Frankfurt und ihr Gebiet, sowie alle Souveränetätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, welche auf der rechten Seite des Mains liegen, und über die Grafschaft Rheineck zugesprochen. Frankfurt, Sitz des Rheinbundes, wurde 1807 die Residenz des neuen Fürsten. Eine theilweise Aenderung erfuhren diese seine Besitzungen und Würden im Jahre 1810 durch einen zu Paris abgeschlossenen Vertrag. Dalberg trat das Fürstenthum Regensburg an Bayern ab und erhielt dafür die Fürstenthümer Hanau und Fulda mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt und der Bestimmung, statt des Kardinals Fesch den Vicekönig Eugen als Regierungsnachfolger anzunehmen. Nicht blinde Hinneigung zu Frankreich, sondern einzig und allein die Gewißheit, daß nach seinem Tode alle französischen Staatseinrichtungen rücksichtslos im Großherzogthume eingeführt werden würden, vermochte ihn jetzt, die Einführung derselben mit schonender Hand selbst vorzunehmen. In Allem zeigte er sich als ein weiser und liebevoller Vater seines Volkes. Besonders gewann unter seiner Fürsorge das Schulwesen durch die Gründung vieler höhern und niedern Schulen, durch die Verbesserung des Lehrergehalts, durch die Anlegung einer Normalschule für die Bildung der Volksschullehrer ꝛc. Allein schon das Jahr 1813 setzte seinem segensreichen Wirken ein Ziel. Kurz vor der Leipziger Schlacht begab sich Dalberg nach Konstanz, Zürich und Luzern, um den Zudringlichkeiten des französischen Gesandten zu Aschaffenburg zu entgehen; im November legte er die großherzogliche Regierung zu Gunsten des Vicekönigs Eugen nieder.

Nachdem diese Resignation, weil das Großherzogthum bereits für erloschen erklärt war, von den verbündeten Monarchen zurückgewiesen worden, entschloß sich Dalberg, den Abend seiner Tage als Erzbischof von Regensburg allein im Dienste der Kirche zu beschließen. Zu Anfange des Jahres 1814 daselbst angelangt, lebte er fortan nur seinem Amte, einem kleinen Kreise bewährter Freunde und den Armen, die nie vergebens bei ihm Hülfe suchten. Er starb den 10. Februar 1817 und wurde in der regensburger Domkirche beerdigt.

Die Zahl seiner Schriften beläuft sich, außer vielen Beiträgen zu wissenschaftlichen Journalen u. s. w., auf 35, wovon besonders erwähnenswerth sind: die schon oben erwähnten Betrachtungen über das Universum; — Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst, 1786 — Grundsätze der Aesthetik, 1791; — Von dem Bewußtseyn, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit, 1793; — Von Erhaltung der Staatsverfassungen, 1795; — Von der Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneiderei, 1800; — Betrachtungen über den Charakter Karls des Großen, 1806; — Perikles, 1811; — Anemomètre proposé aux amateurs de météorologie, 1782. —

Betrachtungen
über
das Universum.

Anzeige.

Ich habe mir einen großen Plan vorgezeichnet; an der Ausführung arbeite ich seit vier Jahren, und werde vielleicht noch vier Jahre daran zu thun haben.

Worin besteht der Zusammenhang aller Wesen? Wohin trachtet, zweckt ihr Bestreben, Wirken, Daseyn? Wo liegt der einzige Knoten, der Alles, Alles, Welten, Körper, Geist, Zeit und Raum in ein Ganzes zusammen knüpft? Das ist's, was ich aufzufinden, darzustellen trachte.

Darüber habe ich manche Stunde durchgedacht; manchen Funken von Wahrheit erblickt. Beträchtliche Theile meines Planes habe ich zur Reife gebracht, andere liegen noch im Keime da. Doch fühl' ich es tief, daß ich mich dem Ziele nähere, daß der gesuchte Gegenstand theils deutlich, theils dämmernd vor mir liegt.

Nun glaub' ich, wohl zu thun, meinen Plan, meine besten Resultate, meine ganze Unternehmung dem Publikum bekannt zu machen. Das Samenkorn wird vielleicht im fremden Boden noch bessere Früchte tragen, als in meinem eigenen. Deutschland hat große Denker, die mehr Zeit und Fähigkeit haben, dasjenige auszubilden und darzustellen, was ich hier nur in roher Skizze liefere.

Vielleicht auch irre ich mich, werde zurechtgewiesen! Vielleicht häufen sich Einwendungen, die ich in Ausführung meines Planes auflösen kann; Freunde der Wahrheit, euch werd' ich für Beides herzlich danken!

Vielleicht erleb' ich die Ausführung meines Planes nicht; und dann ist es gut, die Skizze hingelegt zu haben. Ein Anderer (und wie leicht — besserer Maler?) male das Bild aus. Das soll mich sehr freuen!

Schön dünkt mir das Unternehmen! Unsere Wissenschaften sind ja bisher nur Bruchstücke: heterogene, unter sich gährende Dinge! Ist es nicht einmal Zeit, das Alles in ein Ganzes zusammen zu schmelzen?

Nützlich scheint mir das Unternehmen auch. Ich hoffe, der Leser soll den Nutzen auch schon aus diesem rohen Entwurfe einsehen. Ich wenigstens weiß, daß ich als Mensch durch Ausarbeitung dieses Planes täglich besser werde. Daß ich bei häufigen Schwachheiten reinere Liebe für Tugend, Wahrheit, Religion und Menscheit empfinde.

Wird aber diese Schrift vele Leser finden? Ich erwarte es nicht. Wer ersteigt gern steile Höhen, wer versenkt sich gern in die tiefsten Tiefen? Der ebene breite Weg ist so gemächlich; da läßt sich's so schön disputiren, demonstriren, differiren! Wäre ich auch so glücklich, die Wahrheit in ihrer hohen Einfalt zu zeigen! Unser philosophisches Jahrhundert ist so unphilosophisch, so dick mit Vorurtheilen überkrustet! Wie viele sogenannte Philosophen, die noch jetzt wie vor einem Ungeheuer zurück beben, wenn sie von einer Actio in distans hören! Doch ist Wirkung der Schwere fühlbar, sichtbar genug. Die Herren wollen nicht einsehen, daß Annäherung nur Stufenleiter der Einwirkung ist; daß das, was wir Berührung nennen, wohl die oberste, aber doch nicht die einzige Stufe ist. Aber einmal soll alle Einwirkung in der Natur durch Inpulsion geschehen: Und warum das? Wissen die Herren

wohl mehr, was Impulsion ist, als sie das wissen, was Attraktion ist? — Am Ende: Nein! Aber sie sind an den Begriff von Impulsion mehr gewöhnt. Schöne Philosophie! Ein Kind, in Doktors-Mantel und große Perücke gehüllt, würde die schwarzen Menschen aus der Welt demonstriren, weil seine Amme weiß war. Aber Philosophen? — Doch genug hiervon! Andere Philosophen beobachten bloß, was außer ihnen ist, sehen überall Materie, glauben, Epikurs, Lukrezens, Hobbesens sey der einzige wahre. Wieder andere, stets ihrem Innern nachspürend, hypothesiren alle Materie aus der Welt hinaus, machen Körper zu Geister-Aggregaten, glauben, Plato's, Leibnitzens, Boskowigs Weg sey der einzige. Aber liegt nicht etwa zwischen beiden Extremen der mittlere, vielleicht wahre Pfad? Endlich giebt es sogenannte Philosophen, deren einige Alles wegwitzeln, andere Alles wegschwärmen, noch andere Alles weglogomachiren, was nicht nach ihrem Dünkel ist. Sollten diese Herren ihre Zeit mit Lesung dieser Schrift verderben? Sollten sie ihr gar die Ehre erweisen, darüber zu satyrisiren, invektiviren, zu demonstriren? O, dann schwatze unsere saubere Modephilosophie nach Belieben! Ich schweige!

Aber, o meine Schrift! wenn du das Glück hast, einem Lambert, Mendelssohn, Kästner, Herder, Franklin, Haller, Büffon, Bonnet, d'Alembert, Beccaria, Torre, dem nicht genug bekannten jüngern Hemsterhuis, dem mißkannten Hamann und andern solchen Männern in die Hände zu fallen! Bitte sie, dich zu beurtheilen. Lichtstrahl der **Wahrheit, ihrer Vertrauten**, leuchtet aus ihrem Blicke; wo du irrest, werden sie dich (was ich so sehr wünsche) zurecht weisen, werden sich über eigene vorgefaßte Meinungen hinaussetzen und dann erst sprechen, wenn sie dich ganz und mit Bedacht gelesen haben. So sehr über die meisten Journalisten erhaben, die da ihre Machtsprüche thun, ohne recht zu wissen, wovon die Rede ist.

Methode.

Wenn ich hier und da synthetisch schreibe, so geschieht's der Deutlichkeit wegen; mein Gang im Forschen und Denken war es nie.

Tief überzeugt, daß der Mensch nichts als aus Erfahrung weiß, ging ich den Weg der Induktion, stieg vom Einzelnen zum Allgemeinen analytisch auf.

Hier aber galt die gewöhnliche Methode nicht. Durchging ich jede individuelle Erfahrung, so hätten mein Leben, meine Kräfte nicht zugereicht.

Da schuf ich mir folgende Methode, die hierher, aber auch nur gerade hierher, paßt.

Ich vergleiche die unleugbaren Grundsätze der verschiedensten Wissenschaften unter sich. Grundsätze der Physik und Moral, der Chemie und Politik, der Theologie und Psychologie u. s. w. Und da such' ich die Punkte der Aehnlichkeit unter ihnen auf.

Die Methode gründet sich auf folgende Sätze: **Erstlich:** Grundsätze sind nichts anders, als Punkte von Aehnlichkeit, die einer gewissen Menge von Wesen gemein sind. **Zweitens:** Giebt's einen ganz allgemeinen Grundsatz, so muß er sich zu den einzelnen wissenschaftlichen Grundsätzen verhalten, wie die einzelnen wissenschaftlichen Grundsätze zu den individuellen Fällen. Mit einem Worte: Man muß hier suchen, die verschiedenen schon addirten Summen menschlicher Kenntnisse in eine Haupsumme zu addiren.

I. Schöpfung.

In allen und jeden Wesen, die Theile der Schöpfung ausmachen, sind drei Hauptverhältnisse. Daseyn überhaupt, eigene Existenz, Coexistenz mit andern Wesen.

Daseyn überhaupt ist der Inbegriff der Fähigkeiten, die das Wesen ausmachen.

Durch eigene Existenz verstehe ich die von auswärtiger Einwirkung unabhängige Folge wirklich entwickelter Kräfte. Ihre Laufbahn ist Zeit.

Coexistenz ist Einwirkung oder Folge des Mitdaseyns anderer Wesen. Und diese ist es, die die Schöpfung zu einem Ganzen zusammengeknüpft. Ihre Laufbahn ist der Raum.

Vom Daseyn überhaupt.

Daseyn begreift alle Eigenschaften des Wesens, alle ihre möglichen Abwechselungen vom schlafenden und entwickelten Zustande. Also abstrakter, weiter, umfassender Begriff des wirklichen, möglichen, nöthigen, künftigen in der Schöpfung.

Leser, in diesem Theile meiner Schrift findest du bloßen Keim, nicht reife Frucht, einige Blicke statt Ausführung, Bilder statt Bestimmung.

Das Gesetz, welches allen und jeden Wesen ihr Daseyn bestimmt und beschreibt, hat Mannichfaltigkeit zum unmittelbaren Zwecke.

Daher die Verschiedenheit abwechselnder Modifikationen des individuellen Wesens. Daher der relative Unterschied zwischen Materie und Geist, zwischen Wesen verschiedener Klassen, Geschlechter, Gattungen. Man lese und verdaue Linné, Büffon, Bonnet; Beweise genug. Sogar kein Menschengesicht dem andern, kein Blatt des nämlichen Baumes dem andern gleich. Und wahrscheinlich zwischen den gleichartigsten Elementarwesen noch immer infinitesimal kleiner Unterschied!

Was ist das? Wie hängt das Alles zusammen? Ich wage einen Blick auf dieses unermessene Ganze.

Der Schöpfung ist ein gewisses Quantum von Eigenschaften gegeben. Ein geringer Theil davon ist lebende Kraft, das Residuum ist schlafende Fähigkeit.

Diese Eigenschaften sind durch das Werk der Schöpfung verschiedentlich, gleichsam in Büschel, eingetheilt. Und jeder Büschel ist durch seine Individualität auf ewig zusammen gebunden. Jeder Büschel ist das, was wir ein Wesen nennen.

In jedem dieser Büschel ist eine gewisse Menge lebender Kraft; das übrige, wie gesagt, schlafende Fähigkeit.

Die lebende Kraft nimmt im Quantum nie zu, nie ab. Wie eine schlafende Fähigkeit lebend wird, so geht eine andere lebende Kraft schlafen.

Was an Intensität gewonnen wird, geht an Extensität verloren.

Die lebende Kraft ändert sich in ihren Modifikationen in dem Maß ab, als die Büschel anders unter einander gemischt werden.

Die individuelle Mannichfaltigkeit liegt also darin: Daß in jedem Wesen immer nur ein Theil seiner Eigenschaften lebt. Wären sie immer und alle lebende Kraft, so läßt sich keine Abänderung denken.

Die relative Mannichfaltigkeit liegt darin, daß jeder Büschel auf ewig nur seinen Theil vom Quantum der Eigen-

schaften hat, die das Ganze der Schöpfung ausmachen; daß mithin sein Theil nie der Theil des andern ist.

Also alle Mannichfaltigkeit entspringt daher, daß in dem Werk der Schöpfung Leblosigkeit und Beschränktheit dem Leben und der Kraft beigemischt worden.

Nun einige Folgen, Erläuterungen, Anwendungen.

Lebende Kraft in der Materie ist Berührung, Annäherung, Stoß, Zug, Bewegung, u. s. f. Lebende Kraft in der Seele ist fühlen, denken, wollen.

Schlafende Kräfte werden durch äußere Umstände, durch Verhältnisse der Coexistenz lebend, werden durch Fortdauer, Vis inertiae, lebend erhalten.

Zeit; das Verhältniß der individuellen Mannichfaltigkeit. Raum; das Verhältniß der relativen Mannichfaltigkeit, der Coexistenz.

Gewiß scheint es mir, daß die Eigenschaften des individuellen Wesens theils lebende Kraft, theils schlafende Fähigkeiten sind. Daß alle künftig in dem individuellen Wesen lebende Kräfte schon in dem Wesen als Keime, als schlafende Fähigkeiten enthalten sind. Daß das, was wir Einwirkung äußerer Wesen nennen, im Grunde nichts als Gelegenheit zur innern Entwickelung ist.

Ginge die lebende Kraft von einem Wesen zum andern bei der Einwirkung in der That über, so wäre in der Natur nur eine lebende Kraft. Die Wesen wären Formen, leere Schalen; die nämliche Kraft spazierte aus einer Larve heraus in die andere hinein; immer die nämliche; nur daß sie in einem andern Nest säße. Das hieße alle einzelnen Wesen aus der Schöpfung hinaus raisonnirt. Da zerflössen alle Wesen wie unzählige Schneeflocken in ein Wasser! Das möchte sich nun mit dialektischer Spitzfindigkeit schön hersagen lassen; aber inniges Gefühl

ist ja die einzige Quelle der Gewißheit! Und kein Gefühl spricht lauter als das Gefühl von Ichheit. Das sagt jedem mit fester Zuversicht, daß seine Kräfte sein Ich ausmachen, wenn gleich äußere Umstände nothwendiger Anlaß zu ihrer Entwickelung sind.

Nun noch etwas von dem Gange des individuellen Daseyns. Dann von dem Gange des relativen Daseyns.

Hätte ich das individuelle Daseyn symbolisch vorzustellen, ich malte einen Faden, dessen beide Enden in zween Klingel zusammen gerollt sind. Der Faden würde da von einem Klingel ab-, am andern aufgerollt. Der zwischen beiden Klingeln gespannte Theil des Fadens: Die gegenwärtige Existenz, die jetzt lebende Kraft! So oft sich äußere Umstände ändern, da wickelt die Zeit weiter: Dem Klingel der Zukunft ab, dem Klingel der Verflossenheit auf. Immer andere Modifikationen Fortrückung; aber Fortrückung des nämlichen Fadens.

Wäre der Faden immer ganz gespannt, so wäre kein Ab- und Aufrollen, keine Mannichfaltigkeit möglich. Ich behalte mir vor, in Betreff der rohen Materie der organisirten Körper und der Seele dieses ausgeführter darzustellen. Hier ist ja nur Skizze; doch einige Beispiele! Der Körper kann sich nach und nach in allen Richtungen bewegen, könnte er aber zugleich an allen Orten seyn, die er nach und nach erreichen kann, so läßt sich die Modifikation der Bewegung nicht gedenken. Z. B. ich höre Musik! Da entwickeln sich nach und nach abwechselnd die verschiedenen Modifikationen, die wir Tongefühle nennen. Ertönten aber alle Tongefühle zugleich und immer in meiner Seele, da ließe sich an den Gang der Melodie nicht gedenken. Meine Seele wäre fortwährender innigster Genuß der allervollstimmigsten Musik, wäre Harmonie!

Individuelle Mannichfaltigkeit also, gegründet auf Leb-

losigkeit, Beschränktheit; daher auch so oft Quelle des Mangels und Elendes. Die holde Aue, erwärmt von Frühlingssonne, lacht das Aug' freundlich an: der Bach wallet sanft über sie hin! Aber nach einigen Monaten? Der Sturm wüthet, der Bach erstarrt, Alles verwüstet! Folge der individuellen Mannichfaltigkeit! Die schöne, Wohlgeruch duftende Rose steht in voller Blüthe da; aber bald welkt sie, trauert, geht in Moder über! Folge der individuellen Mannichfaltigkeit! Der edle Mensch, der in dreißig Jahren das Leben genießen, Wahrheit fühlen, männlich fest handeln wird, winselt jetzt als schwaches dumpfes Kind in seinen Windeln, wird nach siebenzig Jahren keichend und kraftlos nach Odem schnappen. Folge der individuellen Mannichfaltigkeit!

Aber wie, durch was, nach welchem Maßstab wirkt die individuelle Mannichfaltigkeit? Antwort: Jedes Wesen hat so viele verschiedene Eigenschaften, als einzelne Wesen in dem Universum sind. Diese Eigenschaften sind schlafend, bis gewisse Verhältnisse der Coexistenz sie rege machen. Dann werden sie lebende Kraft. Die Stufen der Coexistenz mithin des Grades von Belebung, Regmachung sind das, was man Grade von Annäherung nennt. Also in jedem Wesen unsägliche Menge unentwickelter Fähigkeiten, daher auch neue Annäherungen, Mischungen, Berührungen — Unerschöpfliche Quellen menschlicher Entdeckungen!

Daß individuelle Eigenschaften bloß durch Annäherung coexistirender Wesen lebend werden, das ist der Punkt, wo individulles Daseyn und relatives Daseyn in einander greifen. Das ist der Knoten, der alle Wesen, alle Theile der Schöpfung in ein Ganzes zusammen bindet. So wird eins dem andern unentbehrlich!

Das gegenwärtige Leben also, die wirkliche Modifikation eines jeden Wesens, ist das Resultat der wirklichen Coexistenz

aber Theile der Schöpfung; und jedes Wesen trägt durch sein Daseyn wieder zur Modifikation aller Wesen bei. In Betreff der meisten freilich nur infinitesimal Grade.

Die Coexistenz ist nun so geordnet, daß für jedes Wesen nur eine gewisse Menge Wesen zu gleicher Zeit in hohem Grade von Proximität seyn können. Abwechslung dieser Coexistenz macht Abwechslung der Modifikationen aus; und da alles äußere Verhältniß sich immer verändert, in steter Bewegung ist, so folgt daraus, daß jedes Wesen sich immer, auch in seinen innern Modifikationen, verändert, ein wahrer Proteus ist.

In unserer Seele liegen alle mögliche Modifikationen des Hören, Sehen, Fühlen, Riechen, Denken, Wollen; aber nur schlafend, nur im Keime. Durch äußere Umstände wird bald diese, bald jene entwickelt. Also die Seele, so wie jedes andere Wesen, gleichsam ein Klavier, das so viele Tangenten hat, als Wesen außer ihm in der Natur sind. Nur wenn die Tangenten berührt werden, erklingen Töne. Zugleich aber ist auch jedes individuelle Wesen gewissermaßen Klavierspieler, durch Rückwirkung auch wieder fähig, aus allen äußern Wesen Ton herauszuziehen. Aber nur eine gewisse Menge von Tönen können zugleich angeschlagen werden, und nur in Berührung, oder großem Grade von Annäherung ist der Ton merklich.

Da das Leben durch Annäherung rege wird, so bleibt das nämliche Quantum Leben immer. In dem Maße, als sich das individuelle Wesen von einem äußern Wesen entfernt, kommt es nothwendig dem andern näher. Und so ist das Gleichgewicht immer wieder da.

Nie hat das individuelle Wesen einmal mehr Leben, als das andere Mal. Z. B. wird ein Gefühl heftiger, intensiver, so geschieht es auf Kosten der Extension. Der Verliebte hört und sieht nichts als seine Geliebte. Die individuelle Mannichfaltigkeit also besteht nie in Betreff der Summe lebender Kraft; aber in

ihrer unzählig verschiedenen Art, im Glücklich- oder Unglücklich-seyn ꝛc.

Da innere Eigenschaften erst durch äußere Umstände Anlaß zu ihrer Entwickelung erhalten, so können manche Eigenschaften in dem individuellen Wesen Jahrtausende hindurch schlafend bleiben. Die Platina lag in den Klüften von Potosi seit Jahrtausenden, und schon damals waren in ihr die Keime zu allen Veränderungen, Aus- und Einwirkungen, die sich jetzt unter den Händen der Margraf, Maquer und Lewis entwickeln.

Aus allen dem oben Gesagten folgt, daß in zusammengesetzten organisirten Wesen andere Modifikationen entwickelt werden, sobald in der Art ihres Zusammenseyns Veränderungen vorgehen. Davon einige Beispiele! Der Mensch ist ein zusammengesetztes Wesen. Für die Seele ist Zusammensetzung des Körpers, ihrer Hülle, im Grunde Zusammenhang ihrer unmittelbaren äußeren Umstände. Durch Berührung werden die Nerven sanft gespannt, das ist Anlaß zu derjenigen Seelenmodifikation, die wir sinnliche Wollust nennen. Ist aber die Berührung zu heftig; zu lang anhaltend, so entsteht heftige Spannung, Zerrung, endlich Zerreißung des Nervens: andere körperliche Umstände. So auch andere Modifikationen der Seele! Gefühl des Schmerzes! Und darin liegt's, daß die Menschen zu Erhaltung ihres kombinirten Daseyns ihre Modifikationen, Beschäftigungen, Genuß so oft verändern müssen.

Narr nennen wir den, dessen verrückte Organe dergestalt in Approximations-Verhältnissen mit der Seele stehen, daß äußere Umstände nicht die nämlichen Modifikationen in ihr hervorbringen wie in der Seele anderer Menschen.

Unmerklicher, aber doch auch wirklich, sind die Veränderungen der Organe bei fortschreitendem Alter, bei überfallender Krankheit. Und auch immer bringen sie Unterschied in die Modifikation der Seele.

Wie gesagt: Organe, unmittelbare Umstände für die Seele; ändern sich diese, so kann die Wirkung unmittelbarer äußerer Umstände nicht die nämliche bleiben.

Doch für jetzt genug von der individuellen Mannichfaltigkeit. Der Grundsatz steht und bleibt fest. Sie quillt aus Beschränktheit. Ihre Möglichkeit gründet sich auf die Leblosigkeit schlafender Fähigkeiten.

Nun etwas von der relativen Mannichfaltigkeit! Wie gesagt, die größte, allgemeinste, wichtigste, relative Mannichfaltigkeit liegt darin, daß Individualität, Ichheit eines jeden Wesens auf ewig umschrieben ist. Daß seine Ichheit nie die Ichheit eines andern Wesens wird, darin liegt die ewig unzerstörbare Bestimmung der Vielheit. So sehr die Körper durch Attraktion, die Seelen durch Liebe sich zu einander drängen, so bleibt doch ewig unüberspringbare Kluft einer andern Ichheit zwischen ihnen. Nie können mehre einfache Wesen in ein einfaches Wesen zusammenschmelzen.

Am Ende ist und bleibt ein Wesen von dem andern darin unterschieden, daß es die individuelle Eigenschaft des andern nicht hat. Das individuelle Quantum von innern Fähigkeiten, Kräften, Wirkungssphären, die das Daseyn des andern Wesens ausmacht, kann es nie bekommen, nie einsaugen, nie sein Daseyn dadurch erweitern.

Also sind alle Wesen darin unter sich mannichfaltig, daß jedes in Betreff derjenigen individuellen Eigenschaften auf ewig leblos ist, todt ist, auf ewig todt ist, die das Daseyn der andern Wesen ausmachen.

Auch hierdurch kömmt in das Gemälde der Schöpfung mancher traurige Schatten. Der Italiener athmet milde Luft, lebt abwechselnd zwischen Blüthen und Früchten! Schneidende Kälte, schroffe Felsen und Eis, stinkende Fische zur Speise und Thran zum Trank ist das Loos des Grönländers. Folge relativer

Mannichfaltigkeit. Zween Liebende, von einander entfernt, seufzen für einander! Armes liebendes Geschöpf! dein Daseyn ist beschränkt. Deine Seufzer dringen nicht zu dem Geliebten. Unzählige, für dich gefühllose Wesen fangen sie auf, füllen den Raum zwischen dir und ihm aus. So selig, wenn eure Herzen sich in einander ergießen könnten, und nun Raub der Schwermuth und des Kummers! Und das ist Folge relativer Mannichfaltigkeit. So manche stehen blühend und kraftvoll da! Hoch ihr Geist, weit ihr Blick, Ueberfluß um sie! Andere von Krankheit gefoltert, dumpf ihr Sinn; sie sind muthlos und darbend; beschränkte Geschöpfe, von Unglück umkettet! Und das ist relative Mannichfaltigkeit Würde nicht seyn, wenn keine Beschränktheit der Schöpfung beigemischt wäre; wenn unglückliche Wesen ihr Daseyn aushauchen, oder dem Daseyn glücklicherer Wesen einimpfen könnten.

Genug von der relativen Mannichfaltigkeit. Nun noch einige Anmerkungen in Betreff des Daseyns überhaupt. Allenthalben Gepräg der Coordination! Alle Wesen in der Schöpfung gerichtet auf jedes Wesen, und jedes Wesen gerichtet auf alle Wesen! Elemente, Planeten, organisirte Wesen, wie da eins dem andern unentbehrlich ist! Man betrachte die Thiere, mit welcher Absicht, mit welcher Zusammensicht ihre Theile geordnet und geformt sind! Ein sehr geringes Beispiel: Kleinere Thiere, Insekten, haben mehr Füße als größere! Aber die Adhäsion widersteht mehr ihrer Bewegung, weil sie kleiner sind, mehr Oberfläche haben, und so brauchen sie auch mehr Werkzeuge.

Ob mehre verschiedene Wesen in der Schöpfung seyn könnten? A priori: Nein! auf Thatsachen läßt sich diese Antwort nicht so leicht gründen. Indessen, wie unendlich groß die Zahl erschaffener Wesen! Und wie viel größer noch die Zahl der abwechselnden und noch möglichen Kombinationen! Was Wunder,

daß kein Moment dem anderen in dem Laufe der Zeit ganz genau gleich ist!

Bisher vom Daseyn der Schöpfungstheile überhaupt, und von ihrem Gesetz der Mannichfaltigkeit. Folge beigemischter Leblosigkeit negativer Zahlen.

Aber wie bestehen positive Zahlen in Absicht auf Zeit und Raum? Nach welchem Gesetz werden sie zusammen geordnet? Theorie der Fortdauer und Theorie der Einwirkungen lebender Kräfte sollen nun folgen!

Eigene Existenz.

Hier also vom individuellen, konkreten Wesen, von seinem gegenwärtigen lebenden Zustande, so wie es in diesem Moment in seiner entwickelten Kraft da steht.

Da liegt allgemeines Gesetz in der Natur, daß es so bleiben solle, wie es ist: Seine lebenden Kräfte sollen fortleben, nicht zu-, nicht abnehmen, sollen sich selbst ähnlich bleiben. Dieses Gesetz wirkt ununterbrochen, bis das dritte Gesetz, die Coexistenz durch ihre Verhältnisse und Wirkungen neue Modifikationen in dem Wesen hervorbringt. Alsdann wirkt das Gesetz der Fortdauer von Neuem, und setzt diese neuen Modifikationen abermals fort u. s. w.

Geist, Sinn, Inbegriff dieses Gesetzes ist: In Absicht auf Zeit, individuelle Aehnlichkeit in jedes Wesen zu legen.

Diesen Gegenstand habe ich beinahe ganz ausgeführt. Hier die Summarien von meiner Arbeit.

Erst betrachte ich die rohe einfache Materie. Erstlich: Sie erhält und behauptet ihre Ausdehnung. Daher Härte und Ela-

sticität. Zween Zweige der Impenetrabilität. Zweitens: Sie erhält sich im Stande der nämlichen Bewegung. Daher die gradlinige Bewegung des laufenden Körpers, u. d. m. Drittens: Auch im weitesten, abstraktesten Sinne ist der Körper sich immer darin ähnlich, daß er unter den nämlichen Umständen der Coexistenz wieder die nämlichen lebenden Kräfte, selbstige Modifikationen äußern wird.

Auf die in Klumpen zusammengeballte Materie wirkt das Gesetz der Fortdauer eben so. Newton hat bewiesen, wie viel diese Vis inertiae, wie er es nennt, zu Bestimmung der Planeten- und Kometenbahnen beiträgt.

Bisher die rohe Materie; nun die organisirte! Pflanzen, Thiere, gebildet von der Hand des ewigen Formers: Wunderbar aus heterogenen Wesen zusammengesetzt! Da liegt in ihrem Daseyn schon Trieb zur Verwesung, zur Trennung der Theile. Dieser Trieb gründet sich auf das Gesetz der Coexistenz, das wir unten entwickeln werden.

Aber auch hier hat der Schöpfer das Gesetz der Fortdauer in seine Werke gelegt; nämlich die Fortdauer organisirter Wesen liegt in der Generation. Nebst dem hat jedes organisirte Wesen:

Erstlich: Einen Trieb, seine Configuration zu erhalten, wieder herzustellen, fortzupflanzen. Der abgeküpte Baum treibt frische Sprossen. Nerven, Sitz des Gefühles, sind vertheilt durch alle Glieder des thierischen Körpers, und Furcht vor Schmerz zwingt das Thier, für Erhaltung jedes seiner Glieder zu wachen. Strebt mithin, in Configuration sich selbst gleich zu bleiben. Jedes organisirte Wesen, Pflanze und Thier, bringt durch Erzeugung sein ähnliches hervor, und das ist Fortdauer der Gattung. Jedes ist in Geburt, Entwickelung, Tod und Verwesung allen Geschöpfen seines Geschlechts ähnlich. Das ist Fortdauer organisirter Geschlechter.

Zweitens: Gewohnheit ist für organisirte Körper, was Vis inertiae für Materie überhaupt ist. Ist der junge Baum krumm, so wächst er krumm fort; ist er gerade, so wächst er gerade fort. So auch bei thierischen Gliedern.

Nun erhebe ich mich zur menschlichen Seele, da finde ich:

Erstens: Daß Selbstliebe, Begierde glücklich zu seyn, unauslöschlich ist.

Zweitens: Gewohnheit wirkt auch auf die Seele. Denken, Fühlen, Hang zur Tugend und zum Laster, National- und individuelle Begriffe, auch Liebe zum Leben, werden durch Gewohnheit mächtig verstärkt. Gewohnheit, mit einem Worte, nennen wir den Trieb, den die Seele empfindet, sich selbsten ähnlich zu bleiben.

Drittens: Die Menschheit im Ganzen bleibt sich immer selbsten gleich: Gemisch von Tugend und Laster, von Vernunft und Thorheit! Wer der Grundursache dieser Widersprüche nachspürt, findet, daß die Stimme der Hoffart unzerstörbar in der menschlichen Seele spricht, daß sie dem Menschen falschen Begriff von ihm selbst giebt, daß daher alle Vorurtheile, Leidenschaften, Laster und Schandthaten entspringen. Woher aber diese Quelle des moralischen Uebels? Konnte Gott die Lüge, die Hoffart in die Natur der menschlichen Seele legen? Hier schweigt alle Philosophie, und die Religion giebt Aufschluß. Der erste Mensch fehlte aus Neigung zur Hoffart; Gefühl von Hoffart ward ihm zur Strafe, ward unauslöschlich in seine Seele gelegt: und das Gesetz der Fortdauer pflanzte dieses Gefühl in seinen Enkeln fort. Mittel dagegen ist Demuth, und dieses Mittel giebt Christus, giebt die Religion allein an. Genug: Im Ganzen ist die Menschheit sich immer selbst ähnlich.

Ich wiederhole: Ausdehnung, Wesenheit der Organisation; Selbstliebe, Wesenheit der fühlenden und denkenden Sub-

stanz! und jedes Wesen unabänderlich, sich darin immer selbst ähnlich.

Stand der Bewegung und Ruhe; Richtung des Körpers! Gewohnheit; Richtung des organischen Gliedes! Seelengewohnheit; Richtung der Seelenkräfte; und in jedem Wesen Vis inertiae. Hang, sich in einer Modifikation zu erhalten, sich selbst ähnlich zu bleiben!

Nun vollends Receptibilität und Einwirkungskraft in jedem Wesen. Klasse, Geschlecht, Gattung, anhaltend die nämliche; nach Jahrtausenden die nämliche!

Aus allem dem schließe ich, daß in jedem Theile der Schöpfung der Trieb liegt, sich selbst ähnlich zu bleiben. Und das ist Richtschnur für das Verhältniß der Zeit; das ist Gesetz der eigenen Existenz.

Coexistenz.

Hier das Verhältniß, so die Wesen unter sich haben. Wirkte nicht Verbindungskraft unter ihnen, so wären in der Schöpfung weder Sonnen, noch Welten, die einzelnen Wesen würden in ewiger Nacht traurig und einsam schweben. Ewig schlafende Fähigkeiten, Tod im Raume des Weltalls!

Aber der Schöpfer legte Verbindungskraft in seine Schöpfung! Die Coexistenz ist wechselsweise Anlaß zur Entwickelung lebender Kraft. Das ist, was man Einwirkung nennt.

Gesetz hier ist abermal Aehnlichkeit, ist: Daß die Wesen einander ähnlich werden.

Was die Körperwelt betrifft, habe ich diesen Gegenstand ganz durchgearbeitet. Hier abermal Summarien.

Vordersamst von der rohen Materie: Diese betrachte ich erst im Stande der Zertheilung; dann im Stande der Zusammensetzung, oder Masse. Auf ersterem Wege trage Chemie, auf dem andern Physik die Fackel vor!

In der zertheilten Materie finde ich 1. Aehnlichwerdung der Figur. 2. Affinität. 3. Aehnlichwerdung der Eigenschaften. 4. Aehnlichwerdung der Bewegung.

Erstlich: Aehnlichwerdung der Figur ist der Zweck, den die Körperchen durch Attraktion bezielen; sie streben dahin, mit einander gemeinsame Masse auszumachen.

Dieses Streben ist allen und jeden Körperchen eigen. Wann die Sonne schwächer strahlt, wann das Feuer des Schmelzofens erlischt, kurz, wann fremde Ursachen aufhören, so drängen sich die Körperchen zusammen, Wasser, fließendes Metall, fließendes Glas werden steinhart. Und wenn auch ihr fixirtes schwammichtes Ganze mehr Raum einnimt, so sind die Theilchen in den Zasern doch gewiß enger beisammen als gleiches Quantum ihrer flüssigen Substanzen.

Und was ist Verbindung in einer Masse anders als Aehnlichwerdung? Vor der Verbindung war jedes Wesen dem andern unähnlich, daß die Oberfläche des einen nicht die Oberfläche des andern war; seyd ihrer Berührung sind sie darin einander ähnlich, daß sie gemeinsame Oberfläche haben. Sie waren darin unähnlich, daß jede eine eigene Figur ausmachte, sie sind nur darin ähnlich, daß sie gemeinsam beitragen, eine einzige Figur auszumachen.

Diese nämliche Kraft ist Attraktion der Weltkörper, Schwere der Atmosphäre; ist unter andern äußern Umständen Coagulation, Krystallisation, Adhäsion. Sie selbst hat die Weltkörper zu Kugeln zusammengeballt.

Zweitens: Affinität bewirkt, daß die Körperchen in dem Maße mehr Hang haben, sich unter einander zu verbinden, mit

einander Massen auszumachen, als sie einander ähnlicher sind. Aus diesem Keime sproßt die Chemie großen Theils.

Wasser mischt sich leichter mit Wasser, als Wasser mit Feuer; als Wasser mit Erde. Und so von allen Elementen.

So auch von zusammengesetzten Wesen. In der Metallurgie beim Schmelzen rohen Erzes: Salze und Erde treten zusammen, werden Schlacken. Metalltheilchen gehen zusammen. Jedes drängt sich zu seinem ähnlichen.

Auflösungen geschehen nach Verhältniß der Aehnlichkeit. Wasser löst Salze auf und Wasser ist auch Bestandtheil jedes Salzes. Saure Salze lösen Metalle auf; und Metall und saure Salze sind darin ähnlich, daß in beiden erdichtete Prinzipien sind. Merkurius amalgamirt, verbindet sich mit den meisten Metallen, und ist selbst Metall. Oel löst Schwefel auf, ist ihm darin ähnlich, daß beide Phlogiston enthalten.

In Betreff der Präcipitation? Ich sage nichts. Wir haben Geoffroy's und Gellerts Affinitätstafeln; man lese, man vergleiche! Freilich hier und da Dunkelheiten; im Ganzen aber liegt offenbar Aehnlichkeit zum Grunde.

Gährungen entstehen alsdann, wenn durch Zufall unähnliche Körperchen zusammen kommen. Sie streben alsdann nach anderer Verbindung. Wird starke Reibung durch dieses Streben veranlaßt, so ist Gährung mit Entzündung da.

Was der Scheidekünstler im Kleinen treibt, das treibt die Natur im Großen. Krater der Vulkane ihr Schmelzofen, hohle Berge ihre Destillirblase, meilenweite Schichten ihr Filtrum!

Ohne Affinität die Natur ein Chaos! Ocean und Erd' ein Brei! Ocean und Luft ein Gemengsel feuchten Duftes!

Uebrigens ist Affinität einer der Punkte, wo eigene Existenz und das andere große Rad des Weltalls, Coexistenz in einander greifen. Letzteres bringt Aehnlichwerdung hervor; ersteres zweckt auf Selbstähnlichkeit ab, scheut mithin

alle Modifikationen. Treten Wesen zusammen, die schon ähnlich sind, so braucht sich keines zu modificiren, um einander ähnlich zu werden; daher der Vorzug des Affinitätstriebes für ähnliche Körper.

Proximität ist Maßstab aller Attraktion. Das Körperchen verbindet sich eher mit dem unähnlichen Körperchen als gar nicht. Nur dann bestimmt Affinität den Vorzug, wann das ähnliche und unähnliche von dem anzuziehenden Körperchen in gleicher Entfernung sind.

Drittens: Aehnlichwerdung der Eigenschaften. Man weiß, daß zusammengesetzte Wesen verschiedene Eigenschaften in ihren Bestandtheilen vereinigen. Man glaubt unterdessen doch, wenn widersprechende Eigenschaften zusammen kommen, so heben sie sich wechselweise auf. Innige Mischung verschiedener Wesen beweist das Gegentheil. Von sehr vielen gehäuften Beispielen hier nur eins: Wasser und Brennen; welcher Widerspruch! Phlogiston und Mischbarkeit mit Wasser, abermals ein Widerspruch. Unterdessen der vollkommen abgezogene Weingeist brennt bis auf den letzten Tropfen aus, ist mischbar mit Wasser, und seine Bestandtheile sind Wasser und Phlogiston. Beweis, daß noch viel Wasser in dem vollkommensten Weingeiste ist, fließt daraus, daß er erst alsdann Aether wird, wenn die ihm zugesetzte Vitriolsäure sein Wasser wegsaugt. Wie kommt's nun, daß das Wasser, so einen Bestandtheil des Weingeistes ausmacht, das Brennen nicht verhindert, nicht löscht? Wie kommt's, daß das Phlogiston (so im Schwefel, im Oel, in der Naphta die Mischung mit Wasser verhindert), wie kommt's, daß es im Weingeiste dieser Mischung nicht auch widersteht?

Gleichartige Beispiele habe ich angeführt von Salzen, Schwefel, Zinnober, von der Seife, vom Wein; und sie lassen sich von allen zusammengesetzten Substanzen anführen.

Die Theile zusammengesetzter Substanzen sind einander ähn-

lich. Hieraus schließe ich, daß sie in dem Moment der Verbindung einander ähnlich werden. Und das ist, was ich Aehnlichwerdung der Eigenschaften nenne.

Sicher ist es, daß zween Tropfen Weingeist einander so ähnlich sind, als zween Tropfen Wasser; da doch Feuer und Wasser einander nicht ähnlich sind, und Weingeist aus beiden besteht.

Nach dieser Theorie ist es wahr, daß das Wasser in dem Weingeiste die Brennbarkeit des Phlogistons annimmt; daß das Phlogiston die Mischbarkeit des Wassers annimmt; daß mit einem Worte, die unähnlichen Theile einander ähnlich werden, und somit ein gleichartiges Ganzes zusammen ausmachen.

Wie geschieht dieses? Antwort: So wie es oben vom Daseyn überhaupt erklärt worden. In dem Moment der Berührung entwickeln sich in dem berührten Wesen diejenigen schlafenden Fähigkeiten in lebende Kraft, so den Kräften des berührenden Wesens ähnlich sind; die unähnlichen legen sich schlafen; und das wechselsweis. So entsteht aus beiden ein gleichartiges Ganze, das die verschiedene Modifikation der einzelnen Bestandtheile nunmehr vereinigt.

Je mehr die Materien zertheilt sind, um so mehr Oberfläche, mithin Berührung; um so mehr innige Mischung; mithin auch um so mehr Aehnlichwerdung.

Wo nun die Verbindung schwach ist, und ein dritter Körper hinzukömmt, dessen Affinität stark ist, da entsteht Trennung, Präcipitation oder gar Gährung. Die abgeschiedenen einzelnen Wesen treten wieder in ihre vorigen Verhältnisse, und nehmen wieder ihre Modifikation an. So wird z. B. das aus Zinnober wieder hergestellte Quecksilber wieder eben das Quecksilber wie vorher.

Durch dieses Gesetz werden die lebenden Kräfte im Stande der Vermischung erhalten, vereinigt! Nur dadurch wird Organi-

sation, wird Thier- und Pflanzenstruktur möglich! Durchaus besteht sie ja aus innig gemischten verschiedenen Ur-Theilchen.

Viertens: Aehnlichwerdung der Bewegung. Der Grundsatz in Newtons Principiis ist bekannt: Actioni similis reactio. Dieser große Mann beweist, daß der angezogene Körper auch wieder anzieht; daß Attraktion zugleich in beiden Körpern wirkt; daß jeder den andern anzieht. Mithin sind beide darin ähnlich, daß jeder den andern anzieht. Und das nenne ich Aehnlichwerdung der attraktiven Bewegung.

Daß durch Stoß (Impulsion) die Körper einander in Absicht auf Bewegung ähnlich werden, ist durch Hugens Gesetze der Bewegung bekannt genug. Der eine nimmt einen Theil der Bewegung (dessen Maßstab Geschwindigkeit ist) von dem andern an, und giebt ihm einen Theil seiner Ruhe (Negation der Bewegung); so werden beide in Absicht auf Bewegung einander ähnlicher. Und das geschieht im Moment der Berührung, worin alle Aehnlichwerdungen am wirksamsten entstehen. Jeder nimmt von dem andern einen Theil seiner Richtung an, und hierin werden abermals beide einander ähnlicher. Dies ist der andere Zweig der Aehnlichwerdung der Bewegung.

Und diese Gesetze der Bewegung, Zug und Stoß, wirken bekanntlich in einzelnen Körperchen, wie in großen Massen.

Genug von der Materie im Stande der Zertheilung; nun von Massen.

Da finde ich 1) Aehnlichwerdung der Figur, 2) Aehnlichwerdung der Bewegung.

Erstlich: Aehnlichwerdung der Figur. Wenn mehre Körperchen, und so auch mehre Massen, durch Attraktion oder Zusammenschmelzen zu einer Masse, zu einem Aggregat von Theilen zusammen gehen, so werden sie darin ähnlich, daß alle beitragen, ein Ganzes, eine gemeinsame Figur auszumachen.

Wenn Attraktion allein in den Weltkörpern, Planeten, Ko-

meten wirkte, so würden sie gerad in die Sonne fallen; da würde die Schwere neuen gemeinsamen Mittelpunkt finden, würde aus vielen Kugeln eine Kugel werden. Da würde Aehnlichwerdung der Figur entstehen. Trieb dazu ist da, ist Attraktion.

Zweitens: Aehnlichwerdung der Bewegung. Wie gesagt, in Massen durch die wechselsweise Gravitation der Planeten, in Betreff der Attraktion erwiesen! In Betreff der Impulsion? Erweislich auf jedem Billard! Erweislich durch jede Anstoßung!

Uebrigens ist die Laufbahn der Weltkörper einer derjenigen Punkte, wo eigene Existenz und Coexistenz in einander greifen. Es ist oben gezeigt, daß geradlinige Bewegung Folge der eigenen Existenz, der individuellen Aehnlichkeit ist, daß attraktive Bewegung Folge der Coexistenz der relativen Aehnlichkeit, daß sie Mittel zu Aehnlichwerdung der Figur ist. Und Newton hat erwiesen, daß die elliptische Laufbahn der Weltkörper aus der geradlinigen und attraktiven Bewegung zusammengesetzt ist.

Man studire Galiläi's Gesetze von Acceleration, attraktiver Bewegung: Auch hier ein Punkt, wo Existenz und Coexistenz, individuelle und relative Aehnlichkeit in einander greifen.

Affinität und Aehnlichwerdung der Eigenschaften paßt hierher nicht, wo von Massen die Rede ist. Ursach ist folgende:

Bewegung und Figur sind die einzigen Eigenschaften, die allen Theilen einer Masse gemein sind. Bewegt sich ein zusammengesetzter Körper, so bewegen sich alle seine Theile mit. Kommen zwo figurirte Massen zusammen in eine, so tragen alle Theile zur Figur, zum Ganzen des neu Entstandenen eines Körpers mit bei. Und so wirken auch diese beiden Aehnlichwerdungen in den Massen von einer zur andern.

Aber alle übrigen Eigenschaften, brennen, löschen, Farbe, Geruch, Adhäsion u. dgl. entstehen, wirken bloß auf der Ober-

fläche. Mit einem Worte also: Oberfläche ist Sphäre der Wirksamkeit für Affinität und für Aehnlichwerdung der Eigenschaften.

Je vertheilter die Materie, je kleiner die Körperchen, um so mehr Oberfläche! Mithin je zertheilter, aufgelöster, flüssiger die Substanzen, um so inniger die Mischung, um so mehr Berührung, mithin um so mehr Wirksamkeit für Affinität und Aehnlichwerdung der Eigenschaften. Da die Oberfläche großer und fixer Massen im Verhältnisse mit ihrem Inhalte ganz unbeträchtlich ist, so wirken Affinität und Aehnlichwerdung der Eigenschaften auf große fixe Massen ganz unbeträchtlich.

Und dieses: Grenzen zwischen Physik und Chemie.

Physik beschäftigt sich mit Zug und Stoß. Massen sind Feld ihrer Bearbeitung. Statik, Hydrostatik, Hydraulik, Mechanik folgen ihren Grundsätzen.

Chemie beschäftigt sich mit Affinität und Aehnlichwerdung der Eigenschaften. Aufgelöste, geschiedene Ur-Theilchen sind Feld ihrer Bearbeitung. Destiuation, Präcipitation, Metallurgie, Scheidekunst ꝛc. sind Folgen davon.

Physik ist durch Bearbeitung vieler großen Männer mathematisch geworden. Der Knoten lag in dem wirklichen Inhalte der Körper.

Chemie ist noch nicht mathematisch. Der Knoten liegt in dem wirklichen Quantum der Oberfläche, mithin im Grade der Zertheilung, Kleinheit der zertheilten Körperchen und ihrer Figur. Den Lesern zur Nachricht, geschicktern als ich bin, zum Reize: Ich bestrebe mich, die Chemie mathematisch zu machen; suche, hoffe allgemeine Aufschlüsse, Formeln, Algoritmum zu finden. Induktion ist mein Weg; und ist außer dem Zufall ja wohl der einzige, der die Menschheit auf Erfindung führt.

Genug von der rohen Materie, nun zu den organisirten Körpern! Erst von ihren Theilen.

Erstlich: Attraktion bewirkt Festigkeit, Ineinanderdrängung der Theile. Nun vergleiche man z. B. das Holz einer kaum aufgekeimten Eiche mit einer alten Eiche. Knochen sind im Embryo Gallert, im jungen Thiere Knorpel, im alten Thiere steinhart.

Bei Kindern sind die Gefäße weich, werden härter mit Jahren, und wie oft sind bei Alten die Pulsadern ossificirt!

Muskeln verlieren nach und nach ihr Schleimartiges, ihre Reizbarkeit; die Fiebern werden zäh.

Bloß Bewegung und Wärme erhält die flüssigen Theile in ihrem Zustande.

Zweitens: Affinität bewirkt die Verdauung. Die digerirenden Säfte sind seifenartig, mithin in gleichem Grad fähig, salzartige und fettartige Speisen aufzulösen, da sie mit beiden Aehnlichkeit haben.

Die Nahrung wird durch denjenigen Theil des Blutes bewirkt, der in die lymphatischen Gefäße eindringt. Da verursacht nun die Affinität, daß gewisse Gewebe die schleimigen Theilchen, daß andere Gewebe die fettigen Theilchen einsaugen. Sie verursacht im Pflanzenreiche, daß die Fichte vorzüglich harzige, die Eiche vorzüglich wässerige Theilchen aus Erde und Luft einsaugen ꝛc.

Einzelne thierische und vegetabilische Substanzen bestehen aus heterogenen Theilen, streben nach Trennung, treten dann nach ihrer Aehnlichkeit zusammen. Im Blute (nach dem Aderlaß) gerinnen rothe Theilchen zusammen, seröse Theilchen zusammen. So scheidet sich auch die Milch: Käsartige, butterartige, molkenartige Theilchen, jede gehen zu ihrem Aehnlichen.

Eben dieses Streben nach Affinität bringt nach und nach die drei Stufen der Gährungen hervor: die giftige, die saure, die faulende, deren mannichfaltige Wirkungen so sehr benutzt werden.

Beim letzten Grade von Fäulniß wird die Luft das Solvenz flüchtiger Theilchen; und das auch aus Affinität, weil darin viele verschlossene Luft enthalten ist.

In flüssigen Substanzen wirkt Affinität mehr, weil sich die Theilchen freier bewegen.

Wenn die festen Theilchen verhärtet sind, weg ist ihre Federkraft! Dann setzen sie den Kreislauf der flüssigen Theile nicht mehr fort. Diese stocken, gehen alsdann, zufolge ihrer innern Heterogenität, in Fäulniß über. Und dann ist Gangräna, Senilis, Marasmus, Tod! Auf ähnliche Art sterben in ihrem Alter auch alle Pflanzen.

Drittens: Aehnlichwerdung der Eigenschaften macht, daß die verschiedenen Elementar- und mineralischen Substanzen, so Bestandtheile der Pflanzen werden, sich vegetabilisiren. Sie nehmen gemeinsamen ähnlichen Charakter an; werden mucilaginös.

Die so unendlich mannichfaltigen Speisen der Thiere nehmen ähnlichen gemeinsamen Charakter an; werden animalisirt, werden flüchtig alkalinisch.

Der Chylus, filtrirt durch die Milchgefäße, hiernächst vereinigt mit dem Blute, wird mit ihm trirurirt, cosorbirt, amalgamirt, in der Anastomosis unzählig kleiner Gefäße. Da wird er dem Blute ähnlich; wird endlich selbst Blut.

Man weiß, wie fürchterlich geschwind Gifte wirken, unmittelbar nur auf einen Theil des Körpers; aber ihre Folgen, eine Aehnlichwerdung im ganzen Körper!

Man weiß, wie schleunig die vom Beinfraße, vom Krebs, vom Brand, von der Lustseuche ergriffenen Theile die angrenzenden gesunden Theile in ähnlichen Stand versetzen.

Ein wenig Sauerteig setzt eine große Menge vegetabilischer Substanz in einem ihm ähnlichen Grad von Gährung.

Einimpfung der Blattern, alle ansteckende Krankheiten geben unzählige Beweise ab!

Die Miasmen werden endlich auch selbst unschädlichen Substanzen assimilirt. So hörte die Elephantiasis auf; so werden Kinderblattern und alle Seuchen aufhören, da mittlerweile durch besondere Zusammentretung verschiedener Umstände wieder neue Miasmen entstehen.

Viertens: Impulsion bewirkt den Kreislauf des Geblütes.

Nun gehe ich weiter und betrachte die organisirten Körper im Ganzen.

Das Pfropfen und Okuliren der Bäume muß auf ähnliche Sorten geschehen: Folge der Affinität.

Ist aber einiger Unterschied zwischen Baum und Pfropfreis, so wird die Frucht etwas von den Eigenschaften beider Sorten vereinigen: Folge der Aehnlichwerdung.

Auf verschiedene Thiergeschlechter wirkt eine Art Attraktion. Elephanten, wilde Pferde, Bienen, Biber, Ameisen leben in Gesellschaft.

Affinität macht, daß jedes Thier sich mit Weibchen seiner Gattung paart.

Bei Stuttgart habe ich ein Jagen gesehen: Hirsche, Rehe, Schweine, Wölfe, Dachse in einem Raum. Da stellte sich jede Gattung in einen besonderen Haufen zusammen: Folge der Affinität.

Wenn Thiere verschiedener Geschlechter sich zusammen paaren, so werden in den Jungen die Eigenschaften beider vereinigt; siehe z. B. das Maulthier: Folge der Aehnlichwerdung.

Die meisten Thiere haben gewissen Trieb, nachzuthun, was sie sehen. Läuft ein Hund, der andere wird auch laufen. Geht ein Schaf, so gehen die andern nach. Der Marschall von Sachsen sagt: Wann Pferde weiden, so reite Jemand hin, schieße eine

Pistole los, um die Pferde aufmerksam zu machen, dann reite er in vollem Gallop weg; sind tausend Pferde auf der Weide, sie laufen ihm nach. Alles Folgen des Triebes zur Aehnlichwerdung.

Daß der Kanarienvogel das Lied singt, das man ihm vorpfeift; daß Raben, Elstern, Papagayen schwatzen lernen; daß der Affe Alles nachmacht: Folgen der Aehnlichwerdung!

Ich schreite jetzt zum edelsten Theile der Schöpfung, zur schönsten Zierde der Natur, zum denkenden, fühlenden, wirkenden Menschen.

Ehe ich von der Seele selbst spreche, erst von ihrem Organ. So nenne ich das ganze Nervensystem. Dieses macht von allen Seiten die wirkliche, vollständige Hülle der Seele aus. Es ist von allen Seiten Zwischenraum zwischen ihr und der ganzen übrigen Schöpfung. Die Seele wirkt unmittelbar immer auf das Nervensystem, das ihr Werkzeug ist, und durch das Nervensystem mittelbar auf die äußeren Wesen, und diese wirken mittelbar auf die Seele und unmittelbar auf das Nervensystem, das in unserer jetzigen Art zu seyn unvermeidliches Vehiculum ihrer Einwirkungen ist.

Das Nervensystem besteht aus dem Gehirne, dem Rückgratmark und den in allen Gliedern des Körpers verwebten Nerven. Alle diese Theile machen ein Ganzes, ein ununterbrochenes Kontiguum aus, das aus gleichartiger weicher Substanz besteht.

So oft die Nerven von äußeren Gegenständen berührt werden, so entsteht in der Seele das, was wir Gefühl nennen.

In der Verschiedenheit der berührenden äußeren Wesen, und dem mannichfaltigen Bau des Nervensystems, und der daher mannichfaltigen Berührung liegt die Verschiedenheit der Sensationen.

Die fünf hauptsächlichsten Verschiedenheiten sind unter dem Namen Sinne bekannt. Welchen Zugang die Natur für Licht=

theilchen (das ist Farbe), welchen andern sie für Luft, (das ist Ton), bereitet hat u. s. w., das zeigen Physiologie und Anatomie. Und so ist das Organon Vehiculum aller äußeren Einwirkungen.

Die Seele vergleicht ihre Gefühle unter sich; das heißt denken. Sie ordnet ihre einzelnen Gefühle anders zusammen, das heißt Imagination.

Endlich wenn die Seele auf äußere Gegenstände wirken will, so sind die Nerven ihre Werkzeuge. Sie gebietet; und die Nerven bewegen Arm, Fuß, Muskeln u. s. w.

Aber, wo ist der Sitz der Seele? Offenbar in einem der innern Theile des Gehirnes, weil mittelbar oder unmittelbar alle Theile des Nervensystems dahin abzwecken; da muß also das **Sensorium commune** seyn. Sitzt sie aber in der **Glandula pineali** oder im **Corpore calloso**? Das will ich nicht entscheiden.

Wie können Seele, das ist Geist; und Nerven, das ist Körper, auf einander wirken? Der große Leibnitz und Malebranche haben hier nichts als Grillen gehascht; und da mag ich nicht nachradotiren. Genug, das Faktum ist gewiß: Und am Ende, lieber Leser! tröste dich! Leibnitze, du und ich wissen ja eben so wenig, wie Körper auf Körper wirken.

Was ich in dieser Skizze zusammen gedrängt, in dem Werke ausgeführt habe, beweist: Daß das Nervensystem Organon, Vehiculum zur Seele und Werkzeug der Seele sey. Nun zur Sache!

Da ergibt sich nun, daß bei allen und jeden diesen Einwirkungen das Organon dem einwirkenden Wesen ähnlich werde.

Erstlich: Wann das Nervensystem von äußeren Gegenständen berührt worden, und dadurch Gefühle in der Seele entstanden sind, so wird es darin gedachten äußeren Gegenständen ähnlich, daß es hernach allein, und in Abwesenheit der berührenden äußeren Wesen, die nämlichen Gefühle, jedoch minder intensiv, in der Seele hervorbringen kann, als wenn die äußeren

Dinge selbst gegenwärtig wären; und das ist, was man Gedächtniß sinnlicher Ideen nennt. Durch diese Aehnlichwerdung wird das Organon eine von der Seele unzertrennliche Bildergallerie, worin die Modifikationen ihres ganzen jetzigen Lebens abgeschildert sind.

Daß das Gedächtniß körperlich sey, beweisen die Folgen mancher Krankheiten.

Wäre die Seele von ihren Fesseln frei, sie brauchte das Gedächtniß nicht. Sie würde den Zusammenhang der Dinge nicht mehr in Abspiegelung, in dem assimilirten Organ, sondern mit einem Blicke in den Wesen selbst sehen.

Zweitens: Wenn die Seele denkt, so vergleicht sie alle Wirkungen des Nervensystems, vergleicht ihre Gefühle, oder sie setzt die Begriffe auf eine neue Art zusammen. In diesem Falle wird das Organon dem Werk der Seele ähnlich. Nämlich die Seele findet lange hernach in den Zasern des Gehirnes den treuen Abdruck ihrer Gedanken und Empfindungen wieder.

Und so ist das Organon für die Seele gleichsam ein Archiv ihrer Entdeckungen und Kenntnisse.

Drittens: Wann die Seele auf äußere Wesen einwirkt, wann sie durch das Nervensystem (das gleichsam ihr Hebgeschirr ist) die physischen Kräfte des Körpers anwendet, so wird auch hierin das Organ der Seele ähnlich. Nämlich es setzt von selbsten und ohne Seelenbefehle diejenigen körperlichen Bewegungen fort, so die Seele anfangs ausdrücklich befohlen hatte. Von sehr vielen gesammelten Beispielen hier nur eins: Der Mensch will gehen und geht; hernach geht er weiter und weiter, und denkt ganz an was Anderes, als sein Gehen. Mit einem Worte: Die Unternehmungen des Willens werden durch Entschließung der Seele angefangen, aber durch das assimilirte Organ mechanisch fortgesetzt. Und darin

liegt hauptsächlich, was man in allen Arbeiten die Leichtigkeit der Uebung nennt!

Ohne diese Aehnlichwerdung, wie schneckenmäßig langsam würde der Mensch vorschreiten? Zu jeder einzelnen Bewegung würde eine eigene Operation des Willens erforderlich.

So weit die Summarien meiner Ausarbeitung; alles Folgende ist aus einzelnen Aufsätzen und abgebrochenen Gedanken zusammengesetzt.

Da schreite ich nun weiter zur menschlichen Seele selbsten.

In diesem Theile der Schöpfung zeigen sich Widersprüche. Die Seele des Menschen ist das erhabenste und zugleich das abscheulichste Geschöpf in der Natur. Trieb zur höchsten Tugend und zu den schändlichsten Lastern sind in ihr vereinbart! Dieses Räthsel wird bloß durch die göttliche Offenbarung, durch die Geschichte des Sündenfalls aufgelöst.

Wer sich selbst studirt, kann der wohl leugnen, daß ihn seine angeborne Hoffart immer belügt?

Es ist im Grunde dumm genug, wenn man mit so vielen Philosophen Hoffart und Selbstliebe für ein nämliches Ding ansieht. Hoffart ist der lügenhafte Begriff, als besäße man Eigenschaften, die man wirklich nicht besitzt. Selbstliebe ist die Begierde glücklich zu seyn! Zween in Wahrheit sehr verschiedene Gegenstände. Ersteres falscher, tadelnswerther Schein, Letzteres, löblicher wahrer, wesentlicher Trieb, Ichheit des Individuums!

Das, was der Mensch wirklich ist, wie sehr verschieden von dem, was ihm die Lüge der Hoffart vormalt! Also hier liegt Unähnlichkeit zwischen Sache und Begriffen! Der einzige Fall, wo Ausnahme von dem Schöpfungssystem ist.

Und da so viel Gutes, so herrliche Ordnung aus Gleichgewicht und Aehnlichkeit fließt, wie viel gräuliche Unordnung und Uebel strömen nicht aus dieser einzigen Unähnlichkeit.

Wann ein Vordersatz einer arithmetischen Operation falsch ist,

so sind alle, alle folgende Operationen falsch! So auch hier! Aus diesem einzigen Trug, dieser Folge der Erbsünde, entspringen alle Irrthümer, thörichte Leidenschaften, Laster und Verbrechen!

Der Mensch urtheilt voreilig, weil er aus Hoffart seine Beschränktheit mißkennt, sich nicht erforderliche Zeit nimmt, alle Gegenstände gehörig zu vergleichen! Daher alle Irrthümer!

Er traut sich so hohe Einsicht zu, und so scheinen ihm Gegenstände, die er liebt, über Alles erhoben zu seyn! Daher das Thörichte, Ausschließliche der menschlichen Leidenschaften!

Er dünkt sich König der Natur, dünkt sich Alles erlaubt; daher so viele Laster!

Ein so erhabenes Geschöpf beleidigen, beschränken, übertreffen wollen, scheint ihm strafbares Unrecht. Daher Neid, Rache, Habsucht, Wuth und Mord!

Also Alles moralische Folge dieser Unähnlichkeit. Daß die Menschen seit fast sechstausend Jahren nie um ein Haar besser geworden: Folge dieser Unähnlichkeit.

Mitten im Taumel erwachen in dem Menschen dunkle Gefühle seines Irrthums! Da entsteht Kampf zwischen seinen guten und bösen Neigungen, nagende Gewissensbisse. Der Mensch fällt in Selbstverachtung, den ekel- uud schauderhaften Abgrund menschlichen Unglücks.

Und das einzige Mittel dagegen? Wie oben schon gesagt: Die Lehre des Christenthums, Demuth! Und diese stellt Aehnlichkeit zwischen Begriff und Sache wieder her; macht, daß der Mensch sich so sieht, wie er wirklich ist.

Aber das Leben des Christen ist immerwährender Kampf. Bekämpfen läßt sich die Lüge der Hoffart, ganz zerstören nie. Gerade dann, wann man sie zerstört glaubt, lodert sie wieder aus ihrer Asche empor. Die Menschheit ist einmal durch die Lüge der Hoffart gebrandmarkt; ihre ursprüngliche Reinigkeit ist auf ewig befleckt.

Menschheit also, bloß Trümmer eines herrlichen Gebäudes. Und nun auch in diesen Trümmern laßt uns das allgemeine Schöpfungsgesetz: Aehnlichkeit und Aehnlichwerdung aufsuchen!

In der menschlichen Seele liegen drei Haupteigenschaften: Fühlen, Denken, Wollen. Ueber diese Gegenstände folgende Bemerkungen.

Gefühle in der Seele werden hervorgebracht, modificirt, durch Coexistenz und Einwirkung äußerer Gegenstände.

Diese Einwirkung ist zwiefach: Von Körperwelt auf Seele und von Seele auf Seele.

Die Einwirkung der Körperwelt auf die Seele ist bekanntlich Aehnlichwerdung.

Die Einwirkungen der Körperwelt auf die Seele kommen gleichsam nur durch Refraktion und mittelst des Nervensystems bis auf sie. Aber dennoch werden sie in ihr auf das treueste und vollkommenste abgespiegelt.

Ich stehe auf einer Anhöhe, und bin gewiß, daß die Hügel, Wälder, Bäche, deren Anblick die jetzige Modifikation meiner Seele machen, das treue Bild der vor mir liegenden Gegend sind.

Da ertönt das sanfte Lied einer ländlichen Flöte; und ich bin gewiß, daß die erschallenden Töne in der nämlichen Reihe, im nämlichen Verhältnisse von Stärke, von abwechselnder Höhe, Tiefe, Geschwindigkeit auf einander folgen, wie in den Seelenmodifikationen meines Hörens.

Und so von allen menschlichen Sinnen. Die Aehnlichwerdung liegt darin, daß die Seele lebendes Bild der einwirkenden äußeren Körper wird. Und hierauf gründet sich die Gewißheit aller menschlichen Ideen, die den gesunden Menschen nie trügen würde, wenn er sich immer die gehörige Zeit nähme, bis die sinnlichen Vorstellungen deutlich sind. Aber so führt

ihn auch hier die Hoffart auf Irrwege. Er glaubt, mit einem Blicke zu sehen, was sich nur nach und nach in seiner Seele abspiegeln kann.

In Betreff der Einwirkungen von Seele auf Seele sind folgende Gegenstände zu betrachten. Zwischen einzelnen Seelen wirken

A. geistige Verbindungskraft,
B. Sympathie,
C. moralische Aehnlichwerdung,
D. moralische Impulsion.

Zwischen Völkern oder moralischen Massen wirken ungefähr die nämlichen Kräfte.

A. Geistige Verbindung. Wer fühlt es nicht, daß der süßeste Genuß des menschlichen Lebens in der Gesellschaft besteht? Will man wissen, in welchem Grade ein Abwesender glücklich ist? Die erste Frage ist: Hat er gute Gesellschaft? Kein ganz ungeselliges Volk war je, wird niemals seyn. Auch dem wildesten Menschen behagt der Umgang seines Mitmenschen.

Und was thun Menschen, wenn sie beisammen sind? Einer giebt dem andern durch Zeichen (denn was sind Worte anders?) zu verstehen, was er denkt und empfindet? Da gehen Gedanken, Empfindungen des einen in die Seele des andern über. Beide Seelen denken, empfinden in diesem Moment das Nämliche, werden darin einander ähnlich.

Und was ist Denken, Empfinden, als Modification, gegenwärtige Existenz der Seele? Also Gesellschaft Aehnlichwerdung gegenwärtiger Seelen-Existenz: Und in dieser Aehnlichwerdung so viele Seligkeit, so süßer Genuß des Lebens!

Hang zur Geselligkeit ist Grundtrieb der Seele, Attraktion der Geisterwelt. Der fromme Einsiedler spricht zu

den Engeln; der eingekerkerte Weltmensch Lauzun spricht zu einer Spinne. Gesellschaft ist für den Menschen die erste Nothdurft.

Die Wonne der Geselligkeit, der geistigen Verbinbindung hat ihre Stufen, die mit den Stufen der Aehnlichwerdung zunehmen. Je mehr, je inniger die Seelen im ganzen Umfange ihrer Existenz Begriffe, Freude, Leid mit einander theilen, um so wärmer die Freundschaft, die Liebe, um so größer die Glückseligkeit! Die holden Augenblicke, wo ein Herz dem andern entgegen wallt, wo jeder Wink, jeder Blick Sprache ist; wo Alles so werth, so lieb wird, was auf den Geliebten Bezug hat! Wenn du da verstummt und zitternd ihn umfassest! Der kurze, aber himmlische Moment, wo du dein Daseyn vergissest und in ihm lebst? — O Mensch, hienieden ist nichts dieser Seligkeit vergleichbar!

Die Zeichen, deren sich die Menschen bedienen, sind, was wir Sprache nennen. Immer im Grunde nur Pantomime. Die wahre Sprache von Seele zu Seele in einer bessern Welt würde Ineinanderstrahlung seyn.

Geistiger Verbindungstrieb ist Ursprung aller Spracherfindung.

Sie ist auch Quelle des Ehrgeizes; man will sein Selbstgefühl auch in andere Seelen übertragen. Und da sind große Handlungen die Mittel! Sprich, edler Mann! Wann du hohe That vollbracht hast, ertönt nicht in deiner Seele, was Zeitgenossen, was Nachkommende von dir sagen werden? Fühltest du nicht innig, was sie von dir denken werden? Und ist dieses nicht dein süßester Lohn?

Je mehr der Mensch in viele andere Menschen seine Gefühle und Gedanken übertragen, geistige Aehnlichwerdung veranlassen kann, um so lebhafter ist sein Vergnügen. Da sind nun zwo Klüfte, die jeden einzelnen Menschen von dem unzählig größten Theile der Menschheit absondern: Zeit und Raum. Und auch

diese Klüfte hat der Mensch ausgefüllt. Er erfand nämlich Zeichen von Zeichen, dauerhafte, unversehrbare Zeichen, so die engschallenden, wegschallenden Sprachen vorstellen, die Schreibekunst! Da empfängt der Freund in Bengalen ein Blatt Papier voll schwarzer Striche; und Gedanken und Gefühle seines Freundes in London gehen in seine Seele über! Ich habe ein Buch vor mir: Mein Herz und Geist schließen sich auf; ich werde gerührt, überzeugt, gebessert; wem dank' ich's? Der Mann, dessen Wort heut in meine Seele dringt, lebte vor Jahrtausenden!

Seelenähnlichwerdung also die Veranlassung aller menschlichen Gesellschaft, die nicht Mittel des Eigennutzes ist, wie Wenige träumen, sondern die selbst Hauptzweck unseres Daseyns ist.

Freilich mischt die Lüge der Hoffart viel Uebels hinzu, macht Verbrechen häufig, macht Gesetze, Galgen und Rad nöthig. Das sind aber nur einzelne Folgen, sind Mißbräuche, nicht die Sache selbst.

B. Sympathie. So nenne ich den vorzüglichen Hang, sich mit dem einen Menschen lieber zu verbinden als mit dem andern.

Und wer kennt diesen Hang nicht? Man trete in eine Gesellschaft unbekannter Menschen! Gleich schließt sich das Herz vorzüglich für Einen auf! Dir ahnet auch schon aus dem Aeußerlichen, daß er dein Freund seyn wird. Deine Seele ergießt sich, du wünschest, ihm recht viel zu seyn. Physiognomie! Da ist dein Triumph, da ist der Moment, wo du am stärksten, am untrüglichsten wirkest! Du kündigst Seelenähnlichkeit an, noch ehe der Mund sich zum Sprechen geöffnet hat.

Und worauf gründet sich dieser Vorzug der Sympathie? Bloß auf Aehnlichkeit! Je mehr Aehnlichkeit der Mensch mit dir hat, um so inniger wird eure Verbindung seyn.

Das fühlet der reine, offene Mensch! Und nach diesem Grundsatze gleisen Schälke bei Hof, Schälke in Liebe.

Natürliche Aehnlichkeit; holdes Band der Liebe. Geheuchelte Aehnlichkeit; allgemeiner schändlicher Kunstgriff aller Verführer.

Wer schon festen, durch Gewohnheit eingewurzelten Hang hat, auf den wirkt die Sympathie freilich nicht so viel.

Unähnlichkeit in Begriffen uud Neigungen, mit Hartsinn verknüpft, erregt Hader, Zank, Hausstreit; erregt im Staate Murren, Empörungen.

Durch diesen Trieb verbinden sich Tugendhafte mit Tugendhaften; aber freilich auch Lasterhafte mit Lasterhaften.

Die Banden der Blutsverwandtschaften, der Namersverwandtschaft, der Landsmannschaft, Gleichheit des Alters, Gleichheit der Umstände gründen bekanntlich so starke Vorliebe, knüpfen so häufige Freundschaften; und was sind diese Verhältnisse? Nämlicher Namen, nämliche Umstände u. s. w. Sind es nicht Punkte von Aehnlichkeit?

Aehnlichkeit, sympathetischer Trieb verstärkt die Menschenliebe, giebt dem Menschen Achtung und Neigung für Wesen seines Geschlechtes.

C. Aehnlichwerdung. Wenn Zwei mit einander sprechen: Ihr Ton ist der nämliche; wenn Einer lacht, lächelt der Andere; wenn Einer weint, wird der Andere traurig.

Daß die Kinder nachahmen, was sie sehen, ist Folge des natürlichen Triebes zur Aehnlichwerdung.

Wann zween Menschen lang mit einander leben, unvermerkt nimmt jeder einen Theil der Eigenschaften des andern an. Sie werden einander ähnlich.

Wären die Menschen noch in ihrer reinen Güte, o würde Aehnlichwerdung die Menschheit immer vollkommener machen; aber so wird auch das Laster nachgeahmt.

Aehnlichwerdung ist Quelle der Theilnehmung an Freuden und auch des Mitleidens. Daher auch die Wonne der Wohl-

thätigkeit! Nicht nur der, so Wohlthaten empfängt, auch der Wohlthäter genießt die Freuden.

Aehnlichwerdung vertheilt Kummer und Lust.

D. Moralische Impulsion. Der, dem seine individuellen Verhältnisse am liebsten sind, ist der Feste. Er wird Mittelpunkt moralischer Massen; die anderen athmen ihm nach, werden ihm ähnlich.

Intensität des Gefühls, Enthusiasmus, ist daher so ansteckend.

Das erklärt die ganze Geschichte Mahommeds und so vieler Andern.

Daher auch die Wirkung des Beispiels in einer Schlacht; das, was der Marschall von Sachsen le coeur de l'homme heißt.

Darauf gründet sich die Antwort der Marschallin d'Ancre: **Le pouvoir d'une ame forte sur une ame faible.**

Der große feste Mann drückt seinen Stempel seinem Jahrhunderte, wie weichem Wachs, ein. Schwächere Menschen, schwankende Menschen, oder solche Menschen, deren Neigungen in mehre Gegenstände getheilt sind, fühlen sein Uebergewicht. Er spricht und sie schweigen. Er will und sie wollen. Er befiehlt: Ihr Herz murret heimlich, aber beuget sich doch! Sie folgen doch! Das ist, was ich moralische Impulsion nenne.

Im Grunde ist sie gleichfalls geistige Aehnlichwerdung; ich gebe aber diesen besonderen Namen derjenigen, welche unmittelbar Bewegung, rasche Thatsache hervorbringt, welche Aehnlichwerdung des Willens veranlaßt, wirkliche Richtung der Kräfte auf gemeinsamen Zweck verursacht, und nicht bloß auf Fühlen und Denken einfließt.

Geistige Massen, Völker: Gemeinsame Gesetze, gemeinsamer Namen, zuweilen einige gemeinsam angenommene Begriffe, öfters gemeinsamer Ursprung, sind die Punkte von Aehnlichkeit, die ein Volk, die den Staat zu einem Ganzen formen

Sympathie wirkt da selten, ist mehr individuell, wirkt mehr von Mensch zu Mensch, selten von Nation zu Nation.

Aber moralische Attraktion wirkt auch hier. Philosophie-Schwätzer glauben, der Eroberer strebe bloß nach Mitteln, seine Triebe zur Wollust zu sättigen. O, das ist wohl die Triebfeder nicht, wenigstens nicht die einzige!

Ein größeres Ganze, eine große politische Masse will er darstellen. Und was ist das im Grunde, als Punkte von Aehnlichkeit in eine größere Menge Wesen legen? Fragt jeden Bürger einer siegenden Nation! Warum freuet er sich? Eben dieses Gefühl liegt unentwickelt, aber sehr wirksam in ihm! Und jeder sagt's auch; nur der sogenannte Philosoph sieht den Tag vor Hellung nicht.

Und, in der That, was geschieht durch Eroberung, als daß nämlicher Name und Gesetze andern Provinzen gegeben werden?

Politische Impulsion. Dadurch verstehe ich Verbreitung gewisser Thätigkeit von einer Nation zu der andern. So bei Anschlägen zu Kreuzzügen; so bei den Bewegungen und Kriegen zur Erhaltung des Gleichgewichts von Europa; Ersteres Feuer durch einen Mönch, letzteres durch König Wilhelm erregt; und so weit umher verbreitet durch Aehnlichwerdung.

Uebrigens ist auch sonstige Aehnlichwerdung von Staaten zu Staaten wirksamer in unsern Tagen als jemals. Druckerei, Zeitungen, die durch Wechselerfindung vervielfältigte Handlung, Reisen junger Zierpuppen und derber Handwerksbursche machen, daß man in jedem Orte weiß, was in allen geschieht. Dabei so viele unstäte, unbestimmte Staatsverfassungen, wo man mit unbesonneuer Gleichgültigkeit die Sittenveränderungen vorbeischielt: Was Wunder, daß Modeklugheit, Modeliteratur, Modeüppigkeit, Modelaster von einem Staat in den andern wie Krebs fortfressen?

Endlich entsteht National-Aehnlichwerdung durch Invasionen. Da schmelzen Eroberer und Besieger in ein Ganzes zu-

sammen. Da findet man z. B. in jedem Franzosen zusammengesetzte Ueberbleibsel deutschen und gallischen Ursprunges; und das in Sprache, Begriffen, Gebräuchen, Gesetzen! China, Italien, Spanien, die halbe Welt ist voll solcher Beispiele, voll solcher Folgen der Aehnlichwerdung. Doch genug hiervon!

Man vergleiche nun Attraktion mit geistiger Verbindung, Affinität mit Sympathie, physische Impulsion mit moralischer Impulsion, Aehnlichwerdung physischer Eigenschaften und moralische Aehnlichwerdung! Allenthalben Aehnlichkeit, Zweck, Richtschnur, Einwirkung. Allenthalben ist Aehnlichwerdung Gesetz des relativen Daseyns, der Coexistenz für Körperwelt und Geisterwelt.

Das Denken ist nichts Anderes, als Anwendung der Fähigkeit, so der Seele eigen ist, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten ihrer Gefühle und Begriffe zu bemerken.

Alles Denken ist vergleichen, ist Aufsuchung von Aehnlichkeit und Verschiedenheit. Wer gesunden Menschenverstand hat und sich beobachtet, überzeugt sich davon leicht.

Aber auch für Schulgelehrte ist der Beweis nicht schwer. Bekanntlich ist jeder Gedanke implicirter Syllogismus, und durch jeden Syllogismus wird Klassifikation bewirkt. Und was ist Klassifikation, als ein Punkt von Aehnlichkeit, der eine gewisse Menge von Begriffen vereinigt? Das Prädikat des allgemeinen Satzes ist die Klasse, der Punkt von Aehnlichkeit. Das Prädikat des besondern Satzes ist der nämliche Punkt von Aehnlichkeit, angewendet auf das verglichene Subjekt. Der Schluß ist nichts, als der Ausdruck des Gefühls von Widerspruch. Seyn und nicht seyn! Und was ist dieses Gefühl von Widerspruch anders als Gewißheit, inniges Bewußtseyn, daß die entdeckten Verhältnisse von Aehnlichkeit oder Verschiedenheit wahr sind?

Und was ist es, das die Seele veranlaßt, Vergleichungen an-

zustellen? Da habe ich nun häufige Beweise gesammelt, daß in ihr ein Grundtrieb liegt, allenthalben Verhältnisse von Aehnlichkeit aufzusuchen, und daß die Entdeckung dieser Verhältnisse in ihr jedesmal angenehme Empfindungen erregt.

So oft der Mensch einen unbekannten Gegenstand erblickt, sogleich sucht er Verhältnisse von Aehnlichkeit mit andern ihm schon bekannten Gegenständen aufzufinden. Metaphern und Allegorien sind implicirte Vergleichungen. Das Reimen, die Wiederholung des nämlichen Metrums in Versen, gewisse Wiederholungen (refreins) in Liedern, Balladen, Rundgesängen; Wiederholung nämlicher taktmäßigen Bewegungen in den Tänzen aller Völker der Erde; Ritornel und Wiederholung des Thema's in allen musikalischen Werken; Logogryphen und Wortspiele, die Symmetrie architektonischer Verzierungen und Eintheilungen; Alles, Alles das gründet seinen unleugbaren Reiz auf die Verhältnisse von Aehnlichkeit, die da zwischen Ton und Ton, Bewegung und Bewegung u. s. w. liegen.

Der Trieb, den der menschliche Geist hat, Verhältnisse von Aehnlichkeit aufzusuchen, hat höchst wichtige Wirkungen.

Erstens: Durch das öftere Denken werden die ähnlichen Begriffe zusammengerückt, und in dieser Ordnung dem Gehirne eingeprägt. Durch Association der Ideen werden die Begriffe in der nämlichen Folge der Seele von dem Gedächtnisse und der Phantasie wieder dargestellt. Daher kömmt's, daß in dem Vortrage des Denkers so viel Ordnung (das ist Verhältniß der Aehnlichkeit) herrscht, daß bei denen, so wenig denken, die Ideen sich so verworren, so drunter und drüber darstellen, so wie der Eindruck zufällig in die Sinne gefallen war. Eine der trefflichsten Regeln in Horazens Poetik ist auf diese Wahrheit gegründet.

Zweitens: Systemgeist entsteht durch den Hang, Aehnlichkeiten zu entdecken. Je wichtiger, je zahlreicher die Gegen-

stände sind, in welchen der Denker dieses Verhältniß findet, um so lebhafter sein Vergnügen, um so größer seine Entdeckung. Welche Wonne für Newton, da er mit einem Blicke den Punkt von Aehnlichkeit, das Gesetz sah, nach welchem sich alle Weltkörper bewegen.

Aber nicht alle Philosophen folgen dem Beispiele dieses Weisen! Die Lüge der Hoffart führt sie irre! Sie träumen halbgesehene, falschgesehene Data zu angeblichen Systemen zusammen. Daher so viel elendes Hypothesengeschwätz statt Grundlehren!

Drittens: Dieser nämliche Grundtrieb ist Entstehungsanlaß und Richtschnur der Mathematik. Sie zweckt ja immer dahin, Gleichungen zwischen Größen und Größen, Zahlen und Zahlen, Kräften und Kräften zu finden. Differenzen ergeben sich alsdann von selbst. Gleichung, Gleichheit, Aehnlichkeit, bekanntlich verschiedene Worte nämlichen Sinnes. Ersteres gestempelt für Mathematik, zweitens für abstrakte Begriffe, letzteres üblich in Begriffen konkreter Sensationen.

Viertens: Dieser Grundtrieb trägt zur Bildung der Sprache unendlich bei. Wie bereits oben gesagt: Klassifikationen sind Punkte von Aehnlichkeit und ohne Klassificationen keine Namen für Geschlechter, Gattungen, Familien und ohne diese, wie elend, wie unbrauchbar die Sprache.

Fünftens: Dieser Grundtrieb ist gerade das, was man die unermeßne Wißbegierde menschlicher Seele nennt. Aehnlichkeit, und ihre Verneinung Verschiedenheit sind die einzigen ganz allgemeinen Verhältnisse. Sie liegen in allen Wesen, in allen Begriffen, in Abstraktionen von Abstraktionen, sind die letzten Verhältnisse, die zwischen allen andern Verhältnissen selbst liegen. Man studire die Topiken im Aristoteles und andern: man wird finden, daß ich wahr spreche. Vorwitz ist Durst nach aufzufindenden Verhältnissen von Aehnlichkeit und Verschiedenheit, ist das, was den Naturforscher, den Reisenden u. a. m. anspornt.

Grundtrieb, Neigung, Aehnlichkeiten zu entdecken, ist also Urquell alles menschlichen Denkens; Urkeim, aus dem alle menschlichen Kenntnisse und Wissenschaften sich entwickelt haben. Was sind alle menschliche Begriffe, alle Definitionen? Der Genuß Punkt relativer Aehnlichkeit; die Differenz Grenze seiner Individualität.

Besonders merkwürdig ist auch, daß der Mensch nicht bloß an Aehnlichkeit, sondern auch an Abwechslung, an Verschiedenheit Geschmack findet. Das hängt nun folgender Gestalt zusammen.

Die Seele, einzeln betrachtet, einfaches Wesen, hat lediglich an Aehnlichkeit, an Einheit Wohlgefallen, und darum sind auch die Seelenleidenschaften so anhaltend, so unerschöpflich.

Für den menschlichen Körper, für das so fein, so zerbrechlich organisirte Nervensystem ist Abwechslung, ist Verschiedenheit Bedürfniß. Anhaltende Spannung des nämlichen Nervens machte ihn stumpf, endlich schmerzend. Und eben darum wird jede bloß sinnliche Lust so geschwind zum Ekel.

Nun ist der Mensch aus Seele und organisirtem Körper zusammengesetzt; und hieraus folgt, daß das, was ihn anhaltend vergnügen soll, aus Aehnlichkeit und Abwechslung zusammengesetzt seyn muß. Hiervon einige Beispiele!

Der Seele würden gerade Linien am besten gefallen; dem Organ aber Winkel; dem zusammengesetzten Menschen nun gefallen Kurven, Mitteldinge zwischen geraden Linien und Winkeln. Daher die Hogartische Schönheitslinie, der Reiz aller schönen Formen!

Es würde die Seele vergnügen, wenn ein Gegenstand ganz weiß oder schwarz wäre. Das körperliche Organ würde ergötzt, wenn in dem nämlichen Gegenstande das Weiße dem Schwarzen dicht anstünde. Für den zusammengesetzten Menschen muß von dem Weißen zum Schwarzen durch unmerkliche Mitteltinten ein

Uebergang seyn. Hierauf gründet sich das Chiaroscuro der Maler, Correggio's so sanftschöne Manier.

Aus dem nämlichen Grundsatze fließt Nothwendigkeit der Transitionen in der Rede und in der Tonkunst. Antithesen gefallen nur alsdann, wenn kontrastirende Dinge durch einigen Punkt von Aehnlichkeit verbunden da stehen.

Kontrast selbst frappirt immer, mißfällt meistens, gefällt nur alsdann, wenn er das Nervensystem aus der unangenehmen Dumpfheit eintöniger, zu lang anhaltender Spannung zieht.

Symptome des Bedürfnisses abwechselnder Empfindungen sind Langeweile, Dumpfheit, Ekel, Müdigkeit, oder gar physischer Schmerz. Diese Gefühle (wie bereits oben gesagt) gab die Natur dem Menschen, um ihn zu zwingen, für Erhaltung seiner Organisation zu wachen. Sie gehören also zur individuellen Aehnlichkeit und in der Psychologie ist dieses gleichfalls ein Punkt, wo Existenz und Coexistenz in einander greifen.

Nun zur dritten Eigenschaft der Seele, wirken, wollen!

So oft die Seele sich aus einer unangenehmen Lage herausziehen, oder sich angenehme Empfindungen verschaffen will, so ordnet, so drängt sie die äußeren Umstände in der Masse zusammen, daß sie dadurch nach ihrer Absicht einwirkt, sich dadurch angenehme Rückwirkungen verschafft, ihren Zweck erreicht.

Dieses Zusammenordnen ist, was man Kunst heißt. Da wirkt die Seele auf die außer ihr existirende Körperwelt, zertheilt, formt, versetzt, setzt zusammen. Ihre ersten Werkzeuge sind die Glieder ihres Körpers. Sie wirkt ferner auf Seelen, die außer ihr sind, giebt ihnen Eindruck, Unterricht, Befehle. Ihr Werkzeug dazu die Sprache. Oder sie wirkt auf den aus Körper und Seele zusammengesetzten Menschen; da sind ihre Mittel: Erregung physischen und geistigen Schmerzes, phy-

fischer und geistiger Wollust. In der Arzneikunst: Erregung, Beförderung nützlicher Krisen. Endlich hat die Seele ein Bedürfniß ihre lebhaften Gefühle auf eine oder die andere Art darzustellen; aus diesem Bedürfnisse entstehen die bildenden Künste.

Hieraus nun fließt folgende Eintheilung:

Erstlich: Zur Einwirkung der Seele auf Körper gehören alle mechanischen Künste, Handwerker.

Zweitens: Kunst und Einwirkung auf Seelen ist Wohlredenheit.

Drittens: Zur Einwirkung auf den zusammengesetzten Menschen, auf den Menschen, wie er da ist, rechne ich Regierungskunst, Erziehungskunst, Arzneikunst.

Viertens: Was man durch bildende Künste versteht, ist ohnehin bekannt.

Betrachte ich die Künste überhaupt, so ist Folgendes wahr:

Die Begierde, glücklich zu seyn, Selbstliebe, erzeugt alle Künste. Imagination giebt die Mittel an, der Wille ergreift sie, setzt zu diesem Ende die Kräfte in Bewegung.

In Betreff aller Künstler ohne Ausnahme muß Wirksamkeit mit dem Quantum des Bedürfnisses in Aequation stehen. Also auch hier Gesetze des Gleichgewichtes, der Aehnlichkeit.

Nun zur Ausführung!

Erstlich: Von Handwerkern, mechanischen Künsten und was auf Körper wirkt.

Der unverdorbene Mensch würde wenig Künste brauchen. Bäume oder Höhlen sein Obdach. Felle seine Kleidung. Jagd und Obst seine Nahrung, Quelle sein Trunk!

Aber wie viele Bedürfuisse in dem Taumel von Irrthümern, worin der gefallene Mensch lebt! Was manchen Dürftigen kleidet, ist vielleicht durch hundert arbeitende Menschenhände gegan-

gen, nun vollends der Reiche pranget in seinem Hause, auf seinem Leibe mit Erzeugnissen aus vier Welttheilen.

Freilich ein prächtiger Anblick, wenn man die Fluren bedeckt mit Saaten, Gebäude und Städte prächtig emporragen sieht! Wer kann da das Bild der rohen Natur ertragen, Höhlen, Waldungen, Sümpfe! Aber, wenn man tiefer in die schöne Welt hineinschaut, wie bald verschwindet der Zauberglanz! Langeweile in Palästen, Elend in Hütten.

Unterdessen Kunsterfinder, Künstler, Handwerker, jedes Mal genieße ich in eurer Werkstatt neues Vergnügen! Eure so mannichfaltigen, dem Zweck so angepaßten Werkzeuge, eure so wirksamen, so bestimmten Kunstgriffe! Nirgends zeigt der menschliche Verstand unerschöpflichern Reichthum, größern Scharfsinn! Du, Juwelirer, deine Schuld ist es nicht, daß jene Frau mehr Werth in ihrem Kopfputze trägt, als die jährliche Nahrung fünfzig verhungernder Armen erfordern würde. Du bist Juwelirer, weil Drang, Zusammenstimmung der Umstände dich dazu gemacht haben; und dein Fleiß ist dir Mittel zur Erfüllung heiliger Pflichten. Er ernährt dein liebes Weib, deine geliebten Kinder. Ist Luxus nicht nothwendiges Uebel? Und bin ich etwa besser als andere Menschen? Wie viel edle Kräfte habe ich aufgerieben in Strebung nach eingebildeten Bedürfnissen? Welchen schönen großen Theil meines Lebens habe ich in Thorheiten vertaumelt? Wie viel werde ich nicht noch vertaumeln? Alles, leider Alles wahr! Aber, Kunsterfinder, Künstler, Handwerker, nur dieses erlaubet mir, daß ich in vorübergehenden Momenten ruhiger Selbstkenntniß sage: Euer Scharfsinn, eure Arbeit sind im Grunde verschwendet, tragen zur Glückseligkeit der Menschheit im Ganzen nichts bei!

Welche noch so gekünstelte Wollust wird nicht durch Gewohnheit gleichgültig, durch öftere Wiederholung ekelhaft? Wieder, welche einfache Speise wird nicht durch Mäßigkeit und Hunger

köstlich gewürzt? Arzneikunst, Wundarzneikunst, auch ihr wäret entbehrlich, wenn der Mensch mäßig und friedlich lebte.

Wann werden die Menschen aufhören, sich immer neue eingebildete Bedürfnisse vorzulügen, sich neue Puppen zu bilden? Ach, nur die Wahrheit ist einfach, ewig, sich selbst gleich. Lügen, Traume, Einbildungen sind unerschöpflich, mannichfaltig.

Die Welt, welche Schaubühne! Die Meere von Schiffen durchkreuzt, die Berge durchwühlt, die Menschen, ihr Leben durch, schwitzend, schnaubend, arbeitend! Elende Knechte der Leidenschaften! Und die Leidenschaften, Tyrannen, die da immer versprechen, nie gewähren! Adam, das ist nun das Loos deiner in dir gesunkenen Kinder.

Dem sey nun, wie ihm wolle; alle Kunsterfindungen ohne Ausnahmen müssen nach folgendem Ideal streben: Zwischen dem Deficit, oder Quantum wirklicher oder eingebildeter Bedürfnisse, und dem Quantum an Kraft der steuernden Kunsterfindung muß Aequation seyn. Also ähnliches Quantum. Abermals das Gesetz der Aehnlichkeit!

In Betreff mechanischer Kunsterfindungen ist dieser Satz trivialisch wahr wahr, und in Betreff aller übrigen ist er eben so einleuchtend.

Handel und Wandel sind bei so vermehrten Bedürfnissen unentbehrlich; also auch unvermeidlich die Erfindung des Geldes, des Maßstabes und gemächlichen Repräsentatives der Reichthümer. Kaufleute und Producenten bringen Bedürfniß, ihre Mühe, äußere Umstände in Anschlag, und bestimmen den Werth ihrer Waare; alsdann geben sie die Waare weg, wann sie ein dem Preise gleiches Quantum erhalten. Also Aequation, Saldo. Gesetz der Aehnlichkeit. Richtschnur des Tauschhandels.

Ich schließe daraus Folgendes: Auch dann, wann der Mensch seinen Irrlichtern folgt, wann er seine eingebildeten Bedürfnisse

sättigen will, auch dann giebt Aehnlichkeit, Gleichgewicht die einzige Richtschnur an.

Zweitens: Wohlredenheit. Mit zierlich geschliffenen Perioden; mit ängstlich gesuchtem Wohlklang, mit schicklichst angebrachten Tropen, mit genauest nachgeäfftem Seelenfeuer, da wird der künstliche Redner kalte Bewunderung erregen, aber nie die Seelen der Zuhörer entzünden, ihnen nie das Wahrheitsgefühl tief einätzen.

Aber wenn seine Seele von Vaterlandsliebe, von Tugendliebe glühet, wenn sein Herz sich gegen ungerechte Gegner empöret, wenn Wahrheitsgefühl fest in ihm ruht, dann werden seine Worte mächtig und wirksam niederdonnern, seine Gluth wird schnell seine Zuhörer ergreifen, sie werden die hohe, unwiderstehliche Kraft der Wahrheit fühlen.

Und so, wie oben gesagt: Durch Wirkung wahrer Wohlredenheit werden also die Zuhörer dem Redner ähnlich.

Freilich gibt es Zeitpunkte, wo die Zuhörer taub für gewisse Wahrheiten, gefühllos für gewisse Empfindungen sind. Der Redner studire da seine Zuhörer; wisse, welchen Gefühlen ihre Herzen zugangbar sind. Alsdann wird er die nöthige Aequation zwischen Mittel und Erforderniß treffen. Hierzu geben Aristoteles, Cicero, Quintilian gute Regeln an.

Bessere Regel ist fleißige Lesung guter Muster. Unvermerkt macht man sich ähnliche Wendungen, ähnliche Hülfsmittel eigen.

Beste Regel, aber nur Regel für den selbstständigen Mann, ist diese: Blicke hin auf den Geist der Zeit, lese in den Augen deiner Zuhörer die Stimmung ihres Verstandes und ihres Herzens. Dann folge lediglich deinem Sinne und deinem Gefühle. Du wirst die Aequation treffen, wirst deine Kräfte nicht durch unnöthige Fesseln lähmen. Du wirst wirken.

Alles, was hier von Wohlredenheit gesagt worden, ist wahr

für den Prediger, für den Staatsmann, für den Bedrückten, der Habe, Ehre und Leben vertheidigt, für den Elenden, der um Hülfe fleht.

Drittens: Von der Staatskunst, von der Erziehungskunst, dann ein Wort von der Arzneikunst!

1. Die Menschheit hat nur noch Trümmer ihrer ursprünglichen Güte. Ihre wesentlichen Kräfte wirken noch alle; aber die Lüge der Hoffart, die durch dieselbe bestätigten falschen Begriffe von Glückseligkeit geben diesen Kräften die widersinnigste Richtung.

Da toben unbändige Leidenschaften; da ist Krieg Aller wider Alle; Jeder träumt, unermessenes Glück quelle aus unermessenen Reichthümern; als wenn die Möglichkeit des Genusses nicht auf ewig beschränkt wäre, als wenn sie mit den Reichthümern zunehmen könnte.

Bei so manchem trügenden Schein, der die Welt im Grunde zum großen Tollhause macht; bei so beständigem Gähren und Ringen, wie bald würde sich die Menschheit selbst aufreiben, wenn sich ihre verschiedenen Häufchen (Nationen) nicht im Inneren Dämme setzten.

Diese Dämme sind die politische Organisation, die Kunstgebäude der Gesetze.

Je verfeinerter die Sitten, je erhöhter die Leidenschaften, um so künstlicher muß diese Organisation seyn; aber wo da immer Menschen beisammen sind, ist einige politische Organisation nöthig, weil da Eigennutz, Bosheit, Wuth nicht ausbleiben.

Die alten Deutschen in ihren Wäldern hatten Richter, Heerführer, Todesstrafen; die wilden Amerikaner haben die ihrigen; der Neger auf den Küsten von Afrika hat die seinigen.

Organisation bringt nie Kräfte hervor; sie ist Kunst, und Kunst kann nichts, als verschiedene Kräfte der Natur so zusammensetzen, daß eine gewisse erzielte Wirkung hervorkommt. So die Uhren, so alle Werke der Mechanik, und so auch Legislation.

Der Mensch kennt keinen stärkern Trieb als Glückseligkeit, haßt mithin physischen Schmerz und Schande, strebt nach Wollust und Lob; und so werden Strafen die Dämme, Belohnung die Lockspeise.

Ausübung der Gesetze muß wohl Menschen anvertraut werden, und das geschieht durch ausdrückliches oder stillschweigendes Kompromiß. Das Gewicht an der Uhr kann von Blei seyn, da Zifferblatt und Räder vielleicht von Golde sind. Unterdessen treibt das Gewicht doch die ganze Uhr wirkt. Wie manche Edle und Weise, beherrscht von Kindern und was noch weniger ist, von von schwachen Männern! von bleiernen Gewichten an der goldenen Uhr! Doch sind ja auch unter den Regenten edle große Menschen, wahre Väter ihres Volks!

Ich stelle mir immer vor, ein redlicher, erfahrner Staatsmann würde einem künftigen Regenten und Gesetzgeber ohngefähr Folgendes sagen:

„Kenne die Menschheit genau; die Ueberbleibsel ihrer verderbten Natur genau! Das sind die verschiedenen Räder, aus denen du deine Uhr zusammensetzen mußt".

„Willst du deine hohe Bestimmung erfüllen, Vater deines Volkes seyn, denke erstlich an äußere und innere Verhältnisse des Staats."

„Willst du deine Untergebenen glücklich wissen, strebe nach drei Dingen: Daß keiner hungere; daß jeder beschäftigt sey; daß alle gerecht und, wo möglich, liebend seyn! Das sind in allen und jeden Fällen Bedürfnisse zur Glückseligkeit."

„Die Art der Bestrafung sey der Art der Verbrechen möglichst ähnlich. Zwischen den einzelnen Fällen, den darauf angewandten Gesetzen, den daraus fließenden Urtheilen, sey höchster Grad von Aehnlichkeit, Gleichheit".

„Glaube nie, daß du über Engel regierst! Auch in den besten Menschen liegen Keime von Fehlern. Sey strenger Voll-

strecker der Gesetze! Furcht ist wirksamer, als Belohnung, Schmerz ist intensiver, als Wollust, rührt ja von heftigerer Anstrengung der Nerven her. Strafen geben den nöthigen Druck, verhindern das Uebel".

„Aber glaube auch nicht, Teufel zu beherrschen! Es sind unglückliche, verirrte, empfindsame, ursprünglich erhabene Geschöpfe! Es sind Menschen, deine Brüder! Wann Hartsinn abgerieben, Sitten welcher geworden, dann dispensire nie in einzelnen Fällen, aber führe mildere Gesetze ein! In keinem Falle dürfen diese unnöthig streng seyn. Zwischen dem Quantum des Bedürfnisses und dem Quantum des Steuerungsmittels muß Aequation, höchster Grad von Aehnlichkeit seyn."

„Belohnungen spare bloß für die Tugend. Gieb deinen Unterthanen Beispiele der Tugend und Gerechtigkeit. Du weißt, wie sehr der Trieb zur Nachahmung, zur Aehnlichwerdung in der Menschheit liegt."

„Vermeide unnöthige Veränderungen! Du weißt, wie sehr die Menschen an Gewohnheit, an individueller Aehnlichkeit hangen."

„Glaube nicht, Alles unmittelbar thun zu können; sonst thust du nichts. Beschränkt ist ja dein Daseyn, deine Ichheit. Unmittelbar kannst du auf Wenige wirken. Aber diese wirken wieder auf Andere. Der Schlußstein berührt unmittelbar wenige Steine, hält aber mittelbar das ganze Gewölbe zusammen."

„Was äußere Verhältnisse anlangt, traue nie ganz! Sey nie sorglos, bis du sicher bist, durch eigene Kräfte, oder Kräfte deiner Bundesgenossen ungerechtem Eigennutze zu widerstehen. Dem Kräftenquantum des möglichen Angriffes muß im Gleichgewicht ähnliches Quantum der Vertheidigungsmittel entgegen stehen".

„Alles dieses ist allgemein wahr; vielleicht vollständige Grundlinie der Politik!"

„Das ist einfach, wie jede Theorie: aber die Anwendung tausendfältig! Ewig webt die Natur, der fortströmende Gang der Zeit, neue Mischungen von Umständen und Wesen zusammen! Und da werden jedesmal neue Maßregeln, neue Mittel erfordert. Sonst hört ja das nöthige Gleichgewicht auf, die nöthige Aehnlichkeit zwischen dem Quantum des Bedürfnisses und dem Quantum der darauf gerichteten Wirksamkeit. Und darauf ruhet ja das Wohl des Staates."

„Immer frischen Blick also, wo möglich Adlersblick, werfe auf die gegenwärtige Lage der Umstände! Das, Staatsmann, das ist dein Amt, hierauf gründe deine Entschließungen! Klima; Sitten, topographische Lage, Zeitgenossen, Auswahl tüchtiger Werkzeuge, wie viel Stoff zu Betrachtungen! Wisse, daß die unzähligen Fehler selten aus Unwissenheit, meistens aus Unkenntniß der vorliegenden Umstände geschehen!"

„Traue Schmeichlern nicht! Ihre Sprache ist Seelengift. Aber wisse, der ärgste Schmeichler ist in deiner Brust: die Lüge der Hoffart."

„Ueberlege behutsam und lang, führe das Beschlossene schnell und kühn aus."

„Thust du das Alles zum Besten deines Volks, dein Lohn bleibt dir nicht aus."

„Aber solltest du dein Volk ansehen, wie der Metzger sein Schlachtvieh, als Waare, brauchbar zur Sättigung deines Geizes, deiner Ruhmbegierde, deiner Lüsternheit? O so klage die Stimme bedrückter Waisen, der von vergossenem Menschenblute aufsteigende Dampf dich bei deinem und Aller Richter an!"

Ich lenke nun wieder ein.

Zweitens: In Betreff der Erziehung ist in unsern Tagen so viel geschrieben, so manches versucht worden; mit welchem Erfolg?

Es kömmt in der Erziehungskunst, wie in allen Künsten,

darauf an, daß zwischen Mittel und Erforderniß Aequation ist. Diese vermißt man freilich bei manchen Schulanstalten. Hier nur einige Beispiele!

Es werden oft allgemeine Methoden angegeben über Gegenstände, die nicht allgemein gleich sind! Allgemeine Panaceen, da die Krankheiten so oft verschieden sind!

Es heißt: Leibesstrafen müssen aus allen Schulanstalten verbannet werden. Gut für Kinder, deren moralisches Gefühl sehr empfindsam ist! Aber für Andere?

Es mangelt uns noch ganz an einer moralischen Semiotik zur Erkennung der Herzensneigungen und Geistesfähigkeiten bei Kindern; und so lang wird es immer Zufall seyn, ob die Methode auf das Subjekt paßt oder nicht.

Man zählt zu viel auf Wirkung moralischer Grundsätze, und bedenkt nicht, daß Grundsätze für alle Menschen wegschallende Worte sind, so lange sie nicht das Resultat eigener Erfahrung werden.

Man rechnet nicht genug auf die Folgen der Aehnlichwerdung, auf den Hang zum Nachahmen, der Kindern so eigen ist! Tugenden des Lehrers sind der beste Unterricht.

Man glaubt noch zu viel: Wissenschaft sey Weisheit. Eines der schädlichsten Vorurtheile für die Menschheit!

Dergleichen Mängel könnte man noch häufig angeben. Unterdessen scheint mir in Betreff der Erziehung Folgendes gewiß: Lehrer, kenne deinen Zögling genau, sonst wird zwischen deinen Mitteln und der Erforderniß keine Aequation seyn.

Fühlen und denken lehrest du die Kinder nicht. Du kannst nichts in das Kind hineinlegen, was nicht schon darin ist. Aber du kannst es umgeben, mit Gegenständen, die auf seine Sinne, auf seine Seele wirken. Du kannst es in Umstände versetzen, wo es seine Geistes- und Körperkräfte gebrauchen muß, und da werden sich seine schlafenden Fähigkeiten entwickeln, werden in le-

bende Kraft übergehen. Das heiß' ich erziehen. Rousseau's Emil, die Realschulen, sind Anwendungen, aber noch immer unvollständige Anwendungen dieses Grundsatzes. Hauptsächlich lasse deinem Zögling mit seinem, schon in ihm keimenden Hoffartsgefühl so lange widerrennen, bis er Demuth und Selbstkenntniß als einzige, unentbehrliche Grundvesten ansieht: Dann wird er so glücklich werden, als es das Loos der Menschheit erlaubt.

Alle Wirksamkeit ohne Ausnahme wird durch Kunstfertigkeit vermehrt, und diese quillt aus Uebung. Also anhaltende praktische Arbeit sey für deinen Zögling Beschäftigung und Pflicht. Dazu muß er, wie jeder Mensch, durch Strafe und Belohnungen angetrieben werden.

Halte ihn an, nicht bloß zu arbeiten, sondern gut zu arbeiten, so lange die Arbeit zu wiederholen, bis das Werk seiner Hände oder seines Geistes dem Zweck ganz anpassend ist. Dann wird der wesentliche Inbegriff aller Kunstregeln bald tief in ihm wurzeln, daß Aequation zwischen Mittel und Erforderniß seyn muß; und daß das wichtigste ist, den Gegenstand genau zu kennen.

Auch der moralische Unterricht muß bloß in wirklicher Ausübung wohlthätiger Handlungen, in wirklicher Bekämpfung erregter Affekten bestehen. Lehrer, ist das deine Methode nicht, dann bist du ein Schwätzer.

Eben so alle sogenannte wissenschaftliche Künste. Advokatur, Richteramt, Arzneikunst werden bloß durch praktische Uebung erlernt.

Aber die wissenschaftlichen Kenntnisse? Die Literatur? Die Theorien? Freilich sehr nothwendige Dinge — in Büchern. Man muß sie finden können, wenn der Fall kömmt, sie zu brauchen; aber warum sich im Kopfe damit herumschleppen?

Schriftsteller, Rechtsgelehrte! u. s. w. Kenntnisse sind eure Werkzeuge, eure Waffen; Bücher eure Vorrathskammern, eure

Zeughäuser! Aber wem anders, als dem Schulgelehrten, kann es einfallen, immer mit voller Rüstung, immer Hand und Nacken von Reichthümern beladen, umher zu gehen, durch Tragung dieser Lasten seine Kräfte aufzureiben.

Ueber das Kollegienlesen und manche andere Universitätsanstalten ließe sich Vieles sagen.

Drittens: Arzneikunst. Weiser Hippokrates, wie sehr zierst du die Menschheit! Wie verehrungswürdig, wie wohlthätig der Arzt, der die Natur sorgfältig beobachtet, sie nie in ihren heilbringenden Krisen stört; nie wirkt, als bis er ungezweifelt weiß, daß zwischen Erforderniß und Wirksamkeit der Materia medica Aequation ist.

Aber Hohn dem angeblichen Arzte, der, von Hypothesengeschwätze umnebelt, mit hülfversprechenden Händen würgt!

Gibt's Theorie in der Arzneikunst, so liegt der Pfad, der dahin führt, gewiß zwischen zwei großen Männern; zwischen Stahl und Börhave. Mechanik und Seele wirken im Menschen auch in Krankheiten zusammen.

Aber da der Pfad noch nicht entdeckt ist, stütze dich auf Hippokrates und Erfahrung! Folge nicht den Irrthümern scientifischer Sprache! sonst verfehlst du gewiß den Punkt der Aequation, der auch hier zwischen Erforderniß und Mittel liegen muß.

Bordeaux, Zimmermann! Meine Freunde, Strack und Weikart! Ich trage hier eure Meinung vor.

Viertens: Bildende Künste. Wie manche goldene Stunde meines Lebens habe ich euren Meisterstücken zu verdanken! Wenn ich mit Winkelmann vor dem Laakoon und Apoll staunte! Wenn ich mich in Raphaels, Titians und Guido's Bilder hinein fühlte! Wenn Hassens und Schweizers Töne mein Herz erweichten, süße Schwermuth in meine Seele gossen; wenn Gluck mich hinriß; wenn Göthe, Voltaire, Wieland mich jetzt ergötzen, mir in andern Momenten Thränen theilnehmender Weh-

muth auspressen, wenn ich an Sommerabenden mit dem Bleistifte in der Hand auf einem Hügel sitze, und die Schönheit der vor mir liegenden Gegend einsauge, und wieder auf mein Papier ausgieße!

Und was ist es, das alle Menschen in Werken bildender Künste freut? Es ist bekanntes Ding, daß der Reiz in der Aehnlichkeit des Kunstwerks zu der darin abgebildeten Natur liegt. Aristoteles sagte vorlängst, daß alle bildenden Künste Nachahmung der Natur sind. Batteux und alle Aesthetiker sagen es ihm nach.

Das ist nun eine einfache Folge des oben erwiesenen Grundsatzes, daß die Seele Vergnügen an Entdeckung jeden Verhältnisses von Aehnlichkeit findet. Und so wäre das Gefühl des Zuschauers, des Zuhörers, des Lesers erklärt.

Aber was veranlaßt den Künstler, die Natur nachzuahmen? Theorien- und Aesthetiken-Schwätzer, bildet euch nicht ein, daß das euer Werk ist. Euer kalter, hölzerner, mit Draht zusammen gesetzter Gliedermann ist die Kunst nicht. Sie ist Minerva, die leben- und kraftvoll aus Jupiters Kopfe heraus tritt, rings um sich Wärme und Wonne verbreitet. Theorienschwätzer! Wie hölzern steif sind die mühsamen Werke eurer Lehrlinge! Wie lebens- und kraftvoll Homer und alle Volkslieder des ganzen Erdbodens, deren Sänger, Gott Lob! von euren Abstraktionen nichts wußten.

Ist es vielleicht Eigennutz, ist es Ehrgeiz, das den Künstler zur Nahahmung der Natur anfeuert? Elender Künstler, der nicht seine Kunst um sich selbst liebt. Der nicht dann auch dichtet, malet, singt, wenn dumme sogenannte Mäcenaten den Stümper loben und beschenken; und ihn, den Sohn der Kunst, tadeln und darben lassen!

Merkwürdig ist es, daß der Genius Kunstwerke hinzaubert, ohne daß der Künstler selbst weiß, wie ihm geschieht. Er athmet nicht ängstlich jede Theile nach, er fühlt Drang in seiner Seele, sein Pinsel wirkt, und das Bild spricht Jeden an! Er fühlet

Drang, legt Worte oder Töne nicht auf die Wagschale; schreibt hin, rührt und erstaunt.

Oft habe ich diesem Kunsttriebe nachgedacht, einstens sehr tief nachgedacht, und höre:

Ein Schauder erbebte in meinen Gebeinen, meine Sinne erloschen, ich entschlüpfte meinem Leibe, eine auflodernde Flamme.

Fuhr wie Blitz empor! Ein Nu — die Erde unter mir verschwunden. Ein Nu — die Sonne mir nur noch glimmendes Sternlein! Ein Nu — ich hatte Milchstraße, hatte unzählige Sonnensysteme durchblitzt.

Nun Alles unter mir verschwunden! Nacht und Nacht rings um mich, nur in höchster Höhe Dämmerndes.

Ich erreichte es. Es war das Chaos.

Da, Feuer- und Wasserströme, sausende Stürme, geschleuderte, niederstürzende Felsen, Alles dicht in einander dringend, kochend, brausend, schäumend, knallend und prasselnd in und durch einander.

Dort halbfertige Welten in dem kochenden Chaosmeere schwimmend. Hier strömten flammende Feuerbäche zur werdenden Sonne zusammen. Da eine andere Sonne fertig: Es erschien ein Seraph, ganz Jugendschönheit, ganz Engelskraft. Er stieß sie, sie rollte dem Raume zu, ihrer Laufbahn zu. Dort eine Welt zugerundet, schon von Thier- und Pflanzenkeimen umduftet, und ehe sie der Seraph ihrer Sonne nachstieß, siehe da ein holdes Weib, ihr Mund sanftes Lächeln, ihr Auge ganz Zärtlichkeit, ihr Leib von Reize umgürtet, sie streuete aus vollen schönen Händen auf die neue Welt! und was sie streuete: Funken unsäglich entzückenden Glanzes! Sie, die Liebe! Ihre Gaben Seligkeit!

Ich hatte nun die Werkstatt der Welten durchfahren, da war ich in unermessenen Runden vom Chaos umwölbet, das ganze Innere reinstes Licht. In Mitte der Runden schwebte eine Purpurwolke.

Der eilt' ich zu. Durch die Purpurwolke bricht hie und da volle Gluth. Mit dieser Gluth unzähligen Menge neu erschaffener Wesen fort und fort ausgestrahlt; und diese schwarmweis dem Chaos zueilend; künftige Theile werdender Sonnen und Welten!

Ich war nun dicht unter der Wolke, da schwebt ein Buch, seine Aufschrift: Gesetze der Natur.

Ein Cherub öffnete es mir, da stand in Geistersprache oben auf der Blattseite:

Gesetze der Erzeugung.

Weiter unten hieß:

Wenn Menschen am stärksten fühlen, dann wird unter ihren Händen aus grober, kalter Materie schöner, warmer, geistiger Abdruck ihrer Gefühlkunstwerke!

Ich wollte weiter lesen, aber verschwunden waren Buch und Cherub!

Nun wagt' ich es, in's Innerste der Purpurwolke zu dringen. Meine Ichheit ward mir zu eng, heftiges und verzehrendes Gefühl ergriff mich; da kam ein heftig glänzender Strahl, ich ward blind! Und dann erwachte ich aus dem Traume.

Lieber Leser! Was ich dir hier vorpoetisirt habe, heißt zu deutsch also: So oft eine Empfindung heftig auf die Seele wirkt, so oft die Seele voll eines intensiven Gefühles ist, so ist ihre Ergießung nöthig. Der Unglückliche, den hartes Schicksal drückt, weinet, spricht laut, klagt den Mauern oder der Einöde, wenn er auch ganz allein ist. So von allen heftigen Empfindungen! Wer an dem Satze zweifelt, versuche Folgendes: Er beschränke seine Achtsamkeit geraume Zeit auf einen Gegenstand. Erst wird er Alles sehen, was in dem Dinge liegt; dann wird er es wiederholter und immer wiederholter sehen. Eben durch diese Wiederholung wird er den Gegenstand intensiv in seiner Seele fühlen.

Und dann wird er bald seinen Drang empfinden, sein Gefühl auf irgend eine Weise abzuschildern. Fährt er fort, seine Achtsamkeit zu spannen, so wird sein Gefühl immer intensiver, und der Drang zur Ergießung der Seele unwiderstehlich. Und leicht wird es ihm wieder um's Herz, wann er diesen Drang befolgt hat. Nun ist diese Ergießung alle Mal das ähnliche Bild desjenigen Gefühles, so die Seele drückte; und der Drang ist das, was ich bildenden Kunsttrieb nenne. In diesem Sinne ist jeder Mensch in gewissen Momenten des Lebens bildender Künstler.

Der junge Geschäftsmann wird verliebt, da schreibt er nicht von seiner Liebe in seinem gewöhnlichen schleppenden Kanzleistyle, seine Schreibart wird warm und malerisch bildend. So verhält es sich bei allen Menschen, mit der Sprache aller heftigen Empfindungen. Das Künstlergenie ist von jedem andern Menschen bloß darin unterschieden, daß es empfindsamer ist, daß da, wo der andere kalt bleibt, die Natur auf den Künstler so mächtig einwirkt, daß sie ihm Ergießung, Darstellung eindringt.

Kömmt auch Imagination hinzu, und setzt in den Kopf des Künstlers ein nie gesehenes Ganze, setzt neue Welten zusammen, so besteht das Zauberbild doch immer aus einzelnen eingesogenen, tiefen Ahndungen. Das Erdichtete liegt lediglich in der Zusammensetzung.

Farbe, Töne, Bildhauermeisel, Worte sind im Grunde nur verschiedene Sprache der Künstlerempfindung.

Der Drang, der bildende Künstler weckt, gehört also in die Grundlage menschlicher Seele.

In jedem lebenden Wesen, in der ganzen Natur ist Trieb, sein Aehnliches hervorzubringen. Die Pflanze thut's durch Besamung, das Thier durch Begattung, das Seelengefühl durch bildende Künste.

Fünftens: In Betreff aller Künste, aller aktiven Wirkungen der Seele ist Folgendes wesentlich zu bemerken:

Das zu Stand gebrachte Kunstwerk wird demjenigen Vorbilde oder Plane ähnlich, so die Imagination vorher in der Seele zusammen gesetzt hatte.

Der verfertigte Topf gleicht dem Urbilde vollkommen, das in dem Kopfe des arbeitenden Töpfers lag.

Das nämliche Gemälde, das nun eben aus dem Pinsel quillt, liegt schon ausgemalt in der Seele des Malers.

Plane zu Staatsunternehmungen, Plane zu Kriegsthaten, sind es nicht Vorbilder? Ist nicht die wirkliche Ausführung diesen Vorbildern ähnlich?

Mit einem Worte: Alles, was die Seele wirkt, lag, theils kurz, theils lang vorher, als Bild in ihr, war Modifikation ihrer Existenz. Und mithin ist es wahr, daß alle active Wirkungen der Seele, alle Verändernngen, so sie in auswärtigen Gegenständen hervorbringt, Aehnlichwerdungen sind: Daß die Wesen, so von der wirkenden Seele Modifikationen in Formen, Verhältnissen, Gefühlen erhalten, darin den Begriffen der deßfalls vorhergegangenen Modifikationen der wirkenden Seele ähnlich werden.

Ich beschließe hier, was ich von Coexistenz zu sagen hatte, und glaube erwiesen zu haben, daß alle und jede Einwirkungen in dem Schöpfungssystem Aehnlichwerdungen sind.

Nachtrag zum Schöpfungssystem.

Hier sind verschiedene abgerissene Gedanken, Folgerungen, Blicke, die das Vorhergehende bestätigen, zum Theil erklären.

Die Coexistenz ist weitläufiger Gegenstand. Aber ganz natürlich! Es gibt unzählig mehr Kombinationen, als einzelne Zahlen.

In dem Verhältnisse des Daseyns ist Mannichfaltigkeit und Tod.

In den beiden anderen Verhältnissen liegt das Gesetz der Aehnlichkeit zum Grunde; und da ist Leben.

Wie einfach, wie erhaben schön ist Alles zusammengeordnet! Die individuellen Eigenschaften werden durch relative Einwirkung lebend; und wieder die lebende individuelle Kraft bewirkt die relative Einwirkung! Und so wird ein Wesen dem andern nöthig, so sind alle Verhältnisse in ein Ganzes zusammen gebunden.

Geburten, die große, unerforschliche, unberechenbare Quelle moralischer Veränderungen. Die Witterung ist eben so unberechenbare Quelle physischer Veränderungen. Stolzer Mensch! denke nicht, daß du für die Ewigkeit arbeitest, des Erfolges versichert bist. Die Saat keimt; aber der Hagel, nicht du erntest. Cromwells Genius beugt, errichtet, was er will. Aber die Natur bildete Richarden träg; und mit Olivier fällt das Gebäude! Welcher Staat kann die Folge einiger schwachen Regenten ertragen? Thronenstifter! eure Urenkel werden Dummköpfe seyn, ihre Nachbarn große Geister! Weg euer Kartenhaus!

Zeit und Raum sind bloß Verhältnisse. Entständen in uns keine Modifikationen, wir hätten keinen Begriff von Raum.

Aehnlichkeit und Verschiedenheit; Grundveste, Grundplan des Schöpfungssystems. Diese nun einzige, wahrhaft allgemeine Verhältnisse! Also das Schöpfungssystem nach dem möglichst allumfassendsten Plane eingerichtet.

Existenz und Coexistenz wirken ewig auf einander, modificiren einander, und eben darum sind Zeit und Raum (die Verhältnisse der Existenz und Coexistenz) wechselsweis für einander Maßstab. Eben darauf gründen sich die Keppler'schen Gesetze.

In der ganzen Natur vereinigte Kontraste! Dissonanzen, die sich in Konsonanzen resolviren! Aus Ungleichheiten immer Wiederherstellung des Gleichgewichts!

Liebe, gleichsam Licht. Individualität, gleichsam Schatten. Aus beiden das Bild der Schöpfung zusammengesetzt!

Bald scheint Existenz, bald Coexistenz zu siegen; am Ende ist immer Gleichgewicht da.

Das ganze Schöpfungssystem bewirkt immer Aequation. Vielleicht ließe sich Alles, was ich gesagt habe, durch Zahlen oder mathematische Linien ausdrücken.

Was wir Berührung nennen, ist nur hoher Grad der Annäherung: Wirkliche Berührung wäre Coincidenz. In der Natur läßt sich keine solche gedenken.

Alles Physische hat im Moralischen sein Analogon. Geschichte ist für Moral, was Experimentalphysik für Naturlehre ist.

Die Materie und die Geister folgen den nämlichen Gesetzen; aber jedes auf eine Art, die seiner Wesenheit angemessen ist. Materie: bestimmt, Ausdehnung darzustellen; und ihre Verbindung, Attraktion. Die Folge davon gemeinsame Figur! Seelen bestimmt, zum Denken und Fühlen; und ihre Verbindung nicht auf Berührung gerichtet, sondern Theilnehmung und Theilgebung ihrer Gedanken und Gefühle. Die Folge, ähnliche Gedanken, ähnliches Gefühl. Also Materie und Seele ganz verschiedene Substanzen; die beide (jedoch jede nach ihrer Wesenheit) den allgemeinen Schöpfungsgesetzen unterworfen sind.

Auch in dem Wilden findet man Folgen der Lüge, der Hoffart, der verderbten menschlichen Natur. Neid, Haß, Rachgier!

Die attraktive Bewegung hört mit der Berührung auf. Wenn aber **A** zu **B** durch Attraktion geht, und berührt **C** im Vorbeigehen, so wird **C** in Bewegung gesetzt und bleibt durch die **Vis inertiae** in diesem Zustande, und gibt auf **D** Impulsion. Dies sey ein kleines Beispiel, wie Bewegung und Leben im Schöpfungssysteme erregt wird, sich fortpflanzt, unendlich mannichfaltig wird.

Meine Methode war: Aehnliche Punkte aufsuchen; und ich fand, daß der allgemeinste Punkt von Aehnlichkeit die Aehnlichkeit selbst sey. Das ist gewiß die einzige Ausarbeitung, die je gemacht worden, wo das Mittel im Zweck selbst lag; aber das

mußte hier nothwendig seyn, sonst wäre ja das Aufzufindende nicht allgemein.

Eigentliche Repulsionen gibt es nicht. Feuer wird blos durch schwerere Luft emporgetrieben. Was man Vis centrifuga nennt, ist Impulsion, verursacht durch Rotation. Ferner, wenn A von C weicht, so geschieht's, weil B mehr Affinität mit A hat, als C; und A sich von C blos deswegen entfernt, um zu B zu gehen. Wäre aber B nicht da, so ginge A zu C. In Betreff der Physik werde ich es zu seiner Zeit erweisen. In Betreff der Moral ist es auch wahr. Denke dir zwei Menschen vom heterogensten Charakter: In einer Stadt werden sie nie zusammen leben. Beide geworfen auf eine öde Insel! Sie würden einander unentbehrlich seyn.

In Betreff des Schlafens, des Lachens, der Elektricität, des Magnetes und mancher anderen Gegenstände habe ich Vieles beobachtet, das obige Theorie bestätigt, aber noch nicht tief genug ist.

Die sogenannte Metamorphosis der Raupen in Schmetterlinge, der Würmer in Käfer u. s. w. ist im Grunde nur Entwickelung. Folge ihrer individuellen Existenz.

Feuer ist eines der wirksamsten Werkzeuge der Natur. Es zertheilt, erregt neue Bewegung.

Es ist kein Theil der Wissenschaften, wo diese Theorie nicht Nutzen schaffen könnte.

Ich hoffe wenigstens Aerzten, Physikern, Chemikern, Metaphysikern, Psychologen, Staatsmännern Stoff zum Nachdenken gegeben zu haben.

Der allgemeine Grundsatz des Schöpfungssystems ist hier angegeben; aber darum läßt sich doch nicht a priori Alles herunter erklären, was in einzelnen Phänomenen noch nicht erklärt ist.

Aehnlichkeit ist der Mittelpunkt des großen Zirkels, in welchem sich alle Radien ohne Ausnahme kreuzen. Aber das, daß

man den Mittelpunkt weiß, das zeigt noch nicht an, nach welchem Punkte des Umkreises die Radien gerichtet sind.

Das können bloß Induktion und Erfahrung lehren! Ein Punkt ist da, nun muß noch einer aufgefunden werden, um die Linie zu ziehen. Und das gilt für alle Wissenschaften, für alle Erforschungen.

Genug von der Schöpfung! Genug aus dem Bache getrunken. Nun zur Quelle.

II. Schöpfer.

Aehnlichkeit ist der Punkt, wo Alles in der Schöpfung lebt, wohin Alles strebt. Und was ist dieser Punkt, als Stufe, Annäherung zur Einheit, unvollständige Einheit? Wodurch erkenne ich die Einheit, als durch vollständigste, innigste, unbeschränkte Aehnlichkeit. Die Mehrheit liegt ja bloß in Unähnlichkeiten, am letzten darin, daß Ichheit des einen Wesens nicht Ichheit des andern ist.

Trennung, Mannichfaltigkeit, Mehrheit, was seyd ihr? Die Punkte, worauf ihr in der Natur, in dem Daseyn der Wesen ruhet, die Punkte, in denen ihr entstehet, zu denen ihr zurückgehet; Schlaf, Kälte, Leblosigkeit!

Aber ihr seyd Todesgefühl, Abscheu der Natur! Alles strebt nach Einheit; Körper durch Zug, Geister durch Liebe. Je näher der Einheit gekommen, um so größer die Fülle des Lebens, Genuß der Seligkeit.

Die vollkommene Einheit ist freilich für die ganze Schöpfung immer Asymptot. Aber der Mittelpunkt des Universums, nach welchem Alles, Alles zuströmt, wäre er deswegen nicht da,

weil er nie ganz erreicht wird? Gott! Sonne der Geisterwelt, je näher wir dir durch Liebe kommen, um so wärmer, um so wonnevoller wird unser Herz, und du wärest nicht?

Und so wäre das Universum Gewölb ohne Schlußstein? Aber du bist, ewiger Gott! Engel und Menschheit rufen es aus Du bist!

In beschränkten Wesen liegt Vollkommenheit, Kraft, Leben nur in dem Maße, als das Verhältniß der Einheit bei ihnen eintritt. Welche Vollkommenheit, Kraft, Leben müssen in dem unendlichen Wesen seyn, das ganz Einheit ist?

Atheist, du blendest dich! Gott baute sich in deinem Herzen einen Altar warmer, belebender Liebe! Mit ängstlichem Bestreben zerstörst du ihn, setzest Zufall (das kalte, todte Unding) an die Stelle! Thürmest eine Veste von Lügen umher, daß dein Götze ja nicht von innigem, sanftem Menschengefühle zertrümmert werde.

Du, der dem Gott der Christen lästerst, der ewigen, unendlichen, sich immer gleichen Urkraft lästerst, aus der Alles quillt, zu der Alles zurückströmt! Vergleiche die Schandgötter des Heidenthums mit ihren Leidenschaften, Lastern, Beschränktheit! Und was Gutes im Koran, was Gutes in Zend a Vesta vorleuchtet, ist es nicht von göttlicher Offenbarung abgeborgt?

Die Geschöpfe sind beschränkt und mannichfaltig, Gott ist unendlich und eins. Gottes Daseyn ganz lebende, entwickelte Kraft; in ihm keine schlafende Fähigkeit, mithin keine Abwechselung, somit keine Zeit. Auf Gott nichts einwirkend, nichts außerhalb ihm, und somit für ihn kein Raum!

Die wirkliche Schöpfung ist Folge der Einheit Gottes. Gott konnte erschaffen: Die Möglichkeit liegt in seiner Allmacht; also wollte er auch erschaffen und erschuf! Sonst blieben auch in Gott schlafende Kräfte, in ihm, der doch ganz Leben, ganz That ist! Er würde sich nicht selbst gleich seyn, einmal erschaffend, ein-

mal nicht erschaffend! Und dann wäre er nicht vollkommene Einheit. Alles, was in der Schöpfung war, ist und seyn wird, hat Gott von Ewigkeit erschaffen. Aber freilich entwickelt sich das Daseyn erschaffener, beschränkter Wesen erst in der Zeit, jedes in seiner Zeit.

Auch der Grundriß der Schöpfung ist auf Einheit gerichtet. In jedes Wesen legte Gott Funken lebender Kraft, Aehnlichkeit mit ihm selbst, der ganz Kraft, ganz Leben ist. Den Menschen nennt er selbst sein Ebenbild. Das Ganze der Schöpfung ordnet er so zusammen, daß Alles nach Einheit strebt.

Auch Mannichfaltigkeit, Beschränktheit waren in Geschöpfen nöthig, denn ohne sie kann Einheit des Universums nicht bestehen.

Erstlich: Wären in dem Geschöpfe alle individuellen Eigenschaften zugleich lebende Kraft, so wäre in ihm keine Abwechselung von Schlafen und Wachen, von so wirken und anders wirken. Das erschaffene Wesen wäre unveränderlich, mithin unzugangbar aller fremden Einwirkung! Also getrennt von allem Bande der Coexistenz! Ganz, was es seyn kann, mithin ohne alle Strebung! Nicht mehr Theil eines zusammen gehörenden Ganzen, sondern selbst ein Ganzes! Es würde in der Fülle seines Daseyns stets unverändert dastehen, selbst vollkommene Einheit, ein anderer Gott! Alsdann in der ganzen Schöpfung Mehrheit unzähliger, ganz abgesonderter Wesen! Alsdann Einheit bloß in einzelnen Wesen, aber kein Band noch Einheit im Ganzen der Schöpfung, keine Strebung nach Einheit im Universum.

Zweitens: Hätte Gott nicht relative Mannichfaltigkeit und Beschränktheit festgesetzt, nicht dem Daseyn eines jedem Wesens festen Umriß gegeben, nicht jedes auf ewig mit sei-

ner Individualiät umgürtet, so würde die ganze Schöpfung zergehen; alle Materie in einen Punkt coincidiren, alle Geister durch Liebe in einander schmelzen. Die ganze Schöpfung würde in Gott, ihrem Urquell, ihr Daseyn wieder auflösen. Und dann wäre diejenige Einheit weg, die in selbstähnlicher Fortwährung der Schöpfung liegt.

Also Einheit nicht nur Zweck der zurückströmenden Schöpfung, sondern auch bei ihrer Entstehung, bei ihrem Ausgehen, Einheit göttliches Richtmaß ihrer Bildung!

Wonnegefühl der Inwohner aller Planeten, aller Sterne des Weltalls, geschaffene lebende Wesen aller Zeiten! Eure Seligkeit in einen Moment, in einen Punkt zusammengedrängt! Noch immer nur Schattenbild der Seligkeit Gottes! Wie entzückend für mich dieser Gedanke! o Gott! wie danke ich dir, daß du mich zum Menschen schufest, daß ich auch in diesem dumpfen Kerker diese Wahrheit ahne!

Vorsehung! laß mich dein Werkzeug seyn. Dein Wille, nicht mein Wille lenke mich! Ich gebe mich hin. O Gott! Du hörst das Stammeln deines Geschöpfs! Tief gebeugt, von Staub umhüllt, seufzet die Seele nach dir, weihet sich dir!

Ewiger, Licht, Wärme, Leben, Kraft, Seligkeit und Liebe! Du umfassest, hältst Alles; das Verflossene, das Gegenwärtige, das Künftige! Sonnen, Welten, Engel, Mensch und Thier leben und weben in dir, quellen aus dir, und strömen nach dir zurück.

Doch, Gott, Urquell alles Lebens, nicht jetzt ertönet dein würdiges Lob auf meinen Lippen! Noch sind sie nicht gereinigt, noch haftet meine Seele an sinnlichem Trug! Erhebe sie zu dir, du, der sie zu ewiger Liebe schuf! Dann werde sie ganz Gesang zu deinem Lobe.

III. Band zwischen Schöpfer und Schöpfung.

Aehnlichwerdung, Liebe ist das Band, das alle Wesen in der Schöpfung in ein Ganzes bindet. Und eben auch Liebe, Aehnlichkeit, Aehnlichwerdung heben das Geschöpf zum Schöpfer empor, binden das Universum in ein Ganzes zusammen.

Gott hat den Menschen ihm ähnlich, hat ihn nach seinem Ebenbilde geschaffen, hat ihn so geschaffen, daß er in den besten, lichtesten Augenblicken seines Lebens die Hand der einzigen, ewigen Urkraft in allen Wesen und in seinem eigenen Daseyn erkennet. In diesen Momenten der Erkenntniß ist die menschliche Seele das Bildniß des lebendigen Gottes. Freilich unvollkommenes Bild, weil die menschliche Seele beschränkt ist, unendliche Vollkommenheit nicht fassen kann; freilich sehen wir in diesem Leben von Gott nichts, als was sich von ihm in der sichtbaren Schöpfung abspiegelt; da wir in einem bessern Leben Gott in Gott selbst sehen werden! Aber doch auch jetzt hat der Mensch in seinem Stande der Dumpfheit oft hohes, reines, unnennbares, obgleich unvollständiges Gefühl von der Wesenheit Gottes. In diesen Momenten besteht die Existenz unserer Seele in dem hohen Begriffe, in dem hohen Gefühle: Gott! und diese erhabene Modifikation unserer Seele ist ihre wahre Aehnlichwerdung mit Gott! Alsdann lebt das Bild Gottes in ihr, entzündet in ihr die Liebe zu Gott!

Diese Liebe zu Gott ist die reinste Wollust, deren sie fähig ist, und ist die einzige, die im menschlichen Herzen nichts Leeres zurückläßt, die einzige, die das Bedürfniß menschlicher Glückseligkeit in ihrem ganzen Umfange ausfüllt. Edel und wonnevoll ist

das Gefühl der Freundschaft; aber der Freund ist sterblich, oft von uns entfernt. Gott ist allenthalben bei uns, ist ewig. Die Liebe Gottes ist der einzige Ruhepunkt, wo die menschliche Glückseligkeit nie schwankt. Der Mensch dürstet unaufhörlich nach Glückseligkeit, und Liebe Gottes ist die einzige unerschöpfliche Quelle, die seinen Durst ewig in vollem Maße sättigen kann. Und so ist die Liebe Gottes der Hauptzweck unseres Daseyns; Hafen, wohin wir segeln; Mittelpunkt des Universums; Gott der Urpunkt, von dem Alles ausgeht, auf den Alles zurückgeht.

Gesetz des Universums.

Einheit ist vollkommen in Gott. Die Schöpfung strebt sich der Einheit zu nähern. Religion ist der Weg zu dieser Annäherung. Also Einheit ist Urquelle.

Schluß.

Was ich gesagt habe, wie sehr unter dem, was ich fühle! Und was ich fühle, ist unermeßlich tief unter dem lieb- und lebenvollen Ganzen des Universums.

Unterdessen, ich schaue umher, und schaue zurück: Wer hat es gewagt, dies große Gemälde darzustellen? Und ich bei beschränkter Zeit, bei so sehr beschränkter Fähigkeit?

Aber das war wohl leicht! Der Moment der Fülle war da. Die fortschreitende Zeit hatte Licht in alle Wissenschaften gebracht. Die Nebel der Thäler waren verschwunden; und nun sieht man, daß die Anhöhen (deren jede einzeln wie eine Insel dastand) allesammen ein festes Land ausmachen.

Theologie, Physik, Metaphysik, Chemie, Mathesis, Moral, Politik, schöne Künste, alle von einem Punkte ausgehend, auf einen Punkt zurückgehend.

Das zu entdecken? Im Grunde geringes Verdienst! Es kam nur darauf an, der Erste hinzuschauen.

Und auch dieses Verdienst, wie zufällig mein! Noch lebt in meiner Seele Erinnerung des seligen Moments, wo vor vier Jahren der Blick des Ganzen zum ersten Male vor meiner Seele lag!

Ich dachte den chemischen Affinitäten nach; gleichsam ein Blitz fuhr mir durch die Seele! Alles ist dem Gesetz der Aehnlichkeit, der Einheit unterworfen! Und was veranlaßte den Gedanken? Denker, Erfinder, sagt! sind eure herrlichsten Blicke nicht auf die nämliche Weise entstanden? Antwortet ihr!

O Mensch verbanne aus deiner Seele den Stolz auf eigene Kräfte! Böses kannst du freilich wirken, das ist Werk deines leider verderbten Willens; aber zum Guten bist du Werkzeug der Vorsehung. Wenn Funken göttlicher Liebe, Funken von Menschenliebe unvermuthet in dir auflodern; wenn ungehoffte Lichtstrahlen deinen Sinn aufklären, widerstrebe nicht, folge kindlich dem göttlichen Wink, danke dem ewigen Vater für seine Gaben, und immer wachsende Seligkeit wird dein Lohn seyn!

Aber traue deinem oft nur vermeinten Gefühle auch nicht zu sehr! Täuschende Einbildung maßet sich oft dessen Namen an, erregt so oft schändlichen Selbstbetrug unter diesem geheiligten Namen. Dein Verstand forsche, ob der Gedanke, der in deiner Seele aufdämmert, Licht der Wahrheit, oder schwärmerisches Irrlicht sey? Dein Verstand gebe dir Mittel und Richtschnur zur Ausführung an. Er wahre dich vor Schwärmerei, dem blendenden Irrlichte, empfindsamen Seelen, hohen Geistern so gefährlich! Möchten doch Eberhardt, Nicolai, Lessing u. A. immer

nur das für schwärmerisch ansehen, was wirklich schwärmerisch ist; davor warnen, dagegen unermüdet kämpfen; auch dann mit festem Muthe kämpfen, wenn Männer sich versteigen, in denen sonst Wahrheit und Größe gewöhnlich thronen! Schwärmerei bekämpfen ist immer wahre Wohlthat für die Menschheit. Zu hoch fliegen, oder zu tief kriechen, am Ende beides Irrwege! Und Irrthum immer schädlich! Ist Denken nicht eben so Gabe Gottes, wie Fühlen? Ist bloß das Herz, ist nicht auch der Kopf Theil des Menschen? Mit Ach! und O! und Bildern ist es wahrlich eben so wenig, als mit bloßer, kalter Abstraktion gethan.

Wenn auch so mancher hohe Gedanke Strahl der Vorsehung ist, so gab auch sie dem Menschen Verstand zum Prüfen, Forschen und Ausführen. Daß die Menschen so sehr für Extreme geneigt sind! Wenigstens das Ideal, nach welchem man strebt, sollte der schöne Mittelweg seyn. Nicht brausend, noch frostig; aber sanft erwärmend, und in hoher Gelassenheit wandelt da die Wahrheit einher!

Verzeihe, Leser, daß ich methodisire. Moser, Lavater, Herder, Lambert, Göthe, Lessing, Klopstock und die Wenigen, die auf ihrer Linie stehen, brauchen wohl keine Betrachtung, meinen Wink nicht. Große Genien brechen ihre Bahn selbst. Aber vielleicht sind die Worte für Andere nicht ganz verloren!

Ich beschließe nun den ganzen Aufsatz mit dem Herzenswunsche: Mög' er nützlich seyn.

Gedichte

von

Emanuel Geibel.

Biographische Skizze.

Emanuel Geibel,

Sohn des Predigers der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Lübeck, Dr. Johannes Geibel, ist am 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren. Vorgebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete er sich von 1835 bis 1838 auf den Universitäten zu Bonn und Berlin dem Studium der Alten und der schönen Literatur. Der Umgang mit ausgezeichneten Männern, wie Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig und namentlich mit Kugler, konnte nur dazu beitragen, seine Bildung ästhetisch und wissenschaftlich zu fördern. Auch wurde er von Chamisso, der damals gemeinschaftlich mit Schwab den deutschen Musenalmanach herausgab, zu einer freien Mitwirkung an demselben zugelassen. Noch hatte er sein akademisches Triennium nicht vollendet, als ihm durch freundliche Vermittelung Savigny's und des Barons Sina in Wien die Stelle eines Erziehers im Hause des russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, zu Athen angetragen wurde. Er verließ im März 1838 Berlin und kam nach einer nicht zu hastigen Reise durch Süddeutschland und die Lombardei im Juni desselben Jahres zu Athen an. Nach Ablauf eines Jahres in fast gänzlich unabhängiger Stellung, nahm er hier mit erneutem Eifer die unterbrochenen philologischen und poetischen Studien auf. Im Herbste 1839 unternahm er mit seinem Freunde Curtius, einem Lübecker Schul-

genossen, der schon länger in Griechenland gelebt hatte (später Erzieher der Söhne des Prinzen von Preußen), eine mehrmonatliche Reise nach den Inseln des griechischen Archipels. Im Sommer 1840 kehrte er nach Deutschland zurück und veröffentlichte die Frucht jenes Aufenthalts, eine Reihe Uebersetzungen aus den altgriechischen Dichtern, betitelt: „Klassische Studien, gemeinschaftlich mit Ernst Curtius" (Bonn 1840); auch gab er seine gesammelten „Gedichte" (Berlin 1840, 20. Auflage 1850) heraus. Von 1841 bis 1842 lebte Geibel auf des Freiherrn von der Malsburg bei Kassel gelegenem Gute Escheberg, indem er seine Zeit zwischen Uebertragung aus dem Spanischen und lyrischer und dramatischer Produktion theilte. („Zeitstimmen", Lübeck 1841; — „Volkslieder und Romanzen der Spanier; im Versmaße des Originals verdeutscht", Berlin 1843; — „König Roderich"; Tragödie, das. 1844.) Von hier begab er sich wieder nach Lübeck. Im Begriff, zu einem sogenannten Brodstudium überzugehen und sich nach Spanien zu begeben, um dort seine Studien der romanischen Literatur fortzusetzen und sich für eine akademische Laufbahn auszubilden, versetzte ihn die Munifizenz des Königs von Preußen durch Verleihung eines Jahrgehalts, den er seit Neujahr 1843 erhebt, in die angenehme Lage, sich mit ruhigerm Sinn und freierem Umblick dichterischen Arbeiten hinzugeben. Im Frühjahr 1843 ging er zu Freiligrath nach St. Goar am Rhein, wo er einen poetischen Sommer verlebte. Den Winter verbrachte er in Stuttgart und Weinsberg. Im Sommer und Herbste des nächsten Jahres lebte er in Lübeck, Hannover und in Schlesien bei dem Dichter Strachwitz. Der Sommer 1845 führte ihn wieder nach Hannover und von da nach dem Harze, wo er in dem Klosterorte Ilefeld einige Wochen verbrachte. Hierauf abwechselnd in Berlin, Hamburg und Lübeck weilend und sich mehr, als bisher geschehen war, dem öffentlichen Leben mit seiner Poesie zuwendend, schrieb und veröffentlichte er: „König Si-

gurd's Brautfahrt; ein nordische Sage" (2 Auflagen, Berlin 1846); — „Zwölf Sonette" (an Schleswig-Holstein; Lübeck 1846); und die „Juniuslieder" (Stuttg. und Tübingen 1848; 4. Miniatur-Ausgabe 1849), worin mit Einschluß der beiden vorher genannten Erzeugnisse Alles enthalten ist, was er in der letzten Zeit Lyrisches und Episches zum Abschluß gebracht hat. — Gegenwärtig lebt der Dichter zu München, wohin er einen Ruf an die Universität erhielt und angenommen hat.

Geibel ist ein wahrer, von der Natur vielbegabter Dichter, dessen ausgesprochenes Fach die Lyrik, vorzugsweise das Lied ist. Seine Phantasie nimmt keinen hohen Flug; nicht Tiefe der Reflexion ist's, was wir in seinen Dichtungen bewundern können; die Elemente, deren die Koryphäen der Neuzeit sich mit solchem Erfolge bemächtigten, daß sie fast maßgebend für die Anerkennung in weiteren Kreisen geworden, sind bei ihm nur in geringem Grade vertreten — und dessen ungeachtet haben seine „Gedichte" in der kurzen Zeit von zwölf Jahren zwanzig Auflagen erlebt. Fragen wir, was ihn so populär gemacht haben mag, so ist es bei'm sprachlichen Wohlklang und dem Liebreiz der Form ohne Zweifel zunächst die Singbarkeit seiner Lieder, welche, getragen von den beliebtesten Komponisten unserer Zeit, so rasch die Runde durch ganz Deutschland machten; es ist seine reiche und vielseitige Geistes- und Gemüthsbildung, sein Streben nach Maß als der Grundbedingung des Schönen, die Klarheit und meisterhafte Durchführung der Gedanken, und ganz besonders noch eine empfängliche, seelenvolle Auffassung der Natur, eine gemüthreiche Beziehung gegebener Verhältnisse und Situationen auf die Individualität des Dichters, verbunden mit der gefälligen Gabe, den gebotenen Gegenstand von jener Seite zu fassen, die einer mehr weichen, als kräftigen Lyrik die besten Anhaltspunkte darbietet. Man sieht aus allen seinen Leistungen, daß seine edle Natur am Besten und Schönsten aller Nationen sich heraufgebildet hat und

von ihm durchdrungen wurde. — In die politische Fronde hat er sich nur in so fern begeben, als es des Dichters Beruf ist, die großen öffentlichen Erscheinungen seiner Zeit zu erfassen und ihr Organ zu werden, ohne jedoch außer Acht zu lassen, daß nur das wahrhaft Poetische, Ideelle, Beständige, Ewige im Zeitlichen, Gegenstand der Poesie seyn soll, nicht das Vorübergehende, Flüchtige, vom Augenblick Geborene. Tief abgeneigt allen destruktiven Tendenzen, aber begeistert für das Ewiggute, für die schöne lautere Menschlichkeit, für die Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, will er vielmehr „bauen, bilden und versöhnen".

Ausgewählte Gedichte.

Das sterbende Kind.

Wie doch so still dir am Herzen
Ruhet das Kind;
Weiß nicht, wie Mutterschmerzen
So herbe sind!

Auf Stirn und Lippen und Wangen
Ist schon vergangen
Das süße Roth;
Und dennoch heimlicher Weise
Lächelt es leise —
Leise
Küßt der Tod.

Minnelied.

Es giebt wohl Manches, was entzücket,
Es giebt wohl Vieles, was gefällt,
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die güldne Sonn' im blauen Zelt.

Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüth' und Lilienreis;
Das ist, getreu im tiefsten Sinne,
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein solches Gut beschieden,
Der freue sich und sey getrost,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tost;
Mag alles Leiden auf ihn schlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie ist ihm Hort und sichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh' im Sturm.

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein,
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;

Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh';
Und todesfroh in raschem Fluthen
Fühlst du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderleben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gieb das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all' dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlest nur: Es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar;

Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Spät ist es, hinter dunkeln Gipfeln
Färbt golden sich der Wolken Flaum,
Tiefröthlich steigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelssaum.
Der Wind fährt auf in Sprüngen, losen,
Und spielet mit den weißen Rosen,
Die wankend blühn am Fenster mir;
O säuselt, säuselt fort, ihr Lüfte,
Und tragt, getaucht in Blumendüfte,
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr!

O stille dies Verlangen.

O stille dies Verlangen,
Stille die heiße Pein!
Zu seligem Umfangen
Lass' den Geliebten ein.
Schon liegt die Welt im Traume,
Blühet die duft'ge Nacht,
Der Mond im blauen Raume
Hält für die Liebe Wacht.
Wo zwei sich treu umfangen,
Da giebt er den hellsten Schein.
O stille dies Verlangen,
Lass' den Geliebten ein.

Du bist das süße Feuer,
Das mir am Herzen zehrt;
Lüfte, lüfte den Schleier,
Der nun so lang' mir wehrt;
Lass' mich vom ros'gen Munde
Küssen die Seele dir,
Aus meines Busens Grunde
Nimm meine Seele dafür! —
O stille dies Verlangen,
Stille die süße Pein,
Zu seligem Umfangen
Lass' den Geliebten ein.

Die goldnen Sterne grüßen
So klar vom Himmelszelt,
Es geht ein Wehn und Küssen
Heimlich durch alle Welt;
Die Blumen selber neigen
Sehnsüchtig einander sich zu;
Die Nachtigall singt in den Zweigen —
Träume, liebe auch du!
O stille dies Verlangen,
Lass' den Geliebten ein!
Von Lieb' und Traum umfangen
Wollen wir selig seyn.

Wenn die Sonne hoch und heiter.

Wenn die Sonne hoch und heiter
Lächelt, wenn der Tag sich neigt,
Liebe bleibt die goldne Leiter,
Drauf das Herz zum Himmel steigt;

Ob der Jüngling sie empfinde,
Den es zur Geliebten zieht;
Ob die Mutter sie dem Kinde
Sing' als süßes Wiegenlied;

Ob der Freund dem Freund sie spende,
Den er fest im Arme hält;
Ob der hohe Greis sie wende
Auf den weiten Kreis der Welt;

Ob der Heimath sie der Streiter
Zolle, wenn er wund sich neigt,
Liebe bleibt die goldne Leiter,
Drauf das Herz zum Himmel steigt.

Sind die Sterne fromme Lämmer.

Sind die Sterne fromme Lämmer,
Die, wenn fern die Sonne scheidet,
Auf den blauen Himmelsfluren
Still die Nacht, die Hirtin, weidet?

Oder sind es Silberlilien,
Die den reinen Kelch erschließen,
Und des Schlummerduftes Wogen
Durch die müde Welt ergießen?

Oder sind es lichte Kerzen,
Die am Hochaltare funkeln,
Wenn der weite Dom der Lüfte
Sich erfüllt mit heil'gen Dunkeln?

Nein! es sind die Silberlettern,
Drin ein Engel uns vom Lieben
In das blaue Buch des Himmels
Tausend Lieder aufgeschrieben.

Die stille Wasserrose.

Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All' seinen gold'nen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schooß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergeh'n —
Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied versteh'n?

Rühret nicht daran.

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran;
Den Gottesfunken löscht nicht aus —
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten Male liebt.

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüthen steht;
Ihr wißt nicht, welch' ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht.

Es brach schon manch' ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich,
Und ward voll Haß und Finsterniß;

Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Noth,
Und warf sich in den Staub der Welt;
Der schöne Gott in ihm war todt.

Dann weint ihr wohl und klagt euch an,
Doch keine Thräne heißer Reu'
Macht eine welke Rose blühn,
Erweckt ein todtes Herz auf's Neu'.

Traumkönig und sein Lieb'.

Süß schlummert das Mädchen im Kämmerlein,
Gebettet auf reinlichem Pfühle;
Die Sommernacht hauchet würzig hinein
Mit ihrer erquickenden Kühle.

Am Fenster blühn die Rosen zumal,
Es duften so süß die Linden;
Kaum mag des Mondes goldner Strahl
Durch's Laub den Eingang finden.

Doch plötzlich stärker wird der Duft,
Glühwürmchen weben und flimmen,
Es rauschen die Blätter, es klingt die Luft
Von leisen melodischen Stimmen:

„Süß Lieb', süß Lieb', und wiege dich fein
Auf stillen Schlummerwogen,
Traumkönig will dein Liebster seyn,
Traumkönig kommt gezogen."

Da steht der Elf zu Häupten ihr,
Er schüttelt die Locken, die dunkeln,
Daß hell an seiner Krone Zier
Die Edelsteine funkeln.

Dann beugt er sich sanft auf die Holde herab,
Küßt Stirn und Lippen ihr leise,
Und zieht mit goldenem Zauberstab
Umher viel luftige Kreise.

Doch wie er sie weiter und weiter schlingt,
Da wird zum Palaste das Stübchen,
Drin ruhn, von fürstlichem Glanz umringt,
Traumkönig und sein Liebchen.

Aus purpurnen Polstern bereitet schwillt
Die prächtige Lagerstätte,
Von ferne dämmert die Lampe mild,
Zwei Pagen knieen am Bette.

Und drüber im silbernen Reifen schwingt
Ein Vogel sein farbig Gefieder,
Er schnäbelt sich sacht wie im Schlaf und singt
Ein Brautlied schmelzend hernieder.

So ruht Traumkönig beim Liebchen fein
In traulichem Küssen und Kosen,
Bis hell das Lager der Morgenschein,
Bekränzt mit leuchtenden Rosen.

Da schwindet der Elfe von dannen sacht,
Rings ist der Zauber verflossen,
Und auch das Mädchen, das holde, erwacht,
Von lieblicher Scham übergossen.

Doch als sie aufschlägt die Augen klar,
Von langen Wimpern umsäumet,
Da seufzt sie, da preßt sie das Herz — es war
Ja Lieb' und Glück nur geträumet.

Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd' das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn,
Ach, den armen, braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der Eine Klang sich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als bei'm letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunklen Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Brust,
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein, des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück.
Fort zum Süden! fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unter'm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben seyn.

Zigeunerleben.

Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,
Da regt sich's und raschelt's und flüstert's zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

Das ist der Zigeuner bewegliche Schaar
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
Gesäugt an des Niles geheiligter Fluth,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Gluth.

Um's lodernde Feuer im schwellenden Grün,
Da lagern die Männer verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rösten das Mahl,
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,
Und magische Sprüche für Noth und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schaar.

Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz,
Da sprühen die Fackeln in röthlichem Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

Dann ruhn sie, ermüdet vom nächtlichen Reih'n,
Es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein,
Und die aus der glücklichen Heimath verbannt,
Sie schauen im Traume das südliche Land.

Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maulthier bei'm Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

Gondoliere.

O komm' zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.
Die Luft ist weich, wie Liebesscherz,
Sanft spielt der gold'ne Schein,
Die Cither klingt, und zieht dein Herz
Mit in die Lust hinein.
O komm' zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

Das ist für Liebende die Stund',
Liebchen, wie ich und du,
So friedlich blaut des Himmels Rund,
Es schläft das Meer in Ruh'.
Und wie es schläft, da sagt der Blick,
Was nie die Zunge spricht,
Die Lippe zieht sich nicht zurück,
Und wehrt dem Kusse nicht.

O komm' zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

Abendfeier in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn;
Von allen Thürmen hallt der Glocken Ton;
Ave Maria! Lass't vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn,
Des Himmels Schaaren selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittig schwingt! —
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt. —
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Der junge Tscherkessenfürst.

Sie haben mir gesagt: Komm' her, du Sohn der Steppe,
Komm' her und küss' im Staub des Zaren Purpurschleppe,
Der Lohn ist groß, die That ist klein;
Du sollst geschmückt alsdann dem Herrn zur Linken reiten,
Es soll dein kecker Fuß auf Bauernstirnen schreiten,
Der Höchsten einer sollst du seyn.

Was frommt dir steter Kampf mit ruhelosen Zügen?
Wir lehren dich, wie leicht im wechselnden Vergnügen
Dahin das rasche Leben rollt;
Wir wollen dir ein Haus mit prächt'gen Sälen bauen,
Dein Stall sey voll Gewieh'r, dein Schlafgemach voll Frauen,
Dein straffer Säckel schwer von Gold.

Des Köstlichsten soll nie dein reicher Tisch bedürfen,
Du sollst von Epernay den Schaum der Traube schlürfen
Aus hellgeschliffenem Krystall,
Und wenn der Abend naht, den leichten Rausch zu enden,
So sey sie dir gewährt die Wollust, zu verschwenden
Bei Kartenspiel und Würfelfall.

Du sollst auf prächt'gem Ball, wenn tausend Kerzen funkeln,
Mit deiner reichen Tracht, mit deinem Wuchs verdunkeln
Der Kronbeamten stolzen Schwarm,
Auf Wellen der Musik sollst du dich jauchzend wiegen,
Und sporenklingend durch den Saal im Tanze fliegen
An einer Fürstentochter Arm.

Bei'm Lager sollst du schaun, wie sich im Flintenfeuer
Die Regimenter drehn, vielfüß'ge Ungeheuer,
Auf denen hoch die Fahne schwankt;
Die Trommel wirbelt dumpf, das Feldhorn läßt sich hören,
Die Batterie fällt ein mit ihren Donnerchören,
Daß unter ihr der Boden wankt.

Ja mehr der Wunder noch — groß ist die Macht des Zaren,
Du sollst auf einem Schiff mit Doppelrädern fahren,
Von keines Tauwerks Last beschwert,
Es bietet Trotz dem Strom und Trotz dem Sturmgeheule,
Wenn drin die Esse glüht, und wenn aus schwarzer Säule
Der Gischt des Dampfes brausend fährt.

Das Alles bieten wir, — nur lass' die blut'gen Horden,
Lass' Steppe, Krieg und Zelt; komm' reuig her zum Norden,
Und vor dem Herrscher beuge dich. —
Ich aber wandte mich bei ihrer Worte Hadern,
Es schwoll der rothe Zorn empor in meinen Adern,
Der Zar ist nur ein Fürst wie ich.

Kasan hat seine Frau'n schneeweiß mit schwarzen Locken,
Moskau hat seinen Kreml und Kiew seine Glocken,
Und Petersburg hat mehr als das;
Doch böten sie mir auch die Wunder aller Fremde;
Nicht käuflich sind mir d'rum mein schuppig Panzerhemde,
Und meine Freiheit und mein Haß.

Friedrich Rothbart.

Tief im Schooße des Kyffhäusers,
Bei der Ampel rothem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
D'rin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie ehr'ne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schaar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang,
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein kräftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersgluth herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend
Springet auf das ehr'ne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's Neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Von des Kaisers Bart.

Am Schank zur goldnen Traube
Da saßen im Monat Mai
In blühender Rosenlaube
Guter Gesellen drei.

Ein frischer Bursch war jeder,
Der Eine am Gurt das Horn,
Der Zweit' am Hut die Feder,
Der Dritte mit Koller und Sporn.

Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirth den Wein auf den Tisch;
Lustige Reden sie spannen,
Und sangen und tranken frisch.

Da war auch Einer drunter,
Der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rothbart munter
Zu sprechen hub er an.

„Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom nach Mainz.

„Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart,
Bis auf die Brust ihm wallte,
Der lange braune Bart."

In's Wort fiel ihm der Zweite,
Der mit dem Federhut:
„Ei, Bursch, bist du gescheite?
Dein Märlein ist nicht gut.

„Auch ich hab' ihn gesehen
Auf seiner Burg im Harz;
Am Söller thät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz."

Da fuhr vom Sitz der Dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Junker Mitte
Rief er in hellem Zorn:

„So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner! Glück zur Reis'! —
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart war weiß, war weiß!"

Das gab ein grimmes Zanken
Um Weiß und Schwarz und Braun,
Es sprangen die Klingen, die blanken,
Und wurde scharf gehau'n.

Verschüttet aus den Kannen
Floß der vieledle Wein,
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden drein.

Und als es kam zum Wandern
Ging jeder in zornigem Muth,
Sah keiner nach dem andern,
Und waren sich jüngst so gut.

Ihr Brüder, lernt das Eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart.

Waldmärchen.

In einer Waldschlucht finster,
Wo heimlich baut der Fuchs,
Wo Farrenkraut und Ginster
Sich rankt in üpp'gem Wuchs,
Lag ich vom Grün umwoben
An einem dunklen Bach;
Es lugte kaum von oben
Die Sonn' in's Laubgemach.

Ich hatte Moos zum Pfühle,
Gestrüpp zur Lagerstatt;
Vom Fels kam eine Kühle,
Und ging durch Busch und Blatt;
Und kühle quoll der Sprudel,
Und murrt' am schroffen Hang,
Den oft bei Nacht im Rudel
Die Hindin übersprang.

Mit rothem Auge schaute
Vom Baum der Auerhahn,
Es zog mit heiserm Laute
Der Häher seine Bahn,

Dann hämmert' abgebrochen
Der Specht von Zeit zu Zeit —
Mir war's, als hört' ich pochen
Das Herz der Einsamkeit.

Da plötzlich sah ich lehnen
Am Stamm ein hohes Weib,
Umwallt von lockigen Strähnen
Den wunderschönen Leib;
Wem ward zum Eigenthume
Je solch' ein Goldgewand!
Sie trug eine blaue Blume
In ihrer weißen Hand.

Sie sprach: „Sey mir willkommen,
Du bist mir ein selt'ner Gast,
Doch hast du dir zum Frommen
Erkoren hier die Rast;
Von allen Königinnen
Die reichste bin ich bald,
Mein Schloß mit grünen Zinnen
Das ist der lust'ge Wald.

Sonst macht' ich wohl hinunter
In's offne Land den Ritt,
Und Blumen sproßten munter,
Wohin mein Zelter schritt;
Zu bringen Lust und Minne,
Das war mein fröhlich Recht;
Doch ist von andrem Sinne
Das heutige Geschlecht.

Das träumt von Klingenhieben,
Von Schlacht nur und Geschoß:
Da bin ich heimgeblieben
In meinem Zauberschloß.
Nun lehr' ich singend wallen
Den Bach durch Fels und Ried,
Nun lehr' ich Nachtigallen
Im Lenz ihr süßestes Lied.

Ich weiß, auch du mußt fechten,
Auch du gehörst der Zeit;
So steh' zu deinen Rechten
Und führe wackern Streit;
Doch will dein Arm ermüden,
Bei mir dann kehre du ein,
Im säuselnden Waldfrieden
Sollst du gekräftigt seyn.

Da sollst du Frische saugen
Im harz'gen Duft vom Tann,
Da schaut aus Blumenaugen
Das Märchen fromm dich an;
Und macht der Forst dich singen;
Es wird in der Zeiten Gang
Auch solche Weise dringen
Wie grüner Waldhornklang."

Sie sprach's; ich stand erschrocken
Und wußte nicht ein Wort,
Da schüttelte sie die Locken
Und schwand in's Dickicht fort.

Noch glaubt' ich, ihr Haar, das gelbe,
Zu seh'n — da war's ein Strahl,
Der durch das Laubgewölbe
Wie zitternd Gold sich stahl.

Und wieder schrie der Häher,
Und wieder quoll die Fluth!
Doch mir entzücktem Seher
War groß und still zu Muth.
Und zeih'n sie mir's als Sünde:
Ich lasse dich dennoch nie,
O Fey der Waldesgründe,
O Sagenpoesie!

Aus den Juniusliedern.

Sey getrost!

Sey getrost und ob die Stunden
Rascher Jugend dir verweht!
Hast du doch in dir gefunden,
Was unalternd fortbesteht,
Kannst du reizend doch gestalten,
Was der Geist dir reichlich giebt,
Kannst im Lied die Liebe halten —
Selig ist, wer schafft und liebt.

Nimmer nun des Segels Schwinge
Stell' ich aus in's weite Meer,
Denn gewaltig zieht die Dinge
Frommer Liebeszwang mir her,
Alle Wunder, die ich ferne
Suchte, trägt der Heimath Schooß:
Und so segn' ich meine Sterne,
Und so preis' ich still mein Loos. — —

Kriegslied.

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Noth nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Noth.

Wohlauf, du kleine Schaar, wohlauf,
Vertrau' auf Gott den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das ist der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingssturm erbraust
Der Völker Aufgebot:
Da fährt an's Eisen jede Faust,
Und Eisen bricht die Noth.

Und ob der fremden Söldner Schaar
Wie Dünensand sich mehrt:
Getrost, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus seiner Höllenburg
Der Teufel selber droht:
Ein kühner Muth geht mitten durch,
Das Eisen bricht die Noth.

Schon hallt des Feind's Trompetenruf,
Kanonen brummen drein —
Wohlauf, wohlauf mit raschem Huf
In seine Lanzenreih'n!
Es klingt der Stahl, es stürzt der Brand,
Die Bronnen springen roth —
So grüß' dich Gott, mein deutsches Land!
Das Eisen bricht die Noth. — — —

Die Sonnenblume.

O Rosen, die mit Ruhme
Ihr prangt mit Duft und Licht,
Ich bin die Sonnenblume,
Und ich beneid' euch nicht.

Des Falters flatternd Kosen,
Die Lieder im Gesträuch,
Der Menschen Lob — ihr Rosen,
Wie gerne gönn' ich's euch!

Mir schafft es voll Genüge,
Vom Himmelsthau getränkt
In meines Liebsten Züge
Zu schauen still versenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ich früh und spät,
Und nähre mich vom Lichte,
Das sein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich selbst verzehrt.

O sprecht, wie ließ' erwerben
Sich köstlicher Geschick,
Als so dahinzusterben
Sanft an des Lieblings Blick.

Drum blüht in eurem Ruhme,
Ihr Rosen wonniglich;
Ich bin die Sonnenblume,
Und selig bin auch ich.

Melusine.

Es wohnt das Mädchen Wunderhold
Mitten im Walde,
Was da webet und grünt und blüht,
Gehorcht ihr balde.

Und tritt sie früh aus ihrer Thür
Auf leichten Füßen,
Flattern die Vögel um sie her,
Die blauen Blumen grüßen.

Das fleckige Rehlein hält ihr still,
Lässet sich streicheln mit Nicken;
Sie hat gezähmt den jungen Wolf
Mit ihren holdseligen Blicken.

Singend über das thauige Moos
Schreitet die Holde,
Die Morgensonne wirft ihr um
Den Mantel von Golde.

O, wär' ich dann der klare Brunn,
Den sie zum Spiegel wählet!
Sie lacht hinein mit rothem Mund,
Wenn ihr Haar sie strählet.

Sie lacht hinein und singt dazu:
„O lustig Schweifen,
Mein Sinn ist wie der Wind, Wind, Wind,
Wer kann ihn greifen!

Und wie ein Schrein so ist mein Herz,
Nur fester, feiner.
Wo liegt der Schlüssel? Ich weiß es wohl
Doch find't ihn keiner."

Der Troubadour.

1.

Da ich dich ließ, du wunderschönes Weib,
Vom dumpfen Stundenschlag hinweggetrieben,
Da schied von dir der staubgeborne Leib,
Doch ist die Seel' in deiner Haft geblieben.

Mein Sinnen, Sehnen, die Gedanken all'
Umflattern dich, verspottend Schloß und Riegel,
Ja selbst der Gaukler Traum ward dein Vasall,
Dein Bild allein noch zeigt sein Wunderspiegel.

So bin ich dein bei Tag, so bleib' ich dein,
Wenn Nacht und Schlaf auf meinen Wimpern liegen,
Du bist die Kerze stets, um deren Schein
Wie trunkne Falter alle Wünsche fliegen.

Du bist zugleich mir Muse und Gedicht,
Festklarer Stern im irren Weltgetriebe,
Luft meines Lebens — ach, und siehst es nicht,
Und ahnst es nicht einmal, daß ich dich liebe.

2.

Du bist so schön, ich wag' es nicht
Dich anzuschauen,
Du schlanke Lilie hoch und licht,
Im Kranz der Frauen:

Du Kön'gin sonder Hermelin,
Von deren Stirne Gnad' und Hoheit scheinen,
Du bist so schön — o laß mich vor dir knien,
Und stumm auf deine Füße weinen!

Ich kann die Wonne, kann den Schmerz
Nicht mehr verschweigen,
Ich kann nur flehn: Nimm hin dies Herz,
Es ist dein eigen.
Nimm's, deiner Huld werthlosen Raub,
Und blick' es an zwei selige Sekunden;
Dann wirf es hin und tritt es in den Staub,
Es hat des Heils genug gefunden.

Doch wisse, keines kann dir je
Wie dieses schlagen,
So weit beschwingt um Land und See
Die Winde jagen;
So weit das lichte Morgenroth
Dahinfleucht durch die Welt mit raschen Gluthen,
Ist keins wie dies bereit, in sel'gem Tod
Sein Daseyn für dich hinzubluten.

3.

O, weißt du, was den wilden Schwan
Treibt über's Meer in südlich Land,
Was aus dem Schacht zum Licht hinan
Das Bächlein zwingt durch Kies und Sand?
Kannst du es sagen:
Dann magst du fragen,
Was mich an deine Schritte bannt.

Dann magst du fragen auch, warum
Dies Auge brennt, das stets gelacht,
Warum der kecke Mund ward stumm,
Kein Becher mehr mich fröhlich macht.
Warum in Sorgen
Mich trifft der Morgen,
Und schlaflos die gestirnte Nacht.

Ich weiß nur das: Trüb oder froh,
Ein Schicksal ist's, ich gab mich drein;
In meinen Sternen flammt es so,
Und Lieb' ist Lieb' in Lust und Pein.
Drum duld' es stille,
Daß all' mein Wille
Um dich sich dreht; nimm hin, was dein.

4.

O du, der Schönheit Fürstin stolz und hoch,
Du Räthselvolle, die kein Sinn erfaßt,
Du bist so kalt und zündest Flammen doch,
Und selbst so ruhig raubst du alle Rast.
Du machst mich irr an meines Herzens Schlag,
Mich selbst verlor ich, seit ich dich gesehn;
Schlaflose Nacht löst ab verträumten Tag
Mit Zweifeln, Gluthen, Wehn —
Du aber lächelst fort, als wäre nichts geschehn.

Oft zweifl' ich, daß dir eine Seele ward,
Und wieder mein' ich dann, sie schlafe nur;
Und wer sie weck' aus ihren Träumen zart:
Ihr hold'stes Wunder zeige dem Natur;

Urplötzlich wie der Lenz kommt über Nacht,
So müss' aufquellend einst in jäher Lust
Dein Wesen all erblühn in Frühlingspracht,
Wenn deine junge Brust
Zum ersten Male fühlt, wovon sie nie gewußt.

O dürft' ich der gefeyte Zaub'rer seyn,
Der so den Frost in Maienwonne kehrt,
Der deine Wange glühn in hast'gem Schein,
Dein Aug' in brünst'gen Thränen fluthen lehrt!
Dürft' ich der seyn, der dir die Seele giebt,
Die stummen Räthsel lösend deinem Sinn,
Der Sel'ge, den du liebst, weil er dich liebt —
O, was ich hab' und bin,
Die eigne Seele halb, die ganze gäb' ich hin!

Verwegner Traum! Doch wie du immer seyst:
Mich treibt zu dir allmächtige Gewalt,
Gebannt in deine Kreise liegt mein Geist,
Ich kann nicht los, und thust du noch so kalt,
Du ziehst mich nach dir wie der Mund die Fluth,
Wie der Magnet das Eisen siegreich zieht;
Und ob du harmlos spielst mit meiner Gluth,
Ob streng dein Auge sieht:
Mein unstät Herz ist dein, und dein mein dunkles Lied.

5.

Streich' aus mein Roß, die Flanken hoch!
Die Meute bellt, es klingt das Horn,
Der Tag ist wild, doch wilder noch
Dein Reiter;
Es treibt durch Schnee, Gestrüpp und Dorn
Ihn rastlos, ruhlos weiter.

Ich habe getrunken einen Trank,
Lieb' heißt der Trank, und der war heiß;
Davon bin ich geworden krank
Im Herzen;
Mir will nicht kühlen Winters Eis,
Noch scharfer Sturm die Schmerzen.

Drum rasch, als könnt' ich flieh'n mein Weh!
Was schiert's mich, wenn die Sonn' entwich.
Schon färbt des Hirschen Schweiß den Schnee
Der Haide,
Ich jage das Wild, die Liebe mich,
Bis wir erliegen beide.

6.

Durch die erstorbnen Gassen,
Die kalt im fahlen Mondesschimmer liegen,
Durch Pfeilerhallen über Marmorstiegen
Schweif' ich umher verlassen,
Und denk' in Gram versenket
An dich, die meiner nimmermehr gedenket.

Wie unter schweren Lasten
Ein Mann vom Holzschlag keucht auf Waldes Pfaden,
So seufz' ich mit des Kummers Wucht beladen,
Der nicht vergönnt zu rasten,
Und weiter ohn' Ermatten
Mich forttreibt, umzugehn, mein eigner Schatten.

Und führt zu deiner Schwelle
Mein Weg mich, der da weiß von keinem Ziele;
Rankt meine Seele sich in leerem Spiele
Um die geliebte Stelle;
Ich steh gebannt, und weine
Brennende Thränen auf die kalten Steine.

7.

Wohl kenn' ich vom Beginne
Der Neigung Jahreszeiten,
Die Veilchen erster Minne
Brach ich, und brach die Rosen dann der zweiten.
Doch seit ich dich erkannt mit Geist und Auge,
War fürderhin kein Streiten
In dieser Brust, was mir zu lieben tauge.

Denn ein Gemüth tiefsinnig
Und spiegelklar zum Grunde,
Denn einen Leib so minnig,
Wie Gott ihn schafft in rechter Gnadenstunde,
Dazu den Geist, für jede Weisheit offen,
Die edlen Drei im Bunde
Hab' ich, o Herrin, nur bei dir betroffen.

O, dürft' ich all mein Wesen
Ergeben dir, du Hohe,
Wie würde da genesen
Zu süßem Heil dies Herz, das liederfrohe!
Nichts wüßt' ich, was mir bess're Lust gewährte,
Als meines Geistes Lohe
Zu schüren, daß der Schimmer dich verklärte.

Doch runzelst du die Brauen,
Und schämst dich meines Strebens;
Auch darin muß ich schauen
Gerechte Buße frühern Ueberhebens.
Einst hab' ich, die mich liebte, kalt betrübet.
Nun lieb' ich selbst vergebens —
Das ist die Minne, die Vergeltung übet.

So will vor deinem Zorne
Ich Flucht und Fahrt erküren;
Will mich an fremdem Borne
Erlaben, und will ruh'n an fremden Thüren,
Und statt des lust'gen Spiels der Minnesinger
Die Harfe will ich rühren,
Ein düstrer Pilgersmann mit rauhem Finger.

Du aber, hörst du ferne
Des Sängers dumpfe Töne,
Nur so viel Huld erlerne,
Daß ohne Haß dein Ohr sich dran gewöhne.
Und so fahr' wohl, du, die ich trug' im Sinne,
Fahr wohl, du stolze Schöne!
Dies ist von mir das letzte Lied der Minne.

8.

Ich hab' es bei mir selber wohl erwogen
In einer langen schlummerlosen Nacht,
Daß Liebe, die mir Süßes viel gebracht,
Mich dennoch um mein bestes Glück betrogen.

Denn seit der Zeit, daß ihrer ich gepflogen,
Verlor ich Ruhe, Heiterkeit, Bedacht,
Bald war mein Sinn zu wilder Gluth entfacht,
Und bald in Schmerzen fernhinaus gezogen.

Darum beschloß ich sonder Ungeduld
Dem holden Reiz auf immer zu entsagen,
Und abzuthun der Neigung süße Schuld.

In Ruhe sollst fortan, mein Herz, du schlagen,
Und statt des Schattens flücht'ger Erdenhuld
Die Ewigkeit in deiner Tiefe tragen.

Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sey du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sey du mit mir;
Im Brand des Sommers, der dem Mann die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage, sey du mit mir;
Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sey du mit mir;
Gieb deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sey,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sey du mit mir;
Dein Segen ist wie Thau den Reben; nichts kann ich selbst,

Doch daß ich kühn das Höchste wage, sey du mit mir;
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Wonnelicht,
Bis an das Ende meiner Tage sey du mit mir.

Nachts am Meere.

Es schlief das Meer und rauschte kaum
Und war doch allen Schimmers voll,
Der durch der Wolken Silberflaum
Vom lichten Monde niederquoll;
Im Blau verschwamm die ferne Fluth,
Wie Bernstein flimmerte der Sand;
Ich aber schritt in ernstem Muth
Hinunter und hinauf den Strand.

O, was in solcher stillen Nacht
Durch eine Menschenseele zieht,
Bei Tag hat's Keiner noch gedacht,
Und spricht es aus kein irdisch Lied.
Es ist ein Hauch, der wunderbar
Aus unsrer ew'gen Heimath weht,
Ein innig Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb und halb Gebet.

Da spürst du still und körperlos
Ein segnend Walten um dich her,
Du fühlst, du ruhst in Gottes Schooß,
Und wo du wandelst, wallt auch er;
Die Thränen all sind abgethan,
Die Dornen tragen Rosengluth,
Es taucht die Liebe wie ein Schwan
Aus deines Lebens dunkler Fluth.

Und was am schwersten dich bedroht,
Dir zeigt's ein liebes Angesicht,
Zum Freiheitsherold wird der Tod,
Der deines Wesens Siegel bricht;
Du schaust in's Aug' ihm still vertraut,
Von heil'gem Schauer nur berührt,
Gleich wie ein Bräut'gam, den die Braut
Zum seligsten Geheimniß führt.

Genug, genug! Halt ein, mein Lied,
Denn was bei Nacht und Mondenlicht
Durch eine Menschenseele zieht,
Das sagt kein irdisches Gedicht,
Ein Hauch ist's, der da wunderbar
Von Edens Friedenspalmen weht,
Ein wortlos Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb und halb Gebet.

Heimweh.

O Heimathliebe, Heimathlust,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis in's Mark,
Das uns das Thal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's von ew'gem Schnee gedrückt:

Wohl keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Thür gesessen,
Der Fremde bitt'res Brot gegessen.

Doch wer, vom eignen Herd verbannt,
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wand'rer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe
Zum scharfen Dorn die Rosenblüthe,
Du ziehst, o milde Heimathlust,
Als Heimweh durch die kranke Brust.

Dann bist du's, die im Frühlingswalde
Im Veilchenhag umspielt vom West
Das arme Kind der eis'gen Halde
Nach seinem Norden schmachten läßt;
Dann bist du's, die mit herber Flamme
Des Polenflüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Juda's Stamme
Im Tod die Füße ostwärts kehrt,
Als möcht' er sterbend noch erstreben
Das Land, das ihm versagt im Leben;
Dann lockst du, klingt im Mondenglanze
Des Alphorns heimathsel'ger Gruß,
Zu Straßburg von der hohen Schanze
Den Schweizer in den wilden Fluß,

Und von den Klängen, von den Wogen
Wird er in seinen Tod gezogen. —
Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wundersame Weh erfahren,
Da Aegeus Fluth wie lautres Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O, wohl ist's schön an jenem Meer,
Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich krystallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Citherschlag erklang
Vom Meer des Fischers Abendsang,
Der in der Bark' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr, —
Und doch! ich fühlte keine Lust!
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt' ich mich der Thränen.
Ich saß auf zack'gem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte:
Das sog ich durstig athmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern seyn.

Und ward es still, da blickt' ich wieder
Hinab in's Buch auf meinen Knie'n,
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,

Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimwehs, Odyssee! —

Das Negerweib.

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farb'ge Papagayen schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schooße läßt ein Schlummerlied sie schallen:

Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe, du zum Jammer mir geboren,
Eh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren.
Schlaf, o schlaf, verhüllt in Dunkel ruh'n dir noch der Zukunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr empfinden,
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden.

Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

Nein, dein Tag wird seyn voll Thränen, deine Nacht wird seyn voll Klagen,
Wie das Thier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen.
Wirst das Holz den Weißen fällen, und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen und in unsern Schweiß sich kleiden.

Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesgluth und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre;
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich mit tausend Armen,
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

Oftmals hört' ich auch die Stolzen sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten,
Aber über jenen Edlen, der mit Muth das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab gebrochen.

Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben,
Und durch solches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;
Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren Seelen?
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode quälen?

O, du großer Geist, was thaten meines armen Stamms Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Missisippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelbau die Blüthe sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelheerden,
Wenn die weißen freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen
werden.

Italien.

O, wie eigen wird dem Wand'rer, der, entflohn des Nordens Haft,
Nach dem heißersehnten Süden lenkt die frohe Pilgerschaft,
Wenn er von des Gotthardts Gipfel, der in ew'gem Eise schweigt,
Langsam durch die Morgendämmrung gen Italien niedersteigt.

Leise theilen sich die Nebel, und es wird so lau die Luft,
Aus der Tiefe wie ein Grüßen weht empor verlorner Duft; —
Noch ein Vorsprung! — sieh, und unten weit und blühend lacht
das Thal,
Dichte Gärten, Silberseen, überglänzt vom Morgenstrahl.

Aus den Hügeln quellen Rosen, um die Ulmen rankt der Wein,
Schlanke Marmorsäulen schimmern winkend im Cypressenhain,
Dort die Berge lorbeerwaldig, hier das blaukrystallne Meer,
Und der Himmel wie ein liebend Mutterauge drüber her.

Und dazwischen bunt gekleidet buntes Volk in Thal und Höh'n,
Braune Buben, stolze Frauen, wie des Landes Rosen schön,
Winzertanz auf allen Bergen, in den Häusern Citherschall,
Lust'ge Lieder in den Barken, Klang und Jubel überall.

Wahrlich solltest du nicht meinen, ausgestürzt auf dieses Land
Seiner Freuden vollsten Becher hab' ein Gott mit trunkner Hand,
Aus dem Länderbaum Europens sey's der blüthenreichste Zweig,
Wie an grünen Laubgewinden so an goldnen Früchten reich?

Aber ach der bittern Täuschung! Unter diesem farb'gen Scherz,
Wie die Natten unter Blumen, lauscht ein tief verborgner Schmerz,
Jener Schmerz, der nimmer rastet, daß die alte Tugend starb,
Daß die Freiheit ging verloren, und ein Heldenvolk verdarb.

O Italien, du der Künste Mutter, stolzes schönes Weib,
Träg'rin einst der höchsten Kronen, siech und elend ward dein Leib;
Dieser holde Rosenschimmer, der so reizend dich umblüht,
Ach, es ist des Fiebers Hitze, das in deinen Adern glüht.

Ja, es will mich oft gemahnen aller deiner Blumen Glanz
Lieg' um deine kranken Schläfe fertig schon als Todtenkranz,
Ja, als sey'n Vesuv und Aetna lodernd nur dahin gestellt
Fackeln an dem Sterbelager einer Königin der Welt.

Aber nein, noch lebt die Hoffnung, ob auch tief versteckt im Weh;
Kennst du nicht das Lied vom herben Kummer der Penelope?
Schön wie du vor allen andern, ward wie du sie viel umfreit,
Und der Fremden Schwarm verpraßte frech des Hauses Herrlichkeit.

Zwanzig Jahr' die Purpurwolle spann sie weinend um den Thron,
Zwanzig Jahr' mit bangen Seufzern zog sie groß den theuren Sohn,
Zwanzig Jahr' getreu dem Gatten blieb sie und getreu dem Gram,
Harrend, hoffend, Boten sendend — sieh, und ihr Odysseus kam.

Weh den übermüth'gen Freiern, als genaht des Rächers Gang,
Als von bittern Todespfeilen sein gewalt'ger Bogen klang;
Von dem rothen Blut der Frevler troffen Säul' und Estrich da,
Und ein schrecklich Fest der Rache ward erfüllt auf Ithaka.

Kennst du jenes Lied, Italia? Hör's und harre muthig aus,
Wie sich auch die Freierschwärme drängten in dein adlig Haus;
Deine Söhne zieh zu Männern unter Thränen früh und spat,
Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odysseus naht.

Lied des Corsaren.

Gut der Wind und fest das Steuer,
Leuchtend Silbergrün das Meer,
Ueber uns der Sterne Feuer —
Gebt die Mandoline her!
Syrakuser schenkt mir ein!
Heißer Sinn will heißen Wein.

Ging mein Schloß in jähem Brande
Lodernd auf um Mitternacht,
Schwirrt auf Rabenschwing' am Lande
Um mein Haupt des Reiches Acht:
Auf dem Meer im Sturmesflug
Weht der Freiheit Odemzug.

Hab ich doch mein Schwert behalten,
Und den Arm, der stark es faßt;
Des verfehmten Banners Falten
Flattern schwergesenkt am Mast;
Weh' dem Kühnen, der's bedroht:
Seine Antwort lautet Tod.

Seit das Schiff ich frei bestiegen,
Hauf' ich jedem Fürsten gleich,
Weit, so weit die Winde fliegen,
Liegt mein fluthend Königreich.
Blanker Stahl ist mein Wardein,
Treib' ich meine Schatzung ein.

Säckel, die von Gold sich brüsten,
Ferner Zonen selt'ne Fracht,
Klosterwein von sonn'gen Küsten,
Und den Becher von Smaragd,
Was nur Sinn und Herz begehrt,
Kauft im Schlachtgewühl mein Schwert.

Und wie reizend ist die Dirne,
Wenn sie vor dem Räuber steht,
Und um ihre blonde Stirne
Glühend Haß und Neigung weht!
Scham und Lust — o süßer Krieg!
Doch dem Kühnen bleibt der Sieg.

Heil dir, Meer, du Fels des Muthes!
Heil dir, Freiheit, meine Braut!
Dir mit jedem Tropfen Blutes,
Dir allein bin ich getraut,
Treu auch dann, wenn mich bedroht
Einst im Kampf die letzte Noth.

Dann kein Ach, kein feiger Jammer!
Hoch die Wimpel, hoch das Beil!
In der engen Pulverkammer
Schläft beisammen Rach' und Heil;
Stolz im Blitze fahr' ich dann
In den Tod, ein freier Mann.

Der Alte von Athen.

Es wehte kühl vom Meer, der Tag war längst gesunken,
Das Feuer am Iliß versprühte rothe Funken,
Im Kreise lag die Schaar, das Banner aufgepflanzt,
Die Pfeifen glommen hell, der Becher ging im Kreise,
Und zu der Trommel Schlag und der Hoboen Weise
Ward die Romaika getanzt.

Wie klirrten da im Takt die Säbel der Gesellen!
Wie flatterten im Wind die weißen Fustanellen!
Der Flamme Strahl beschien manch' bärtig Angesicht,
Gefurcht und sonnverbrannt, und plötzlich dann dazwischen
Ein lockig Knabenhaupt; so schaut aus dunkeln Büschen
Im Lenz der Rose junges Licht.

Da trat ein alter Mann in's tosende Gedränge,
Wohl ragt er aus der Schaar um eines Hauptes Länge,
Hinab zum Gürtel floß der Bart ihm silberweiß;
Kühn war die Stirn, darum die Locken flatternd wehten,
In seinen Augen glomm das Feuer des Propheten,
Und also rief der hohe Greis:

„Hinweg, Verblendete, mit Trinkgelag und Reigen!
Setzt ab den Weinpokal, laßt die Hoboen schweigen,
Den lust'gen Schall der Trommel dämpft!
Vergeßt ihr, daß, indeß ihr schwelgt in müß'ger Feier,
Auf Kreta's blut'gem Strand der Adler mit dem Geier
Um eurer Brüder Leichen kämpft?

O wär' ich noch ein Knab', ich könnte Thränen weinen,
Doch Muth! Wie unheilvoll für uns die Sterne scheinen,

Noch ward die Hoffnung nicht zum Trug;
Leonidas erlag einst an den Thermopylen,
In Flammen stand Athen und seine Tempel fielen,
Eh' Salamis die Perser schlug.

D'rum auf! Nicht länger hört, was euch die Fremden rathen,
Im Schwerte nur ist Heil, und mit des Schwertes Thaten
Ruht Kreta's Schmach und Griechenlands:
Die Zeit ist reif, den Grund, d'rin uns're Heil'gen modern,
Den frech geraubten Grund im Kampf zurückzufodern,
Gen Norden geht es nach Byzanz!

So steigt denn vom Gebirg', ihr braunen Klephten, nieder,
Ergreift das lange Rohr, den krummen Säbel wieder,
Erwacht, ihr Männer von Athen!
Ihr Adler Suli's auf, und zeigt den Weg den Andern,
Kanaris, fülle du den Hellespont mit Brandern,
Lass', Hydra, deine Wimpel weh'n!

Und du, o junger Fürst von blondem Heldenstamme,
Des Wittelsbacher Schwert war sonst der Schlachten Flamme,
Vertrau', ein Schwimmer, dich der Zeit gewalt'gem Strom:
So schön der Oelzweig ziert, er weicht dem Lorbeerkranze.
Wir harren deines Winks; wirf dich auf's Roß und pflanze
Das Kreuz auf Sankt Sophiens Dom!

Hört ihr's in hoher Luft wie zieh'nde Schwäne singen?
Der Engel Schaaren sind's, die Flammenschwerter schwingen,
Vor ihnen wird der Feind zum Spott;
Wem sie zu Häupten zieh'n, mag Noth und Tod verachten,
Darum frisch auf, mein Volk! Es rufen dich die Schlachten,
Vorwärts! Vorwärts! mit uns ist Gott!"

So sprach der Greis, und schwand im Volksgedränge,
Hoch schlug das Feuer auf — erschüttert stand die Menge,
Sie bebten; jeder Mund sprach murmelnd ein Gebet.
Wohl forscht' ich, aber wo der Alte hergekommen,
Ob er ein Schwärmer war, ich hab' es nicht vernommen;
Doch, traun, mich dünkt' er ein Prophet.

Eine Septembernacht.

Zu Lübeck im Rathskeller saßen spät
Wir Freunde noch bei'm Wein und tranken,
Wo tiefgebräunt die Eichentafel steht
Aus uns'res letzten Kriegsschiffs Planken.
Doch galt es heute keinen Zecherspaß,
Kein lustig Liedel, keine Becherfehde,
Es schaute Jeder ernst in's grüne Glas,
Und ernst und sinnig floß die Rede.

Wir sprachen von des alten Glanzes Zeit,
Von jenen, die der Hansa Schlachten schlugen,
Wir sprachen von der jüngsten Tage Leid,
Und von der Hoffnung, die wir trugen.
Wohl spürten's Alle feierlich und leis',
Wie sich aus Trümmern junges Leben zeuge,
Und stille ward's, als ob in unsern Kreis
Der Schutzgeist uns'rer Stadt sich beuge.

Da schlug es Mitternacht. Sie brachen auf,
Wir drückten herzlich uns die Hände;
Mich aber trieb es noch den Gang hinauf,
Die Fässer durch, entlang die schatt'gen Wände.

Ich konnt' an Schlaf nicht denken. Sonst und Heut'
Zerfloß in meinen Sinnen lose;
So trat ich ein, gedankenvoll zerstreut,
In's hallende Gewölb der „Rose".

Wie kühl, wie stille! Nur mein Fußtritt scholl
Verdreifacht von den Gurten wieder,
Ein Schauer wie vor Geisternähe quoll
Geheimnißvoll durch meine Glieder.
Und sieh', ein Lichtschein drang mir wunderbar
Linksher entgegen aus der hohen Nische —
Ich naht' und stand — denn traun, ein selt'nes Paar
Erblickt' ich zechend dort am Tische.

Der Eine saß geschmückt, nach alter Art,
Mit Sammetschaube, Kraus' und Kette,
Umflossen Wang' und Kinn vom blonden Bart,
Die mächt'ge Stirn beschattet vom Barette,
Das blaue Auge zuckt' in scharfem Glüh'n,
Als hing' ein Weltgeschick an seinen Winken;
So saß er da, gebeugt und dennoch kühn,
Und starrt' in seines Römers Blinken.

Der And're stand die Hand am Schwertesknauf,
Riesig, vom Haupt zum Fuß in blankem Erze;
Wie Blut an seinem Panzer spielt' herauf
Der rothe Flackerschein der Kerze;
Ein wild und rauh Gesicht. Ich spürt' es bald,
Hier war die Faust, dort das Ersinnen;
Da, murmelnd, wie der Wind durch Herbstlaub wallt,
Hört' ich des Ersten Worte rinnen.

„O Meeresauge, dunkelblauer Sund,
Du felsumstarrte Ostseepforte,
Wie schaut' ich oft hinab in deinen Grund,
Und zwang in's Herz zurück der Sehnsucht Worte!
Dort unten, wo die Welle leiser schoß,
Sah ich den gold'nen Zauberschlüssel liegen,
Der uns ein neues Wunderreich erschloß
Von Meeresherrschaft, Glanz und Siegen.

Ich warb um ihn, wie um den Ring die Braut,
Ich warb auf Leben und auf Sterben —
O hätte mir das blinde Volk getraut,
Den Sieg erzwingen mußte solch' ein Werben,
Den Sieg, der Kampf, der sieben Jahre durch
Im Rath, zur See, im Schlachtfeld grollte,
Der Riesenkampf, der uns'rer Hansa Burg
Bis zu den Sternen thürmen sollte.

Sie faßten's nicht -- er war für sie zu groß —
Sie zitterten, die Käufer und Verkäufer:
Da führten meine Feinde schlau den Stoß,
Verräther hieß ich, Wiedertäufer.
Sie rissen von den Stufen mich herab,
Sie saßen trotzig zu Gerichte,
Sie brachen über mir den weißen Stab,
Und mehr! — Sie schrieben die Geschichte.

Dreihundert Jahre sind's, da sprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;
Doch war ein Geist des Unheils seit dem Tag
Mit meiner Heimath-Heer und Flotte. —

Was Menschen bauten, wird des Windes Spiel,
Nur Gottes Rathschluß bleibt beständig;
Die Hansa sank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig.

Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie spüren's all', erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins, und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume.
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden fröhnig,
Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!

Frischauf, mein Volk, du großes Vaterland,
Treueinig, wie ich's nimmer durfte schauen;
Vollführe du, was mir im Herzen stand,
Zu Masten lass' des Forstes Tannen hauen.
Dein sey der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Mannes dein, ein glorreich Leben.
Mit Kugeln gieb den Zoll: Es soll mein Geist
Am Steuer deines Heerschiffs stehen!"

Er fuhr empor: Die Beiden stießen an,
Die Schwerter klirrten und die grünen Becher,
Und hastig bis zur Neige stürzten dann
Den Wein hinab die selt'nen Zecher.
Da dröhnt' es Eins vom Sankt Marien-Thurm,
Hochflackernd losch der Kerze Schein, der gelbe,
Durch Pfort' und Gitter braust' es wie ein Sturm
Und einsam stand ich im Gewölbe.

Mir graute nicht. Wohl hatt' ich sie erkannt
Die Heimgekehrten aus dem Reich der Gräber,
Die mächtigen Gestalten Hand in Hand,
Marx Meier, Jürgen Wullenweber.
Mein Herz schlug kühn, zu Hoffnung hoch erwacht,
Und durch des Herbstes Wind und Blättertreiben
Heimschritt ich froh, um noch in tiefer Nacht,
Was ich vernommen, aufzuschreiben.

Wie König Sigurd Hochzeit hielt.

Bei der Sigurdsflotte, nicht weit vom Feld der Schlacht,
Lag ein Schiff gerüstet mit wundersamer Pracht,
Die Masten und die Stangen gebaut aus edlem Holz,
D'ran sah man Wimpel prangen und Flaggen reich und stolz.

Von schneeweißem Linnen das Segel war zur Fahrt,
Man hatte an den Tauen der Seide nicht gespart,
Silbern schien der Anker; es war des Steuers Griff
Aus blankem Erz getrieben. Das war das Hochzeitschiff.

Am Ufer bei dem Schiffe König Sigurd stand,
Fröhlich war sein Herze und purpurn sein Gewand;
Voll heißer Inbrunst harrt' er der holdsel'gen Maid,
Daß Raynar sie brächte. Doch oft wird Lust verkehrt in Leid.

Es kam des Wegs vom Schlosse daher der junge Held,
So hanget wohl ein Wetter düster über'm Feld,
Eh' es tobend ausbricht in Blitz und Donnerschlag,
Wie auf der Stirn des Knaben des Grames Wolke lag.

Ihm folgten sieben Degen in Helm und Panzerring,
Sie trugen eine Bahre, darob ein Teppich hing.
Langsam schritten alle, mit Blicken trauervoll
Grüßten sie den König, daß bangend ihm die Seele schwoll.

Da sprach Raynar der Junge: „Ich habe schlechten Gruß,
Eitel Rabenbotschaft ist, was ich künden muß.
Wohl bring' ich dir Alfsonnen, wie dein Spruch gebot,
Doch wirst du nie sie minnen, geminnt hat sie der bleiche Tod."

Er winkte den Genossen, daß sie aus der Hand
Die Bürde setzen möchten. Dann schlug er das Gewand
Zurück von der Bahre, die faltig es bedeckt:
Da lag die schöne Jungfrau todt dahingestreckt.

Sie lag in Mohn und Lilien als wie ein schlafend Bild,
Zugedrückt die Augen, verfärbt die Wangen mild,
Im weißen Linnenkleide, jeden Schmuckes baar,
Ihr einzig Goldgeschmeide das sonnig leuchtende Haar.

Da sie der König sahe, die schneeblasse Maid,
Ihm war's, als führe plötzlich durch all' sein Eingeweid'
Ein zweischneidig Eisen. Zum Himmel auf er schrie:
Er hatte nimmer Minne getragen heiß wie die.

Keine Thräne weint' er; starr blieb er steh'n
Mit vorgesunk'nem Antlitz. Wer ihn da geseh'n:
Er hätt ihn wohl gehalten für ein Bild von Stein.
Da ward ein tiefes Schweigen durch aller Kämpen Reih'n.

Lange sonder Regung gebeugt stand Sigurd Ring;
Dann warf empor das Haupt er, von seinen Augen ging
Ein freudevolles Funkeln, es zuckten seine Brau'n
In kühnem Heldentrutze; gewaltig war er anzuschau'n.

Er sprach: „Es schuf die Norne mir ungefügen Gram,
Da sie mir im Zorne den Preis des Kampfes nahm;
Daß sie mich selbst verschonte, weiß ich ihr nicht Dank.
Was frommt es mir, zu leben, wenn meine Sonne sank!

Siebenzig Jahre trug ich mein Schwert bei Fest und Krieg;
Hundert Schlachten schlug ich, und mein ward der Sieg.
Nun mag ich nicht verkümmern sonder Klang und Strahl,
Ein elender Greise daheim im öden Saal.

Auch hab' ich mich verschworen mit einem theuren Eid,
Nimmer heimzukehren, denn mit der holden Maid;
Ich müßte Schmach erwerben, bräch' ich's ohne Noth!
Nein, besser ist's, zu sterben einen königlichen Tod.

Auf, schaffet von der Wahlstatt die Erschlag'nen all',
Und thürmt sie auf einander zu einem Leichenwall
Auf dem Deck des Schiffes! Mir deucht, es sind genug,
Daß ich gen Walhall fahre mit riesigem Heereszug.

Doch an's Steuerruder bei des Lootsen Stand
Sollt ihr Alfsonnen legen, und einen Fichtenbrand
Hoch daneben pflanzen in hellem Flammenschein,
Das soll bei meiner Feier die Hochzeitfackel seyn.

Fahr' wohl, Raynar, mein Knabe, dir geb' ich Kron' und Reich;
Ihr auserles'nen Degen, ich grüß' euch allzugleich:
Fahrt wohl und lasset wallen die Banner hoch im Wind!
Laßt die Pauken schallen! Das Brautfest beginnt."

Das Schiff war gerüstet, hinein der König trat,
Niemand durft' ihm folgen auf dem schmalen Pfad.
Das Ankertau zerhieb er; dann löst er ruhevoll
Die Seile an den Linnen, daß frisch im Wind das Segel schwoll.

Unter Skaldenliedern das Schiff zog die Bahn
Hinaus zur blauen Weite. Es glitt als wie ein Schwan
Der Abendsonn' entgegen. Am Steuer Sigurd stand,
Es schwang der alte Degen den sprühenden Fichtenbrand.

Da lief empor am Segel ein blutrother Schein,
Geschleudert war die Fackel in's dürre Holz hinein;
Rauchgewölke zogen. Dann brach ein Flammenkranz
Empor um Mast und Stangen, es stand das Schiff in Feuer ganz.

Die Lohen schlugen mächtig und spiegelten im Meer,
Vom Ufer zog prächtig des Liedes Schall daher,
Bis in der feuchten Tiefe Schiff und Gluth verging,
Da war der Held bestattet. Das ist das Lied von Sigurd Ring.

Bruchstücke aus dem Trauerspiel:

König Roderich.

Erster Akt, siebenter Auftritt.

(Der König Roderich mit Gefolge. Florinde, tief verschleiert.)

Roderich.

Tritt näher, schönes Kind, du bist willkommen —
Und künd' uns frisch das Beste, was du weißt,
Sey's eine Heldenmähre, sey's ein Lied
Doch eh' du unser Ohr erfreust, entferne
Den Schleier, der dein Antlitz neidisch deckt.
Der stolze Wuchs, die adlige Gestalt
Verheißen viel, und billig zürnen wir,
Daß du so Holdes böslich uns verhüllst.

Florinde.

Verzeiht, o Herr, ich weiß von keinem Lied,
Und nicht in diesen Kreis hatt' ich verlangt.
Nach Euch, nach Euch allein stand mein Begehr.
Was mich hiehertreibt, fliehet bang und scheu
Den Blick der Menge; einsam muß ich's Euch
Vertrauen, und mein Wort soll leise seyn,
Wie flüsternd Windgeräusch im Ohr der Nacht.

Roderich.

So führt dich ein Gesuch der Armuth her,
Du sollst vergebens nicht gekommen seyn.
Zu meinem Säckelmeister geh'! Er soll
Dich reich bedenken.

Florinde.

Mich gelüstet nicht
Nach Gold, o Herr, nur nach Gerechtigkeit.
O hört mich, hört mich — einen Augenblick.

Roderich.

Du träumest, Mädchen, hier bei'm Königsfest
Bist du erschienen, nicht im Richtersaal;
Und seltsam wahrlich klingt die Forderung,
Die du mir stellst.

Pelisthes.

Dafern du wirklich, Jungfrau,
Ein Rechtsanliegen an den Fürsten hast,
So kehre morgen zu geleg'ner Zeit;
Du hast die Stunde schlimm gewählt — d'rum geh!

Florinde.

Nein, nein, ich gehe nicht, ich träum' auch nicht,
Wie jener sagt; jetzt muß es sich entscheiden,
Entscheiden über Leben oder Tod.

Wer weiß, wann ich ihm wieder nahen darf!
D'rum hör' mich, König! Sagt dein Herz dir nichts?
Ist keine Stimm' in dir, die leise mahnt,
Daß du mich hören mußt, in dieser Stunde?
Sagt dir dein Herz nichts?

Roderich.

Wie? Bin ich denn hier
Der Narr in einem Gaukelspiel geworden?
Was soll die Thorheit, die das frohe Fest
Zur Unzeit mir verstört? Sag' an, wer bist du,
Die du dich toll in meine Kreise drängst?
Entschleire dich!

Florinde.

O spar es mir und dir!
Nicht hier vor dieser stolzen Männer Blick,
Nein, Aug' in Aug', im schweigenden Gemach
Will ich von Allem Rechenschaft dir geben.
Ich flehe nochmals: Einen Augenblick
Schenk' mir Gehör!

Roderich (zornig).

Ich brauche kein Geheimniß.
Fort mit dem Schleier, der die List verbirgt!
(Er reißt ihr den Schleier ab.)
Florinde!

Pelayo.

Großer Gott!

Urbano.

Es ist die Tochter
Don Julians!

Florinde (dumpf).

Du hast es selbst gewollt!

Ich kam, um dich zu mahnen; kam verschleiert
In's Königsschloß, um so in deine Nähe,
Die du mir sonst versagtest, mich zu stehlen;
Weh' über mich! Nun hast du grausam selbst
Mir jeden Rückweg abgesperrt, und mich
Mit rauhem Arme aus den heil'gen Schranken
Der Scheu gerissen. Vorwärts zwingst du mich
In eine Bahn hin, die mein weiblich Herz
Verzagen macht.

Roderich.

Ich staune, nochmals wagst du,
Dich vor mein Angesicht zu drängen?

Florinde.

Herr!
Was bleibt der Armen, wenn sie Alles, Alles,
Das Theuerste, die Ehre selbst, verlor!
Wär' ich ein Mann, fürwahr, du sähest jetzt
Mich so nicht hier. Ich bin ein Weib, ich kann
Nicht richten mit dem Schwert, ich habe nichts
Zu meinem Schutz, als Thränen, Bitten, Fleh'n.
D'rum fleh' ich hier, o König, schenke mir,
Was du nach Gottes Ordnung dem Geringsten
Nicht weigern kannst und darfst: Gerechtigkeit.
Du hast vor aller Welt mich tief erniedrigt,
So tief, daß ich des ärmsten Löhners Weib
Beneiden muß; o hebe du mich auch
Empor aus diesem Abgrund. Deinen Raub,
Mein Kleinod, meine Ehre gieb mir wieder!

(Rodrich wendet sich ab.)

Pelayo (gedämpft, mit verhaltenem Zorn).
Ihr schweigt, mein König? Wollt Ihr dieses Spiel

Noch weiter treiben? Wahrlich, es genügt!
Blickt Euch im Kreise Eurer Ritter um;
Auf jedem Antlitz brennt die Gluth der Scham
Um das, was Ihr gethan. Und wär' es nicht:
Ich glaube, diese Wände, die so stolz
Bisher geragt, sie würden murrend brechen
Ob des unwürd'gen Schauspiels.

Roderich (losbrechend).

Schweig', Verweg'ner!
Ist es so weit gekommen, daß mich hier
Im eignen Königsaal mit frechem Wort
Ein trotziger Vasall zu meistern wagt?
Ich duld' es nicht! — und du — (sich gegen Florinde wendend).

Urbano (ihm in die Rede fallend).

Laßt Euren Zorn
Die Arme nicht entgelten, Herr! Bedenkt —

Roderich.

Spart Eure Worte, mein Herr Erzbischof!
Ich pflege, wenn ich handle, selbst zu denken,
Und hab' auch dies Mal Eure Weisheit nicht
Begehrt!

Florinde.

So sey das Letzte denn versucht!
Oft ist das Knie beredter, als der Mund.
Sieh' her!

(Sie kniet vor ihm).

Hier liegt die Tochter Julians,
Des Stolzesten der Gothen, dir zu Füßen,
Hier liegt sie vor dir, ein geknicktes Rohr.
O lass' mich so nicht liegen, daß nicht künftig
Mit erz'nem Mund verkünde die Geschichte:
Der König übte Schmach an einem Weib.

Nein, nein! du kannst es nicht, du kannst es nicht!
Du schwurest mir ja einst, daß du mich liebtest!
So rufe heute dir von dem Gefühl
Nur so viel wach, daß du mich nicht zertrittst!
O Gott! ich bin von meines Unheils Last
Ja schon so tief gebeugt, so ganz gebrochen,
Daß ich vom Recht nicht mehr zu reden weiß;
Die Angst der Seele schreiet nur: Erbarmen!
Erbarmen, Herr!

Leontes (leise, spöttisch).

Für ein Paar Weiberthränen
Wär' eine Königskrone leicht erkauft.

Florinde.

Gieb meine Ehre mir zurück!

Roderich.

Hinweg!
Wie lange soll dies Possenspiel noch währen!
Glaubst du, daß du mit Worten und mit Thränen
Felsen wegblasen und erweichen kannst?
Ein Königswort ist härter noch als Fels.
Und käm' das Meer und braust' ein mächtig: Ja,
Ich riefe: Nein, und schwärzte sich der Himmel
Und schrie der Donner: Ja, ich riefe: Nein!
Und aber: Nein! Denn noch, noch bin ich Herr —
Aus meinen Augen, Dirne!

Florinde (zusammenbrechend).

O mein Gott!

Pelayo.

Gräfin, steht auf! Ich kann den Anblick nicht
Ertragen, Euch vor Diesem so zu seh'n!
Kommt! Sicher führ' ich Euch von hier.

(Er geht ab mit Florinden).

Urbano.

O Herr!

Ihr war't zu hart!

Roderich.

Kein Wort mehr, keine Sylbe!
Mich dünkt, die Litanei war lang genug.
Doch wahrlich! rühmen soll sich nicht dies Weib,
Daß uns durch seine aberwitz'ge Laune
Mehr als ein Augenblick verkümmert wäre.
D'rum auf! Laßt Wein, den heißesten, der je
Von Griechenlands besonnten Hügeln quoll,
In allen Bechern perlen! Heller schürt
Die Fackeln auf, daß schwirrend sich die Lerche
Im Feld erhebe, weil sie's Morgen meint;
Entfesselt brause der melod'sche Sturm
Der Festmusik, und schöner Mädchen Tanz
Schling' eine Blumenkette durch den Saal!
Ihr Pagen, flieget! — — — — — — — — — —
„O Spanien! — Du, Florinde — Fahret wohl!
Ich wollte — konnte nicht — Gott sey mir gnädig!"

Vierter Akt, fünfter Auftritt.

(Hof eines von Tarik und Julian eroberten Schlosses. — Auf der Mauer Julians rothe Fahne. Mondschein. Wachtfeuer. Plündernde Mohren und Gothen aus und ein.)

Erster Gothe.

'ne lustige Wirthschaft! He, schlagt ein, brecht auf!
Was tragbar ist, geht mit, und wär' es nur
'ne Pfann', um d'rin Kastanien zu rösten,
Oder ein Kochtopf.

(Ein anderer Gothe und zwei Mohren kommen stürmisch aus der Pforte.)

Zweiter Gothe.

Nein, das ist zu arg!
's ist himmelschreiend!

Erster Mohr.

Hörst du auf mit Schmäh'n?
Sonst leg' ich dir ein Schloß vor deinen Mund,
Daß du dein Leben lang d'ran schleppen sollst.

Zweiter Gothe.

Ei was, wer will das Reden mir verwehren!
Wozu hab' ich die Zunge, wenn ich nicht
Auf solchen Greuel Zeter schreien darf?

Erster Gothe.

So sprich, was giebt's?

Zweiter Gothe.

Denk' dir, ich komm' zum Keller.
Da ist ein Duften, ist ein Wohlgeruch
Vom allerfeinsten Wein, und wie ich nun
Nach Herzenslust beginnen will zu zapfen,
Da stoßen diese quittengelben Teufel
Dem Faß den Boden aus, daß all' das Naß
So mir nichts dir nichts in den Kehricht läuft.

Erster Gothe.

Abscheulich!

Zweiter Gothe.

Könnt' ihr's leugnen?

Erster Mohr.

Nein, wir thaten's,
Und thaten euch damit den größten Dienst.
Denn in den Fässern schläft ein Taumelgeist,
Der euch berauscht und euch das Hirn verwirrt.

Zweiter Mohr.

Trinkt Wasser, so wie wir, das löscht den Durst.

Zweiter Gothe.

Vor meinetwegen sauft das Weltmeer aus,
Bis Fisch' und Austern auf dem Trocknen liegen!
Doch mir soll Keiner meinen Wein verderben.

Zweiter Mohr.

Unser Prophet —

Zweiter Gothe.

Was schiert uns dein Prophet,
Du Mohrenkopf?

Erster Mohr.

Wir sind in seinem Reich,
Und haben diese Burg für ihn erobert.

Erster Gothe (lachend).

In seinem Reich? Schaut doch gefälligst nach,
Ob das die Fahne eures Götzen ist?
Die Ersten auf der Mauer waren wir.

Erster Mohr.

Du lügst in deinen Hals, und daß du siehst,
Wie wenig ich den Jammerfetzen achte,
Der sich im Winde dort großmächtig bläht,
Reiß' ich ihn ab und tret' ihn in den Koth.

(Er reißt Julians Banner von der Mauer und tritt's mit Füßen.)

Zweiter Gothe.

Hau' ihm die Hand ab!

Erster Gothe.

Auf, ihr Gothen, auf!
Rächt diesen Schimpf!

(Sie ziehen die Schwerter und dringen auf den ersten Mohren ein. Zu beiden Seiten sammeln sich Haufen.)

Erster Mohr.

Ihr Gläubigen, herbei

Zu Allah's Ruhm!

Zweiter Gothe.

Kommt an, ihr Wüstenhunde,

Hier wird gespielt und Hiebe sind der Einsatz!

(Sie fechten.)

Schilderung Spaniens.

— — — Nein, dies Land ist nicht
Wie Afrika, wo Sand und Himmel nur
Das Aug' erblickt, und hier und dort dazwischen
Ein falbes Fleckchen mit versenktem Gras,
Von ein Paar Palmen spärlich überschattet.
Sieh' nur, wie an den Hängen dort die Mandel,
Die Feige reift, wie tief im dunkeln Laub
Die Flamme der Granate brennt; die Luft
Ist schwer vom Oden der Citronenblüthe,
Und selbst den Fels umflicht die süße Rebe
Mit grünem Netz. Von jenen Bergen sprudeln
Wie Lebensodem tausend frische Quellen
Und gießen ihren Segen durch das Thal.
Und in den unterird'schen Schachten schlafen
Die Könige der Erze, Gold und Silber,
Des starken Arms nur harrend, der sie kühn
Aus ihrer Nacht hervorführt an das Licht. —
— — —

Tarik's Anrede.

So reiß' ich denn das Banner aus dem Boden,
Und trag' es weiter in das schöne Reich.
Doch nicht zu eignem Ruhm und Vortheil, nein!

Ein Streiter Allah's steh' ich da. Denn so
Spricht der Prophet: „Ich sende meine Boten
Mit Feuer und mit Schwert gen Nord und Süd,
Gen Sonnenaufgang und gen Untergang,
Und will ihr Haupt ausrüsten mit dem Geist
Des Lichts, und mit des Leuen Kraft ihr Mark.
Die Gluth soll sie nicht sengen, und das Meer
Sie nicht ersäufen, bis der ganze Erdball
Im Schatten meiner Friedenspalmen ruht."
So hat er uns zu Kämpfern denn erwählt
Im Lande, das mit ihrem letzten Strahl
Die Sonne grüßt, eh' sie in's Meer versinkt;
Und sind wir schwach an Zahl, so sind wir stark
Durch die Verheißung und gestählt an Muth.
Das Reich, das vor uns liegt, ist uns bestimmt
Durch Allah's Schluß. Vergeßt auf immer d'rum
Die Küsten Afrika's. Sie sind für euch
Versunken mit den Trümmern uns'rer Schiffe.
Nein! Denkt im Kampf, ihr kämpft um euern Herd.
Das Schwert ist euer einzig Heil. Im Rücken
Habt ihr das Meer, die Schande und den Tod,
Vor euch liegt Spanien und der Ruhm, bereit,
Mit grünem Laub den Scheitel euch zu kränzen,
Selbst wenn ihr fallt. Denn ob die Gruft den Leib
Empfängt, unsterblich wandelt das Gerücht
Der Tapfern durch die Welt und Allah lohnt
Mit Paradieseswonne seinen Fechtern!
Und somit vorwärts! Stoßt in die Trompeten,
Erhebt die Lanzen, laßt die Fahnen fliegen,
Und gönnt nicht eher ihnen Rast, als bis
Sie siegreich von Toledo's Zinnen wehen. —
— — — — —

Der Knabe mit dem Wunderhorn.

Ich bin ein lust'ger Geselle,
Wer könnt' auf Erden fröhlicher seyn?
Mein Rößlein so helle, so helle,
Das trägt mich mit Windesschnelle
In's blühende Leben hinein —
Trarah!
In's blühende Leben hinein.

Es tönt an meinem Munde
Ein silbernes Horn von süßem Schall,
Es tönt wohl manche Stunde;
Von Fels und Wald in der Runde
Antwortet der Wiederhall —
Trarah!
Antwortet der Wiederhall.

Und komm' ich zu festlichen Tänzen,
Zu Scherz und Spiel im sonnigen Wald,
Wo schmachtende Augen mir glänzen
Und Blumen den Becher bekränzen,
Da schwing' ich vom Roß mich alsbald —
Trarah!
Da schwing' ich vom Roß mich alsbald.

Süß lockt die Guitarre zum Reigen,
Ich küsse die Mädchen, ich trinke den Wein:
Doch will hinter blühenden Zweigen
Die purpurne Sonne sich neigen,

Da muß es geschieden seyn —
Trarah!
Da muß es geschieden seyn.

Es zieht mich hinaus in die Ferne;
Ich gebe dem flüchtigen Rosse die Sporn —
Ade! Wohl blieb' ich noch gerne,
Doch winken schon andere Sterne,
Und grüßend vertönet das Horn —
Trarah!
Und grüßend vertönet das Horn.

Vorüber.

O darum ist der Lenz so schön,
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n
So bald er weiter zieht;

Und darum ist so süß der Traum,
Den erste Liebe webt,
Weil schneller wie die Blüth' am Baum
Er welket und verschwebt.

Und doch! Er läßt so still erwärmt,
So reich das Herz zurück;
Ich hab' geliebt, ich hab' geschwärmt,
Ich preis' auch das ein Glück.

Gesogen hab' ich Strahl auf Strahl
In's Herz den kurzen Tag;
Die schöne Sonne sinkt zu Thal,
Nun komme, was da mag.

Sey's bitt'res Leid, sey's neue Lust,
Es soll getragen seyn —
Der sich're Schatz in meiner Brust
Bleibt dennoch ewig mein.

Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann, wohlbekannt,
Ich mach' mich auf die Reise,
Und sing' hinfort durch's weite Land
Nur noch die Eine Weise:
Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und wandr' ich durch den laub'gen Wald,
Wo Fink' und Amsel schweifen:
Mein Lied erlauscht das Völkchen bald,
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Haide hört's der Wind,
Der spannt die Flügel heiter,
Und trägt es über den Strom geschwind,
Und über die Berg' und weiter:

Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wies' und Korn
Spiel' ich's auf meinen Zügen,
Da singen's bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen:
Der Jäger summt es vor sich her,
Spürt er am Buchenhage;
Der Fischer wirft sein Netz in's Meer
Und singt's zum Ruderschlage:
Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und frischer Wind und Waldvöglein,
Und Fischer, Mägd' und Jäger,
Die müssen alle Boten seyn
Und meiner Liebe Träger.
So kommt's im Ernst, so kommt's im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn du's hörst, da pocht dein Herz,
Du spürst es, wer es sende:
Ich hab' dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich hab' dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Herbstgefühl.

O wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht,
Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht;

Daß, wie der Jugend Ruf verhallt
Und wie der Blick sich trübt,
Die Brust, die einst so heiß gewallt,
Vergißt, wie sie geliebt.

Ob von der Lippe dann auch kühn
Sich Witz und Scherz ergießt,
's ist nur ein heuchlerisches Grün,
Das über Gräbern sprießt.

Die Nacht kommt, mit der Nacht der Schmerz,
Der eitle Flimmer bricht;
Nach Thränen sehnt sich unser Herz,
Und findet Thränen nicht.

Wir sind so arm, wir sind so müd';
Warum, wir wissen's kaum,
Wir fühlen nur das Herz verblüht,
Und alles Glück ist Traum.

O Jugendzeit!

O Jugendzeit, du grüner Wald,
Darin der Liebe Röslein blüht,
Wie ist dein Rauschen mir verhallt,
Verhallt im Ohr und im Gemüth!
Voll Liederlust der frische Muth,
Der helle Blick, der kecke Sinn,
Das rasche, rothe Dichterblut,
O sprich, o sprich, wo sind sie hin!

Es kamen Zeiten schwer wie Blei,
Der Zweifel schlich in diese Brust,
Der Traum der Neigung floh vorbei,
Und blasser wurden Licht und Lust:
Und wenn ich in die Zukunft schau',
Das ist nicht mehr das alte Gold,
Ich seh' ein trübes Nebelgrau,
Wie's herbstlich um die Berge rollt.

Und doch getrost! Die Blüthenzeit,
Verweht hat sie des Windes Flucht,
Doch reift in tiefer Einsamkeit,
Und unter Schmerzen reift die Frucht.
Die Sehnsucht lass' ich nimmer los,
Sie wächst in kranker Brust und schwillt,
Wie in der dunkeln Muschel Schooß
Empor die lichte Perle quillt.

D'rum klag' ich nicht, d'rum zag' ich nicht,
Sie halt' ich fest in Noth und Pein,
Und wenn mein Herz im Kampfe bricht,
So muß die Sehnsucht Flügel seyn.
Da schwingt sie kühn sich auf mit mir,
Daß hell wie Liedesgruß es schallt,
Und schwebt und trägt mich heim zu dir,
O Jugendzeit, du grüner Wald!

Wie es geht.

Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt,
Und Thränen perlten ihr vom Angesicht
Wie Thau von Rosen; o, daß sie's geglaubt!
Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz; nicht trübe wollt' er scheinen,
Er sang und spielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht' ein guter Engel an ihr Herz:
„Er ist doch treu, gieb ihm die Hand, o gieb!"
Wohl fühlt auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
„Sie liebt dich doch, sie ist ja doch dein Lieb.
Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm,
So ist der Zauber, der euch trennt, gebrochen." —
Sie gingen — sah'n sich — o, der Stolz ist schlimm —
Das Eine Wort blieb ungesprochen.

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
Verglimmt der Altarlampe rother Glanz —
Erst wird er matt, dann flackert er empor
Noch einmal hell, und dann verlischt er ganz —
So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sey ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Nur manchmal fuhren sie im Mondenlicht
Vom Kissen auf — von Thränen war es naß,
Und naß von Thränen war noch ihr Gesicht;
Geträumet hatten sie — ich weiß nicht, was.
Dann dachten sie der alten schönen Zeit,
Und an ihr nichtig Zweifeln, an ihr Scheiden,
Und wie sie nun so weit, so ewig weit.
O Gott, vergieb, vergieb den Beiden!

Cita mors ruit.

Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenroth,
Des Wetters rasches Blitzen.
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Senne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herzen sitzen.

Durch Stadt und Dorf, über Berg und Thal,
Im Morgenroth, im Abendstrahl

Geht's fort mit wildem Jagen,
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

Dem Schöffen blickt er in's Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüth' und Klee,
Er tritt heran — ihr wird so weh' —
Wer mag den Strauß vollenden?

D'rum sey nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu dem Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

Wenn sich zwei Herzen scheiden.

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größ'res nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahr' wohl, fahr' wohl auf immerdar,
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag:
Mir war's, als sey verschwunden
Die Sonn' am hellen Tag.
Mir klang's im Ohre wunderbar:
Fahr' wohl, fahr wohl auf immerdar,
Da ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag.

Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl, warum;
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden kühl und stumm.
Das Eine Wort nur sprach sie klar:
Fahr' wohl, fahr' wohl auf immerdar!
Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl, warum.

Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch' ein Spruch,

Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah' und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Den Verneinenden.

Ich will es immerhin euch gern erlauben,
Daß ihr mich rechnet als der Schwachen Einen,
Doch sollt ihr meinem Auge nicht das Weinen,
Noch meinem Mund der Freude Lächeln rauben.

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen bloß, und bloß verneinen;
Dies Herz bedarf's, zu lieben und zu glauben.

Daß ihr euch Heiden nennet, hör' ich sagen;
Doch jene sah'n den Gott im Sturm der Meere,
Den Gott im Donner und im Sonnenwagen.

Ihr aber möchtet frech mit erznem Speere
In Trümmern jedes Götterbild zerschlagen —
So bleibt euch nichts dann, als die große Leere.

Mein Weg.

Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
„Komm' her, und woll' uns endlich angehören;
Der rüst'ge Harfner sey zu unsern Chören,
Und schling' als Kranz dein Lied um unsern Wein!"

Mein ewig Echo bleibt ein ruhig: Nein,
Denn zu der Fahnen keiner kann ich schwören;
Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören,
Ich folge meinem Stern und geh' allein.

Dem Wandrer bin ich gleich am Felsenhang,
Dem schroff die Wand sich thürmt zur rechten Seite,
Zur linken braust der See mit dumpfem Klang.

Doch rühr' ich fromm die Saiten, wie ich schreite,
Und oftmals will's mir däuchten bei'm Gesang,
Daß mich wie Kaiser Max ein Engel leite.

An Georg Herwegh.

(Februar 1842.)

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! ich weis' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm' an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten;
Daß Jeglicher nach seiner Brust
Das Aergste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl — schieß' er, ohne fest zu zielen;
Doch wer, vom Wetterlicht umblitzt,
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr, ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh'
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweih'n,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die hast'ge Gluth, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Um's Freiheitsbanner dicht geschaart
So steh'n auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenem übermüth'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluthen;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub', der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nah'n:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

O'rum thu' dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus that, da er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht aus auf Mord,
Blick' nach Paris, das dir's verkündigt.

Vom Geist will sie gewonnen seyn;
Und wer ihr Kleid so rein und heiter
Mit blut'ger Makel mag entweih'n,
Und säng' er Engelsmelodei'n:
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir in's Gesicht,
Keck in die Flammen deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — ich kann nicht anders.

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blas't nur, ihr Stürme, blas't mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in's Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren:
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

D'rum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir auch oft bangt und graut,
Als sey die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Das ist's.

Das ist's, was an der Menschenbrust
Mich oftmals läßt verzagen,
Daß sie den Kummer wie die Lust
Vergißt in wenig Tagen.

Und ist der Schmerz, um den es weint,
Dem Herzen noch so heilig —
Der Vogel singt, die Sonne scheint,
Vergessen ist er eilig.

Und war die Freude noch so süß,
Ein Wölkchen kommt gezogen,
Und vom erträumten Paradies
Ist jede Spur verflogen.

Und fühl' ich das, so weiß ich kaum,
Was weckt mir tief're Schauer,
Daß also kurz der Freude Traum
Oder so kurz die Trauer!

Ich sah den Wald sich färben.

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

Durch's Feld vom Herbstgestäude
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: deine Freude
Ward so des Windes Raub.

Dein Lenz, der blüthenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied in's Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

Herbstlich sonnige Tage.

Herbstlich sonnige Tage,
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die athmende Brust.

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh'!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu bau'n,
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schau'n.

Und so schreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemüh'n,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blüh'n.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Wellengebraus —
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Mus' es aus.

Das Geheimniß der Sehnsucht.

Nun wandelt von den Bergen sacht
Zum See herab die Sommernacht,
Und träumerisch mit heißem Sinn
Durch ihren Schatten schreit' ich hin.

Berauschend schwimmt im Strom der Luft
Daher der Rebenblüthe Duft,
Der Glühwurm webt die lichte Bahn
Im Dunkel an des Thurms Gemäuer,
Und droben glüh'n mit tiefem Feuer
Die Sterne räthselhaft mich an.

Dies ist die Stunde, da das Lied
Der Sehnsucht durch die Lüfte zieht,
Die tief in Wald, Gestein und Flur
Der Kern ist aller Kreatur;
Der Sehnsucht, die durch Felsen dicht
Den Quell emporzwingt an das Licht,
Die nach dem Himmel aus dem Wald
Mit tausend grünen Armen greift,
Aus hartem Stein als Echo hallt,
Im irren Wind die Welt umschweift.

Die aus der Nachtigallen Kehle
Im Silberton hinperlend quillt,
Und aus der Blumen Auge mild
Dich anschaut mit der stummen Seele.
O Sehnsucht, die du wie ein Kind
In Schlaf gelullt durch süße Lieder,
Doch stets auf's Neu' erwachst und wieder
Zu weinen anhebst leis' und lind,
Wie nimmst auch mir du Herz und Sinn
Mit deiner Klage ganz dahin!

Mir ist's, ich müßte Flügel heben
Und körperlos in's Weite schweben;
Verschenken müßt' ich wonniglich
Mein bestes Seyn, mein tiefstes Ich;

Den ganzen Schatz der vollen Brust,
Andacht und Liebe, Schmerz und Lust,
Der innersten Gedanken Hort,
Ich müßt' ihn in ein einzig Wort
Als wie in güldnen Kelch beschließen,
Um ihn verschwendrisch hinzugießen.

Umsonst! Kein Wort, sey's noch so groß,
Macht dich des tiefen Dranges los,
Den heißen Durst der Seele stillt
Kein Brunnen, der auf Erden quillt.
Wohl wähnt' ich einst in gold'nen Stunden,
In meines Herzens Maienzeit,
Des Räthsels Lösung sey gefunden,
Und Minne heile jedes Leid;
Doch was so hoch mir war, so lieb,
Mir ward es — und die Sehnsucht blieb.

Darum zur Ruh', mein wild Gemüth!
Nicht Alles wird hier Frucht, was blüht;
Du trägst, der Erde stummer Gast,
In dir, was nur der Himmel faßt.
Was für und für so ruhelos
Dich dunkel treibt auf deinen Wegen,
Es ist das erste Flügelregen
Des Falters in der Puppe Schooß;
Dir selbst bewußt kaum, ist dein Leid
Ein Heimweh nach der Ewigkeit.

Fragment.

Die Nacht ist lau, die Schwäne kreisen,
Entschlummert scheinen Blüth' und Blatt;
Lehn' dich auf des Geländers Eisen,
Dort zeigt am schönsten sich die Stadt.
Siehst du den Häuserkreis, den dunkeln,
Aus welchem tausend Lichter funkeln,
Und tief sich spiegeln in der Fluth?
So ist's, wenn mit geschliff'nen Kanten
Ein Kranz von blitzenden Demanten
Auf blauem Sammetkissen ruht.

Komm näher! Sieh', wie hier in Massen
Die Menschenwoge sich ergießt:
Dies sind die Häuser, sind die Gassen,
Wo man erwirbt, wo man genießt.
Von lichtem Kerzenglanz umflossen,
Ruht hier, im Prunkgewölb umschlossen,
Der fernsten Zonen Schmuck und Zier;
Und horch', aus jenen Säulenhallen
Durch's Klirren der Pokale schallen
Der Gäste Lieder; lauschen wir!

„Laßt Andre beten, Andre fasten;
Für unsre Stirn der Freude Kranz!
Uns führen hunderttausend Masten
Die Götter her: Genuß und Glanz,
Es schafft die Welt an allen Enden
Für unser Fest mit tausend Händen,

Die Wahl des Köstlichsten ist schwer;
Die Hügel zollen süße Weine,
Die Berge geben Gold und Steine
Und seine Perlen giebt das Meer.

„Schaut dies Gemach an! Die Tapeten
Hat China bunt uns ausgespannt;
Der farb'ge Teppich, drauf wir treten,
Kommt aus der Smyrnioten Hand;
Das Holzwerk, das geädert glänzet,
Hat einst als laub'ger Wald umkränzet
Den hohen Bord von Martinique;
Antwerpen wob des Vorhangs Sammet,
Und aus Venedigs Spiegel flammet
Die Ampel von Paris zurück.

„D'rum laßt uns keinen König neiden,
Für ihn die Macht, für uns die Lust!
Mag er in Waffenschmuck sich kleiden,
In Seiden weicher schläft die Brust;
Mag er um Schweiß sich Ruhm erkaufen;
Was frommt ihm, wenn die Zeit verlaufen,
Der Lorbeerkranz, der Thronen Sturz?
Wir wollen, wo die Tafeln brechen,
Den ros'gen Augenblick verzechen!
Das Grab ist schwarz, das Leben kurz.

„Und schafft Musik zum reichen Tische!
Sie fluthe halb gehört dahin,
Und wie ein kühles Bad erfrische
Verhallend sie den heißen Sinn.
Wie lieblich ist's, ihr nachzuträumen,
Wenn in den bildervollen Räumen

Sich Kerzenglanz und Mondlicht mischt,
Und wenn dazu in schäum'gen Strahlen
In weite rothkrystallne Schalen
Aufperlend der Champagner zischt.

„Und laßt's an Mädchen, laßt's an losen
Schenkinnen uns gebrechen nie!
Sie sind des Freudengartens Rosen,
Sie sind des Festes Poesie;
Zwei dunkle wollustfeuchte Augen,
Zwei frische Kirschenlippen taugen
Mehr als ein schwer Gespräch zur Lust;
Die Schönheit bleibt des Lebens Giebel
Und schöner als die schwarze Bibel
Ist einer Dirne weiße Brust!" —

So schwärmen sie. Wohl singt zur Stunde
Der Thurm, der dort so finster steht,
Mit seiner Glocken ehr'nem Munde
Ein Lied, und mahnet zum Gebet;
Doch drunten tost der Jubel weiter,
Es rollen Wagen, jagen Reiter,
Trompeten jauchzen durch die Nacht;
Zu wildern Gluthen schürt der Becher
Den trunknen Uebermuth der Zecher,
Und Niemand hat der Mahnung Acht. — —

Frühlingshymnus.

(Bruchstück.)

O Frühling, Frühling, der in mildem Thauen
Voll Schöpfungswonne du das All durchdringst,
Der du das Meer, den Himmel lässest blauen
Und rauschend mit dem Bach vom Felsen springst;
Der du die Flur mit goldnen Schauern tränkst
Und still in jedes Veilchens Schooß dich senkst;
Der du zum Lied wirst in des Vogels Kehle,
Die jauchzend hoch im Aether überfließt,
Als Liebe schleichest in des Mädchens Seele,
Daß schöner, wie du sie im Thal erziehst,
Die rothe Ros' auf ihren Wangen sprießt:
O Frühling, tiefer, süßer Gotteshauch,
Sey mir gegrüßt und fülle du mich auch,
Wie eine Welle leg' dich an mein Herz
Und spüle sanft hinweg den letzten Schmerz.

Du nimmst ihn weg. Es kommt mit deinem Wehen
Ein schönes jugendliches Auferstehen,
Du kleidest nicht den Forst allein in Grün
Und lehrst die junge Brut die Flügel heben:
Mit jedem Laub muß eine Hoffnung blühn,
Um mit den Lerchen sonnenwärts zu schweben.
Ja, zu den Gräbern seh' ich fromm dich schreiten,
Die thau'gen Opferspenden drauf zu breiten,
Als wolltest du mit Kränzen und mit Zähren
So Gram als Tod in Herrlichkeit verklären.

O Zeit, wo Rosen auf den Grüften stehn,
Und wir den Tod selbst Blüthen tragen sehn!
Da mag das Herz, nicht mehr der Sorge Raub,
Den Kirchhof der Geschichte fromm betreten,
Und Frühling ahnend in vermorschtem Staub
Getrost an halbversunknen Mälern beten;
Es fühlt, kein Fünkchen Staub ist unverloren,
Die Blüthe fällt, doch auch das Samenkorn,
Der Fels zerbirst, doch ihm entwallt der Born,
Und aus der Lava wird der Wein geboren.

* * *

So denk' ich dein zuerst im Todtenfeld,
Mein Hellas, blühend Jugendland der Welt,
Wo unter sel'gem Himmel ohne Neid
Der Baum emporwuchs holder Menschlichkeit;
Wo wie im Busen der gewölbten Laute
In jeder Seel' ein tiefer Wohllaut schlief,
Wo jede Trauer den Altar sich baute,
Und jede Lust nach ihrem Gotte rief;
Du heilig Land, an dessen Sonnenküsten
Die Schönheit stieg, da sie das Meer gezeugt,
Und dessen Kinder sie an Götterbrüsten,
Die jungfräuliche Amme, groß gesäugt. —

Ja, Sie, die Göttin war's, die ihre Weihen
Verschwendrisch ausgoß auf die Säulenreihen,
Von der ein Schimmer auf des Kindes Spiel
Wie auf die braune Stirn des Helden fiel;
Ihr Walten war's, wenn an Alphëus' Strand
Im Staub der Rennbahn, hoch vor allem Volke,
Der Rosselenker auf dem Wagen stand,
Dem jungen Phöbus gleich in seiner Wolke, —

Ihr Walten, wenn der todte Marmorstein
Erröthend in das Leben jauchzt' hinein;
Wenn, ein Gewitter, von des Redners Stuhle
Der heil'ge Eifer zürnend sich ergoß,
Und wenn im Oelwald vor der frommen Schule
Ein hold Gespräch von weiser Lippe floß;
Ihr Walten war's, wenn bei den Thermopylen,
Den Helm bekränzt im frohen Festgewand,
Das Auge lächelnd, die Dreihundert fielen,
Ein freudig Opfer für das Vaterland;
Wenn dann, von solchem Segen übervoll,
Ein großes Lied aus trunkner Seele quoll
Und, während andachtsvoll die Menge lauschte,
Von selbst der Lorbeer in die Strophen rauschte.

Und doch versunken? — Ja. Die Form zerbrach,
Da länger nicht der Geist den Segen sprach,
Da dein Geschlecht im Fieber der Partei'n
Den heißen Stahl in Bruderblute kühlte
Und frech mit ihm dein eigen Herz durchwühlte;
Da zogen aus die Götter — Philipp ein.
Dein Genius aber sang sein Schwanenlied
Im Donner des Demosthenes, und schied.

Doch nicht für alle Zeiten. Nein, o nein!
Mein Hellas, du bist unser, du bist mein.
Jung und unsterblich schreitet deine Sage
Mit blüh'nden Lippen noch durch unsre Tage;
Allüberall, wo Großes soll erstehen,
Geht von dir aus ein schöpferisches Wehen;
Dem Künstler bist du, bist dem Sänger nah,
Und wie dereinst aus goldnem Henkelkruge
Die königliche Maid Nausikaa

Den Dulder tränkt' auf seinem Wanderzuge,
So tränkst du, will's in unsern Brunnen fehlen,
Mit Schönheit und mit Freiheit unsre Seelen,
Mit jener Freiheit, welche Plato zeugt,
Für die geblutet Aristides' Wunden,
Die groß und still sich vor den Göttern beugt,
Weil sie das Göttlichste, das Maß, gefunden. —

Deutschland.

1849.

Ein Jahr lang rangest du in bittern Wehen
Gleich einem Weibe, das da will gebähren,
Hinströmen sah ich deine blut'gen Zähren,
Und deine Seufzer, Deutschland, hört' ich gehen.

Wohl trug ich Leid, dich so in Qual zu sehen,
Doch Eine Hoffnung wagt' ich fromm zu nähren,
Es werd' aus deines Schooßes dunklem Gähren
Die Eintracht wie ein lächelnd Kind erstehen.

Mich trog ein Wahn. Dein Weinen ging verloren,
Verloren alle Noth, so du erlitten:
Doch die darüber jauchzten, acht' ich Thoren.

Denn Ahnung sagt mir, stets umsonst bestritten,
Nun werde solche Frucht einst ungeboren
Mit scharfem Stahl aus deinem Leib geschnitten.

Sehnsucht.

Ich blick' in mein Herz und ich blick' in die Welt,
Bis vom schwimmenden Auge die Thräne mir fällt;
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche sie nicht —
O, die Schranken so eng, und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün
Um versunkene Tempel die Trauben blühn,
Wo die purpurne Woge das Ufer beschäumt,
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt,
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn,
Und ich kann nicht hin.

O hätt' ich Flügel, durchs Blau der Luft,
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft!
Doch umsonst! Und Stund' auf Stund' entflieht —
Vertraure die Jugend — begrabe das Lied —
O, die Schranken so eng und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!

Lied.

Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen,
Doch sprich, wo weil' ich, wenn es wieder blüht?
Wo werden mich die ersten Schwalben grüßen?
Ach ferne, fern der Süßen;
Und nimmer steht in Freuden mein Gemüth.

Sonst sang ich wohl durch Bergeshalde
Im braunen Herbst, in flock'ger Winterzeit:
„O Frühling, schöner, komm zu deinem Walde,
Komm balde, balde, balde!"
Nun sing' ich: „Schöner Frühling, bleibe weit!"

Umsonst! Wie jetzt sich Haid und Forst entkleiden,
So blühn sie neu, was kümmert sie mein Gram?
Das Veilchen kommt, ich muß es eben leiden,
Muß wandern und muß scheiden,
Doch o! wie leb' ich, wenn ich Abschied nahm?

Auf dem Rhein.

Es fährt das Schiff im Morgenglanz, hinauf den dunkelgrünen Rhein,
Vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen hochumkränzt mit Wein,
An jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Mosel wallt,
Und an der Lurlei schwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt.

Und sieh! Am Mast des Schiffes steht gelehnt ein fröhlicher Gesell,
Die Wange brennt ihm gar so tief, das Auge blitzt ihm gar so hell,
Und wie empor aus hohem Schlot des Dampfes schwarzer Wirbel zieht,
Da singt er in der Räder Takt mit lauter Stimm' ein frisches Lied:

„So sey gegrüßt, du schöner Strom, so klar und tief und doch so wild,
Fürwahr du bist in deiner Pracht des deutschen Sinnes schönstes Bild,
Drum, wer das Auge nur versenkt in deine Fluth, gewalt'ger Rhein,
Der denket unbewußt mit Stolz des Glücks, ein deutscher Mann zu seyn.

O heil'ger Strom, behüt dich Gott! O deutsches Reich, sey stark und eins,
So weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des deutschen Weins,
Halt fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt,
Nein, einem Banner sey du gleich, in dreißig Farben froh gestickt.

Kein Haufen sey vom rohen Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Thurm,
Auf sichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

Wenn Quader fest an Quader schließt, so steht die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Baschkirenbrüderschaft;
Nur fülle Jeder seinen Platz, und wer zum Eckstein nicht ersehn,
Dem sey's der Ehre schon genug, als Mauerstein im Bau zu stehn.

Ihr Fürsten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O dämmet nicht am Strom der Zeit, die Zeit ist mächtiger, denn ihr;
Nein, weis' und mäßig steuernd nutzt, indem ihr sie beherrscht, die Fluth,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr das Volk ist treu und gut.

Ihr Ritter, die ihr reich und hehr auf euren Adelsschlössern haus't,
Die ihr im hohen Rathe sitzt, und führt das Schwert in eurer Faust.
Die Ersten steht in jedem Kampf, wo's Recht und Licht und Wahrheit heißt,
Denn eure Würd' ist hohler Schall, so ihr nicht adlig seyd von Geist.

Ihr Bürger, schaffet fröhlich fort am Herd in sicherm Eigenthum,
Ein treu Gemüth sey euer Dank, und eure Pflicht sey euer Ruhm,
Seyd eurem Land ein fester Wall, ein fester Wall dem alten Recht,
Denn wer sich willig knechten läßt, verurtheilt selber sich zum Knecht.

Und du mit Spaten, Hack' und Pflug, Gott grüß dich, wackrer Bauernstand,
Er gebe deinen Hügeln Wein und goldne Ernten deinem Land;
Sei fromm und einfach, schlecht und recht, halt fest an Gott und Fürstenhaus,
Gewiß, des Landesvaters Huld, des Himmels Segen bleibt nicht aus.

Und ihr, ihr Dichter, wachet auf! Es ist genug gescherzt, gespielt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, und wenn der Welt ihr drin gefielt,
Nicht singet dumpfen Sinnenrausch, Unfrieden nicht und herben Spott,
In keuscher Schönheit führe sanft das Lied des Volkes Herz zu Gott.

Wie vor dem blüthenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So schreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und Schall;
Des Geistes Ritter sollt ihr seyn, der Väter Glauben sey euch werth,
Ein klarer Spiegel euer Sinn, und euer Wort ein flammend Schwert.

Fürwahr, sie irrten, die gesagt, die deutsche Poesie sey todt,
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, so dämmert bald das Morgenroth;
Schon seh ich fern am Horizont des neuen Tages goldnen Schein,
O laßt in seiner Frühe mich der ersten Lerchen eine seyn!"

So sang der Sängerknab und sing im hellkrystallenen Pokal,
Darin das Gold der Rebe schwamm, des Morgens sonnenrothen Strahl,
Dann schwenkt er hoch den Wein und goß ihn opfernd von des Schiffes Rand,
Und von den Bergen klang es nach: Gesegnet seyst du, deutsches Land!

Herbstlieder.

1.

Nun strömet klar von oben
Der Tag in's Land herein,
Von tiefem Blau gewoben
Und lichtem Sonnenschein.

Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er starb;
Er prangt in goldnem Glühen
Und lächelt purpurfarb.

Und fern im Glanze schließet,
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabbathsstille fließet
Im Thale weit und breit.

Was will dich's Wunder nehmen,
O Freund, zu dieser Frist,
Daß deine Brust ihr Grämen
Wie einen Traum vergißt?

Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gedenkst,
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh versenkst?

O gieb dich hin dem Frieden,
Und sauge diesen Glanz,
Der aller Welt beschieden,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh und Lied sich gatten
Bei frommem Harfenklang,
Der letzten Trauer Schatten
Versühne mit Gesang.

Der Sonne heb' entgegen
Den Becher jungen Weins,
Und heischt der Trunk den Segen,
So wünsche singend Eins:

Daß, wenn nach Freud' und Leide
Dein Herz einst brechen will,
Wie dieser Herbst es scheide
So heiter, groß und still.

2.

Ach, in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche stillverklärte Ruh'!
Heiter ist das Blut gezügelt;
Leichter Schlaf und klarer Morgen
Wissen nichts von bangen Sorgen,
Und die Seele schweift beflügelt
Jeder lieben Stelle zu.
Ach, in diesen blauen Tagen,
Die wie Wellen so gelinde
Mich in's Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie dich wiederfinde,
Liebling meiner Seele du?

Memento mori.

Die ihr den Geist zu fernen Bahnen lenket,
Und nächtlich sinnt bis zu des Tags Erröthen,
Vergeßt nicht, daß ein Andres noch vonnöthen,
Und daß des Lebens Sold euch nicht geschenket.

Und die ihr euch in Schmerz und Lust versenket,
Mit kurzem Rausch die kurze Zeit zu tödten,
Verstummen heißet die Musik der Flöten,
Setzt ab den Becher und des Endes denket.

Auch eurer wartet jene große Lücke,
Ein Abgrund bleibt der Tod, ein ewig trüber,
Wie schön mit Blumen ihn der Dichter schmücke.

Kein Liedchen tändelt fort das Gegenüber,
Kein Schluß der Weisheit schlägt die kühne Brücke,
Und nur des Glaubens Flügel trägt hinüber.

Der Liebenden.

Seitdem die Liebe dir genaht, der Reinen,
Ist's wie ein Zauber über dich gekommen;
In süßem Feuer ist dein Aug' erglommen,
Doch schöner blickt es noch in sel'gem Weinen.

Oft, wenn du wandelst, will es mir erscheinen,
Als sey die ird'sche Schwere dir genommen;
Dein Thun ist wie der Blumen Blühn, der frommen,
Und wie der Engel ist dein Wunsch und Meinen.

Das Wort erblüht von selbst dir zum Gedichte,
Doch schweigst du, strahlt, die Rede zu ergänzen,
Von deiner Stirn die Lieb' im reinsten Lichte.

So sah dereinst, entrückt der Erde Grenzen,
Auf Beatricen's schönem Angesichte
Den Strahl des Paradieses Dante glänzen.

Einer jungen Freundin.

Das Meer ist oben glatt und spiegeleben,
Doch bunte Gärten trägt's auf seinem Grunde;
Goldwälder, Purpurstauden stehn im Sunde,
Darinnen Perlen statt des Thaues beben.

Das ist ein heimlich Glühn, ein farbig Leben,
Doch selten wird dem Schiffenden die Kunde:
Ein Sonntagskind nur sieht in guter Stunde
Die Wipfel dämmernd aus der Tiefe streben.

So blüht auch dir ein Garten im Gemüthe,
Allein die Welt, getäuscht von deinem Scherzen,
Ist blind für seine wundersame Blüthe.

Der Dichter nur, vertraut mit Lust und Schmerzen,
Las, was im Dunkel deines Auges glühte,
Und ahnt die Zauberwelt in deinem Herzen.

Pergolese.

Endlich ist das Werk vollendet,
Und der fromme Meister sendet
Seinen Dank zu Gottes Thron;
Da erbraust in prächt'gen Wogen
Durch des Domes stolze Bogen
Schon Gesang und Orgelton:

Stabat mater dolerosa
Juxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius,
Cujus animam gementem
Contristatam ac dolentem
Pertransivit gladius.

Und der Gottesmutter Schmerzen
Rühren mächtig aller Herzen,
Wie die Orgel tiefer schwillt,
Doch in schönen Himmelstönen
Muß sich selbst die Qual versöhnen,
Und der Wehmuth Thräne quillt.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio,
Quis non posset contristari
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio!

Frommer Schauer, heil'ges Bangen,
Hält des Meisters Seel' umfangen,
Todesahnung ernst und mild;
Doch in gläubigem Vertrauen
Seh'n wir zum Altar ihn schauen
Auf der Jungfrau Gnadenbild.

Virgo, virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere,
Fac ut portem Christi mortem
Passionis ego sortem
Et plagas recolere.

Horch! Da tönen Seraphslieder
In den Chor der Frommen nieder,
Wunder ahnend lauscht das Ohr,
Erdwärts steigen sel'ge Geister,
Tragen himmelan den Meister,
Und das Lied rauscht mit empor:

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia;
Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria.

Der Husar.

Die Schlacht ist aus, zersprengt des Feindes Schaaren,
Ein schwarzes Bahrtuch, sinkt die Nacht hernieder,
Da lagern rings um's Feuer die Husaren,
Und wärmen ihre kampfesmüden Glieder.

Ein bärt'ger Reiter sieht nach seiner Wunde,
Ein andrer ladet emsig die Pistolen,
Die volle Flasche geht von Mund zu Munde;
Kein Wort erschallt, — nur tiefes Athemholen.

Und still ist's rings. — Allein die Frühlingswinde,
Gewohnt, mit holden Blumen sonst zu kosen,
Sie spielen durch's Gefild' und fächeln linde
Der Todeswunden dunkle Purpurrosen.

Doch sieh! dort unter breitem Lindendache
Ist sanft ein junger Reiter eingeschlafen,
Es wiegt aus Krieges Sturm und Ungemache
Sein Geist sich in der Träume Friedenshafen. —

Er schlummert süß. Es hat um seine Wangen
Ein ros'ger Freudenschimmer sich ergossen,
Ein mildes Lächeln hält den Mund umfangen,
Um den die ersten blonden Flaumen sprossen.

Er träumt sich heim vielleicht in's enge Zimmer,
In seines Jugendspiels geliebte Räume —
Ins offne Fenster fällt der Sonnenschimmer,
Und draußen duften Wein und Blüthenbäume.

Und vor ihm steht ein Mädchen hold erblühend,
Der Morgenstrahl vergoldet ihre Wangen,
Daß schöner noch der Mund von Purpur blühend,
Daß glänzender die braunen Locken prangen.

Sie reicht im Glas ihm feurigen Tokaier,
Nachdem sie nicht verschmäht, zum Gruß zu nippen;
Er aber küßt, ein ungestümer Freier,
Anstatt des süßen Weins die süßer'n Lippen.

Da stehn sie beide ganz in sich versunken,
Und schau'n sich selig lächelnd an und schweigen,
Und nur die Nachtigallen schmettern, trunken
Von Rosenduft, ein Brautlied in den Zweigen.

So träumt der Jüngling — aber plötzlich tönen
Trompeten fern in lustigen Fanfaren,
Es fallen Schüsse — dumpfe Trommeln dröhnen,
Und auf vom Boden springen die Husaren.

Der Träumer auch erwacht — er fährt zusammen,
Dann sitzt er eilig auf mit den Genossen;
Sie jagen fort; — zu Asche glüh'n die Flammen,
Und fern verhallt der Hufschlag von den Rossen.

Des Woiewoden Tochter.

Es steht im Wald, im tiefen Wald
Das Haus des Woiewoden,
Eiszapfen hängen am Dache kalt,
Und Schnee bedeckt den Boden.

Das Fräulein sitzt am Heerd und spinnt
Zu ihrem Hochzeitsschleier,
Sie hört im Rauchfang geh'n den Wind
Und schürt empor das Feuer.

Da tritt die Waldfrau zu ihr ein,
Die pflegt nichts Gut's zu bringen;
„Guten Abend, feines Goldtöchterlein,
Will dir ein Liedchen singen!"

„„Was sollen deine Lieder mir?
Mein Liebster, der kommt balde.
Da hast du Brod, da hast du Bier,
Geh' wieder heim zum Walde!""

Die Alte sprach: „Hast immer Zeit,
Dein Schatz wird nimmer kommen,
Der Wald ist tief, der Weg ist weit;
Hat ander'n Weg genommen."

„„Was quälst du mich mit falschem Weh?
Treu muß mein Liebster bleiben,
Er schwur es mir, bis aus dem Schnee
Einst rothe Röslein treiben.““

Das Fräulein rief's, doch war ihr bang',
Der Wind pfiff nicht geheuer,
Die Alte blieb, die Alte sang
Ihr dumpfes Lied in's Feuer:

„Und als ich ging die Schlucht entlang,
Da kamen drei Wölfe gesprungen,
Die heulten wie ob gutem Fang
Und hatten blutige Zungen.

Und als ich kam zum Fichtenzaun,
Hört' ich drei Raben schreien.
Sie schrien: Ihr Jungen, euch soll traun
Der frische Schmaus gedeihen.

Und als ich kam zum eis'gen See,
Hab' ich einen Knaben gefunden,
Es floß wohl über den Winterschnee
Sein Blut aus tiefen Wunden.

Roth Röslein blüht aus dem Schnee so kalt,
Nun hast du selbst vernommen,
Der Weg ist weit und tief der Wald;
Dein Schatz wird nimmer kommen.“

Das Lied war aus, die Alte fort,
Der Heerdes Gluth vergangen,
Die Jungfrau saß und sprach kein Wort,
Ihr waren so bleich die Wangen.

Und lauter draußen pfiff der Wind,
Und lauter schrie'n die Raben.
Drei Tage nach diesem hat sein Kind
Der Woiewod begraben.

O sieh mich nicht so lächelnd an.

O sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh;
Mein Herz wird trüb und trüber,
Bei deiner Freundlichkeit,
Vorüber ist, vorüber
Der Liebe Zeit.

Ja wär' ich jung und froh wie du,
Und wär' ich so frisch, und wär' ich so rein:
Wie schlüge mein Herz dem deinen zu,
Wie könnten wir selig zusammen seyn!
Wie sollte durch's Gemüthe
Mir ziehn ein süßer Traum!
Doch so — Was soll die Blüthe
Am welken Baum?

Mein Leben liegt im Abendroth,
Deins tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Deins hebt erst an den lustigsten Schlag;

Du schaust nach deinem Glücke
In gold'ne Fernen weit,
Ich blicke schon zurücke
In alte Zeit.

D'rum sieh mich nicht so freundlich an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh;
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh.
Laß scheiden mich und wandern,
Die Welt hinauf, hinab;
Du findest einen Andern,
Und ich — ein Grab.

Verlorene Liebe.

Und fragst du mich mit vorwurfsvollem Blick:
Warum so trübe? Welch ein Mißgeschick
Vermag der Seele Frieden dir zu stören? —
Wohlan! Es sey! Die nächt'ge Stund' ist gut,
Im Becher glüht der Traube dunkles Blut —
Von meiner Jugendliebe sollst du hören.

Ich war ein Knab', wie andre Knaben sind,
Halb trotzig heißer Jüngling, halb noch Kind,
Zu scheu, des Lebens Räthsel zu entsiegeln;
Mein junges Herz war voll und sehnsuchtsschwer,
Es wußte kaum, weshalb — es glich dem Meer,
Das still des Mondes harrt, ihn abzuspiegeln.

Da fand ich Sie, das blonde Kind der Flur,
Und zwiegeschaffen fühlten wir uns nur,
Uns neu zu einen wie in Edens Räumen;
Blau war ihr Auge wie die Sommernacht,
Und diese Lippen, wem sie nur gelacht,
Der mußt' hinfort von heißen Küssen träumen.

Wohl blüht' uns damals eine schöne Zeit,
Als wir in dunkler Waldeseinsamkeit
Das Reh belauschten und der Knospen Schwellen,
Als wir im Kahne — Dämm'rung rings umher —
Uns wiegten auf dem abendstillen Meer,
Vom Spätroth nur gesehn und von den Wellen;

Als wir auf mondbeleuchtetem Balkon
Zweistimmig sangen zu der Laute Ton,
Als wir uns heimlich flüsternd dann umfingen,
Und Aug' in Auge seligen Erguß
Herniederthaute, und im ersten Kuß
Die Seelen brennend an einander hingen. —

O wär' ich bei des ersten Kusses Tausch
Damals gestorben in beglücktem Rausch,
Aus weichen Armen in die Gruft getrieben!
Ich wäre jetzt kein Greis mit braunem Haar,
Frisch außen, innen Leiche — O fürwahr,
Es stirbt als Knabe, wen die Götter lieben.

Nun mußt' ich sie verlieren. An den Mann
Ist sie gebannt, den sie nicht lieben kann,
Dem ihre ersten Küsse nicht zu eigen.
Er führte lächelnd zum Altar sie fort,
Sie wurde bleich, der Priester sprach das Wort,
Ich aber stand dabei und mußte schweigen.

Und denk' ich d'ran, so kocht im Grimm mein Herz,
Und wie ein kaltes Eisen fährt der Schmerz
Mir durch die Brust und jeder Trost versaget.
Darum bin ich so trüb', darum so wild,
Doch nun hinweg damit! — Das Glas gefüllt!
Beim Weine will ich schwärmen, bis es taget.

Winter in Athen.

Winter mit den eis'gen Locken
War mir immer sonst so leid,
Denn er hielt mit seinen Flocken
Alle Freuden eingeschneit.

Wenn die Vöglein lustig sangen,
Wenn das Bächlein rauschend zog,
Kam er plötzlich hergegangen
Wie ein mürr'scher Pädagog:

„Vöglein, laßt das dumme Lärmen!
Lüfte, laßt das laue Wehn!
Bächlein, willst du ewig schwärmen?
Besser ist's, fein still zu stehn.

„Fort, du ausgelass'ne Erde,
Mit dem bunten Narrenkleid!
Daß dein Anblick ehrbar werde,
Halt' ich schon ein Hemd bereit.

„Und ihr andern wilden Rangen,
Blumenduft und Sonnenstrahl,
Keiner soll sich unterfangen,
Mir zu stören die Moral."

Und die Blumen wurden selten,
Bächlein stand und Vogel schwieg,
Als der Pädagog mit Schelten
Auf den Eiskatheder stieg.

Schadenfroh mit arger Tücke
Schlug er in den lust'gen Wald,
Und es stob aus der Perrücke
Ihm ein Schneegewölk alsbald.

Und der Sturm, sein böser Husten,
Ließ sich hören weit und breit,
Und wir armen Menschen wußten
Nichts zu thun in solcher Zeit. —

Doch der Süden, o wie ist er
Doppelt nun mir lieb und werth,
Seit er diesen Erzphilister
Selber zur Vernunft bekehrt.

Nicht mehr in die enge Stube
Schließt mich jetzt der Januar,
Nein, er ward ein toller Bube,
Hat ein Auge groß und klar.

An den Bergeshängen springt er
Lustig hin im grünen Kleid;
In den hohen Lüften singt er,
Blumen streut er weit und breit.

Kommt einmal Gewölk gezogen,
Wurmt ihn gleich der dunkle Tand,
Und den bunten Regenbogen
Spannt er d'rauf mit leichter Hand.

Gänzlich hat er auch vergessen
Pädagogik und Moral,
Unter Palmen und Cypressen
Sonnt er müßig sich im Strahl.

Manchmal nur in seltnen Zungen
Schwatzt er von der Freude Macht,
Und von seinem Wort durchdrungen
Hab' ich dieses Lied erdacht.

Tannhäuser.

Wie wird die Nacht so lüstern!
Wie blüht so reich der Wald!
In allen Wipfeln flüstern
Viel Stimmen mannichfalt.
Die Bäche blinken und rauschen,
Die Blumen duften und glühn,
Die Marmorbilder lauschen
Hervor aus dunklem Grün.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knabe schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Er kommt zum Schloß im Garten,
Die Fenster sind voll Glanz,
Am Thor die Pagen warten,
Und droben klingt der Tanz.

Er schreitet hinauf die Treppen,
Er tritt hinein in den Saal,
Da rauschen die Sammetschleppen,
Da blinkt der Goldpokal.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knabe schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Die schönste von den Frauen
Reicht ihm den Becher hin,
Ihm rinnt ein süßes Grauen
Seltsam durch Herz und Sinn.
Er leert ihn bis zum Grunde,
Da spricht am Thor der Zwerg:
Der Unsre bist zur Stunde,
Dies ist der Venusberg.

Die Nachtigall ruft nur noch von fern,
Den Knaben treibt sein böser Stern,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Und endlich fort vom Reigen
Führt ihn das schöne Weib,
Ihr Auge blickt so eigen,
Verlockend glüht ihr Leib.
Fern von des Fest's Gewimmel,
Da blühen die Lauben so dicht,
In Wolken birgt am Himmel
Der Mond sein Angesicht.

Der Nachtigall Ruf ist lang verhallt,
Den Knaben treibt der Lust Gewalt,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt. — —

Und als es wieder taget,
Da liegt er ganz allein;
Im Walde um ihn raget
Verwildertes Gestein.
Kühl geht die Luft von Norden
Und streut das Laub umher,
Er selbst ist grau geworden,
Und bang sein Herz und leer.

Er sitzt und starret vor sich hin,
Und schüttelt das Haupt in irrem Sinn,
Die Nachtigall ruft: Zu spät! zu spät!
Der Wind die Stimme von dannen weht.

Elegie.

O wie war mir daheim am nordischen Heerde die Freude
Ein willkommener zwar, aber ein seltener Gast!
Denn bald scheuchte der Nebel sie fort, der grau und verdrüßlich
Ueber das lachende Thal, über die Berge sich zog,
Bald vertrieb sie der lärmende Tag und das Dröhnen des Marktes,
Wo nur Jeder sich selbst, Keiner den Sänger vernahm;
Auch den störenden Schwarm der wilden Genossen vermied sie,
Und sie entfloh dem Gelag, fand sie die Cither verstimmt

Manchmal nur, wenn im Arm der Geliebten sinnend ich ruhte,
Und ihr leuchtender Blick tief mir den Himmel erschloß,
Wenn wir in leisem Gespräch der rinnenden Stunden vergaßen,
Aug' in Auge versenkt, weilte die Liebliche gern.
Aber auch dann nur kurz. Bald kamen die schwatzenden Muhmen,
Vor dem geschäftigen Wort floh das verschüchterte Kind.
Wieder verstrichen darauf eintönige Wochen und Monde,
Und nach der Göttlichen Gruß blickte vergebens ich aus.
Glücklicher Süden, wie dank' ich es dir! Du hast die Entwichne
Neu mir vereint und sie ganz mir zur Vertrauten gemacht.
Schreit' ich hinaus in's Gebirg, so find' ich sie unter dem Lorbeer
Mein schon harrend; sie schläft, schön wie ein Mädchen, am Quell;
Aber sie hört des Nahenden Tritt; mit wehenden Locken
Springt sie empor, und zum Kuß hängt an den Lippen sie mir.
An das Gestade des Meers zum heiligen Schatten des Oelwalds
Leitet sie mich; sie besteigt mit mir den schwankenden Kahn;
Leis' auch führt sie den Hang mich empor zu den Trümmern des Tempels,
Wo noch das Marmorgesims über den Säulen erglänzt;
Und sie deutet mir dort die verwitterten Bilder, ergänzend
Mit lebendigem Wort, was die Barbaren zerstört.
Faunen erblick' ich im bacchischen Tanz und trunkne Mänaden,
Hoch auf dem Panthergespann folgt mit dem Thyrsus der Gott;
Weiter verliert sich der taumelnde Zug; harmlosere Feste,
Wie sie Demeter gebeut, zeigt der gebildete Stein;
Hirten, mit Blumen bekränzt, und Jungfrau'n führen den Reigen,
Und im geläuterten Maß hebt sich und senkt sich der Fuß;
Sieh, dort stürmen auch Rosse heran. Die stäubende Rennbahn
Füllt sich mit Wagen, es strebt Jeder der Erste zu seyn.
Lorbeern winken dem Sieger als Preis, doch schöner als Lorbeern
Lohnt ihm des Dichters Gesang, der ihm Unsterblichkeit schenkt.

Also deutet die Himmlische mir die Gebilde der Künstler,
Und ich erkenne, wie schön einst sie die Völker regiert;
Wie sie mit lächelndem Blick die rohen Gewalten gezügelt,
Wie sie die sprossende Kraft stets auf das Große gelenkt.
O da wird mir die Seele so weit, unendliche Sehnsucht
Faßt mich, mit bebendem Mund sprech' ich ein stilles Gebet:
Weile bei mir, du Schönste von allen den Töchtern des Himmels,
Mit sanft lenkender Hand führe durch's Leben mich hin,
Zeige besänftigend mir die rechten Bahnen, und dämpfe
Weise die Gluth, und wenn blind einst mich die Leidenschaft faßt,
O da kühle das brennende Haupt und kränz' es mit Rosen,
Bis mich der zögernde Gott still zu den Schatten entführt.

Gute Nacht.

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht,
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall in's Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,

Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Pallast;
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten um's Feuer Rast.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind säuseln die Cypressen,
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht,
Der Traum kommt leis' und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gut' Nacht denn all' ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern,
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott, den Herrn.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Auf dem Anstand.

An Ernst C.

Grau ist der Morgen, streif'ge Nebel wallen,
Ein leiser Regen spinnt sich trüb' und kalt;
Die rothen Blätter seh' ich langsam fallen —
Jagdwetter schien's, d'rum zogen wir zu Wald.
Schon spürt die Meute fern, sie bellt im Suchen,
Und ihr Gebell verheißet gute Pirsch;
Ich steh' im feuchten Herbstlaub an den Buchen,
Gespannt die Büchse pass' ich auf den Hirsch.

Mich fröstelt — Sollt' in meiner Waidmannstasche
Bei Blei und Pulver nicht Erquickung seyn? —
Fürwahr, das ist die korbumflocht'ne Flasche!
Ein tücht'ger Zug! — Ha, das ist Cyperwein!
Heiß rinnt er durch die Adern, durch die Glieder —
Floß durch die Wipfel plötzlich Sonnenglanz?
Die griech'sche Feuertraube ruft mir wieder
Im Herzen wach die Bilder Griechenlands.

Zwei Jahre sind's! Ei wie so anders schaute,
Wie froh der Herbst mir damals in's Gesicht!
Lau war die Luft, der tiefe Himmel blaute,
Die Feige schwoll, die Traub' im Sonnenlicht.
Da ließen, matt noch von des Sommers Gluthen,
Mein Ernst, den Ernst wir in Athen zu Haus,
Und zogen durch des Inselmeeres Fluthen
Zwei sel'ge Schwärmer abentheuernd aus.

Gedenkst du, wie bei Paros durch die Brandung
Das Boot wir zwängten? — dämmernd stieg der Mond —
Und wie so schön uns dann die kühne Landung
Die rebumkränzte Marmorstadt belohnt?
Denkst du der Cithern, die die Nacht durchklangen,
Der Brunnen, die uns in den Schlaf gerauscht,
Und jenes Mädchens, das mit glüh'nden Wangen
Für leichten Schmuck Orangen uns vertauscht?

Denkst du an Naxos noch? Ich seh sie liegen
Die Klöster und das Schloß auf hohem Stein,
Den Säulenhof, wo sich die Palmen wiegen,
Die Felswand übergrünt von eitel Wein,
Das reiche Thal, in dessen bucht'ge Weiten
Ein buntgezäumtes Saumthier leicht uns trug;
Da blinkten Becher rings, da klangen Saiten,
Fürwahr, es war ein neuer Bacchuszug.

Und als wir sonnverbrannt mit staub'gen Ballen
Zur Ruh verlangten nach der heißen Fahrt,
Da nahm uns in die kühlen Klosterhallen
Der wackre Pater mit dem langen Bart.
Hoch über'm Meer auf seinem Laubensitze
Wie schollen uns're Lieder da so frisch,
Wie floß der Quell des Nektars und der Witze
So unerschöpft am saubern Abendtisch!

Dort saß der Bischof, dort der Kapuziner,
Wir zwei Poeten lustig mittendrin;
Schlaulächelnd stellte der slavon'sche Diener
Uns beiden stets die vollsten Flaschen hin.

O Jubel, wie wir einst im Mönchsvereine
Gezecht, bis jenen die Geduld selbst riß,
Und wie wir dann, noch voll von süßem Weine,
Verdeutscht das Trinklied des Panyasis!

Und mußten auf dem Chor die Priester säumen,
Dann suchten wir die Gärten am Gestad,
Schlaftrunken wob's in den Citronenbäumen,
Die stille Felsbucht rief zum lauen Bad;
Dazu ein Trunk, ein Lied — so floß der Morgen,
So kam gestirnt die duft'ge Nacht daher,
Wir lebten, schwärmten — zwischen unsern Sorgen
Und zwischen unsern Herzen lag das Meer.

Nur einst — ein Sonntag war's, die Glocken gingen —
Da dachten wir an Lübecks Glockenklang,
Der Vaterstadt — und an den Wimpern hingen
Uns plötzlich Thränen, und wir schwiegen lang.
Ein Luftschloß baut' ich für der Zukunft Stunden,
So golden war's! Die Brust schlug heimathwärts —
Ach, was ich damals träumte, nicht gefunden
Hab' ich's daheim — es war ein arger Schmerz.

Doch heilt er schon. Die Saiten, die zersprungen,
Zu ew'ger Stummheit sind sie bald gedämpft.
Ich habe mir in Nächten, bang durchrungen,
Das schwere Gut der Heiterkeit erkämpft.
Du sollst es am Gesang aus meinem Munde
Kaum spüren, welche Hoffnung von mir schied,
Und bricht sie einmal auf, die alte Wunde,
Laß bluten — auch der Schmerz will ja sein Lied.

Muth! Muth! Dem Leid, der Lust die Stirn' entgegen!
Die Welt ist immer noch des Schönen voll,
Ein kühnes Ringen gilt's auf meinen Wegen,
Ich ward ein Mann, und fühle was ich soll.
Ob's wieder Täuschung? — Doch genug! Der Hunde
Gebell klingt nah — der Fels antwortet hohl,
Ein Schuß und wieder einer fällt im Grunde —
Der Hirsch bricht durch die Büsche — Lebewohl!

Lieder eines fahrenden Schülers.

Zu Volksweisen.

1.

Kein Tröpflein mehr im Becher,
Kein Geld im Seckel mehr —
Da wird mir armen Zecher
Das Herze gar so schwer.
Das Wandern macht mir Pein,
Weiß nicht wo aus, noch ein;
In's Kloster möcht' ich gehen,
Da liegt ein kühler Wein.

Ich zieh' auf dürrem Wege,
Mein Rock ist arg bestaubt,
Weiß nicht, wohin ich lege
In dieser Nacht mein Haupt.
Mein' Herberg' ist die Welt,
Mein Dach das Himmelszelt;
Das Bett, darauf ich schlafe,
Das ist das breite Feld.

Ich geh' auf flinken Sohlen,
Doch schneller reit't das Glück;
Ich mag es nicht einholen,
Es läßt mich arg zurück.
Komm' ich an einen Ort,
So war es eben dort,
Da kommt der Wind geflogen,
Der pfeift mich aus sofort.

Ich wollt', ich läg' zur Stunde
Am Heidelberger Faß,
Den off'nen Mund am Spunde,
Und träumt', ich weiß nicht was.
Und wollt' ein Dirnlein fein
Mir gar die Schenkin seyn:
Mir wär's, als schwämmen Rosen
Wohl auf dem klaren Wein.

Ach, wer den Weg doch wüßte
In das Schlaraffenland!
Mich dünket wohl, ich müßte
Dort finden Ehr' und Stand.
Mein Muth ist gar so schlecht,
Daß ich ihn tauschen möcht';
Und so's Dukaten schneite,
Das wär' mir eben recht.

2.

Es fliegt manch Vöglein in das Nest,
Und fliegt auch wied'r heraus;
Und bist du 'mal mein Schatz gewest,
So ist die Liebschaft aus.
Du hast mich schlimm betrogen
Um schnöden Geldgewinn —
Viel Glück, viel Glück zum reichen Mann!
Geh du nur immer hin!

Viel Blümlein stehn im hohen Korn
Von roth und blauer Zier,
Und hast du eins davon verlor'n:
So such ein and'res dir.
Glaub' nicht, daß ich mich gräme
Um deinen falschen Sinn —
Ich find' schon einen andern Schatz;
Geh du nur immer hin!

3.

Herr Schmied, Herr Schmied, beschlagt mir mein Rößlein,
Und habt ihr's beschlagen, so macht mir ein Schlößlein,
Ein Schlößlein so fest und ein Schlößlein so fein,
Und muß bei dem Schlößlein ein Schlüssel auch seyn.

Das Schlößlein das will ich vor's Herze mir legen,
Und hab' ichs verschlossen mit Kreuz und mit Segen,
So werf' in den See ich den Schlüssel hinein,
Darf nimmer ein Wort mehr heraus noch herein.

Denn wer eine selige Liebe will tragen,
Der darf es den alten Jungfern nicht sagen,
Die Dornen, die Disteln die stechen gar sehr,
Doch stechen die Altjungfernzungen noch mehr.

Sie tragen's zur Bas' hin und zur Frau Gevattern,
Bis daß es die Gäns' auf dem Markte beschnattern,
Bis daß es der Ent'rich bered't auf dem See,
Und der Kukuk im Walde, und das thut doch weh.

Und wär' ich der Herrgott, so ließ ich auf Erden
Zu Dornen und Disteln die Klatschzungen werden,
Da fräß' sie der Esel und hätt's keine Noth,
Und weinte mein Schatz sich die Augen nicht roth.

Daheim.

Daheim! Daheim! Nach so viel Wandertagen,
Nach so viel Nächten, wo ich, sturmverschlagen,
Schlaflos im Schiff ersonnen meinen Reim,
Nach Frost und Gluth auf öden Felsenstiegen,
Nach ew'ger Hast — o welche Zauber liegen
In diesem kleinen Wort: Daheim!

Nun knattert im Kamin mit raschem Schimmer
Die Flamme schon; mein holzgetäfelt Zimmer
Erdämmert rosig. Müßig schau ich zu.
Der Armstuhl hier mit den gewundnen Füßen,
Die alten Bilder — Alles will mich grüßen
Mit einem Hauche tiefer Ruh;

Die Bücher dort, die mir mit goldner Kunde
Hinweggetäuscht so manche schwere Stunde,
Der Hausrath, den die Mutter noch gewählt,
Die Wanduhr selbst, die mit verhaßtem Schlage
Mich oft in's Bett trieb, wenn die schönste Sage
Die blonde Schwester mir erzählt.

Und hier das Fenster! Ja, das sind die Straßen,
Wo wir einst spielten, wo wir Abends saßen
Zur Sommerszeit, vom Lindenduft umwebt;
Dort stehn die Thürme, dort aus Stein gebacken
Die schwarzen Giebel, hinter deren Zacken
Der Mond die Silberscheibe hebt.

Und durch die Dämmrung flatternd das vertraute
Geschwätz der Mädchen, die bekannten Laute,
Nach denen sich mein Herz so oft gesehnt,
Wenn ich, indeß der Beifall stürmisch rauschte,
Mit halbem Ohr dem welschen Sange lauschte,
In einer Loge Sammt gelehnt.

Ach, Alles, Alles — hell in's Auge schießen
Die Thränen mir; sey's drum, sie mögen fließen —
Was lächelt ihr? — laßt mich, ich bin ein Kind!
Ihr aber, nie entflohn aus eurem Ringe,
Ihr wißt es nicht, wie lieblich diese Dinge
Nach jahrelangen Fahrten sind.

Ihr wißt auch nicht, wie selbst am Starren, Todten
Vom Geiste, der darüber einst geboten,
Ein Schimmer hängen bleibt, ein irres Licht;
Wißt nicht, wie in Geräthen, Häusern, Bäumen
Wohnt eine Stimme, die gleichwie aus Träumen
Der eignen Jugend zu euch spricht.

Noch wißt ihr, daß am Born in Waldes Mitten,
Wo ihr mit eurem Mädchen sonst geschritten,
Am Eichbaum, drein ihr eure Namen schriebt,
Euch noch nach Jahren, einsam hingetrauert,
Wie Rosenduft ein leiser Hauch umschauert
Der Liebe, die ihr einst geliebt.

An den Grafen von Platen.

Wenn auch nur Wen'ge deine Größe ahnen
Von jenem Volk, für das du hast gesungen,
Für das du hast gefochten und gerungen,
Voran ihm wandelnd auf der Schönheit Bahnen;

Doch sammelt schon im Schatten dieser Fahnen
Ein Häuflein sich, von edlem Muth durchdrungen,
Und ob dein eigner Feldruf auch verklungen,
Wir schlagen fort die Schlacht für deine Manen.

Wir sind die Schaar, die nie von Schrecken bleiche,
Die mitten durch des Feind's gesenkte Speere
Den Weg erkämpft für eine Königsleiche,

Verpfändet haben wir die eig'ne Ehre,
Daß keines Buben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, versehre.

An die Philologen.

Wie schmerzt es mich, auf also sand'gen Spuren
Euch immer noch zu seh'n, ihr Philologen,
Die ihr erfüllt so manchen lieben Bogen
Mit geistreich ungereimten Conjecturen.

Laßt endlich doch Kritiken und Censuren!
Hieher ins alte Hellas kommt gezogen;
Seht dieses sonnig blauen Meeres Wogen,
Und athmet ein die Lüfte dieser Fluren.

Auf diesen Tempeln, diesen Säulenkränzen
Laßt eure Blicke ruh'n, und auf den frommen
Altären, die von weißem Marmor glänzen.

Und wenn der Mond im Blau heraufgeschwommen,
Schaut zu dem Volk und seinen Reigentänzen,
So wird ein Hauch der Vorwelt auf euch kommen.

Geheimniß.

O schneller, mein Roß, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Jagen,
In den Wald, in den Wald meine selige Last,
Mein süßes Geheimniß zu tragen.

Es liegt ein trunkner Abendschein
Rothdämmernd über den Gipfeln,
Es jauchzen und wollen mit fröhlich seyn
Die Vögel in allen Wipfeln.

O könnt' ich steigen mit Jubelschall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den rosigen Himmeln all'
Mein Glück, mein Glück verkünden;

Oder ein Sturm mit Flügelgewalt
Zum Meer hinbrausen, dem blauen,
Und dort was im Herzen mir glüht und schallt
Den verschwiegenen Wellen vertrauen!

Es darf mich hören kein menschliches Ohr,
Ich kann wie die Lerche nicht steigen,
Ich kann nicht weh'n wie der Sturm empor,
Und kann's doch nimmer verschweigen.

So wiss' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wißt es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! Es brennt ihr Kuß
Auf meinem seligen Munde.

Gesicht im Walde.

Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald,
Schwarz war die Nacht, unheimlich troff der Regen,
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unfern meinen Wegen
Durchs feuchte Laub blutrothe Funken sprühn,
Und Hammerschläge dröhnten mir entgegen.

Durch Dornen und durch Buschwerk drang ich kühn,
Und bald gewahrt' ich rings vom Wald umfangen,
In heller Hall' ein Schmiedefeuer glüh'n.

Drei Riesen waren's, die die Hämmer schwangen,
Berußt, die Augen nur aufs Werk gekehrt,
Dazu sie schauerliche Weisen sangen.

Sie schmiedeten an einem großen Schwert,
Zweischneidig war's, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Spitze nadelscharf und unversehrt.

Und Einer sang in Tönen, fast veraltet,
Doch also tief, wie wenn emporgeschwellt
Der mächt'ge Hauch in dumpfer Orgel waltet:

„Es rührt im Birnbaum, auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.

„Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig seyn,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!"

Er schwieg und singend fiel der Zweite ein,
Mit einer Stimm', als wollt er aus den Grüften
Mit Erzposaunenschall die Todten schrei'n:

„Es hat zur Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.

Wie Sturmesrauschen klingt es, wem er kreist,
In seinen Fängen trägt er Blitzeskeile,
Die Rabenbrut entflieht, es siegt der Geist.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile:
Zur rechten Stunde sey das Werk gethan;
Das Kreuzesschwert hat Eile, Eile, Eile!"

Frühlingsmythus.

Wie schauert heute durch die Lüfte
Ein allgewalt'ger Sehnsuchtshauch,
Es dringt bis in die tiefsten Klüfte,
Der Sonnenstrahl durch Dunst und Hauch.

Und drunten hebt sichs ihm entgegen,
Wie er die leisen Schleier lüpft,
Du spürst es, wie in jungen Schlägen
Das Herz der Erd' ermahnend hüpft.

Aus ihrem Busen ringt ein Fächeln
Wie leises Athmen sich hervor,
Sie schlägt mit träumerischem Lächeln
Des Wassers blaues Aug' empor.

Da geht aus uralt dunkeln Tagen
Ein Klang durch meine Brust dahin,
Im Räthselwort verschollner Sagen
Vernehm' ich ahnungsvollen Sinn.

Und übers dampfende Gefilde
Sing ich das Lied als Frühlingsgruß,
Wie einst vom Zauberschlaf Brynhilde
Emporgebebt vor Sigurds Kuß.

Gedankenlese

aus

Dr. Martin Luthers

prosaischen Schriften.

Anhang:

W. H. Wackenroder.

Biographischer Umriss.

Martin Luther.

Geboren 10. November. 1483. Gestorben 18. Februar 1546.

Luther, dieser Heros der Weltgeschichte, ward von armen Eltern geboren und unter beschränkten, oft drückenden Verhältnissen erzogen und gebildet. Denn sein Vater, Hans Luther, war ein unbemittelter Bergmann zu Möhra, einem jetzt Sachsen-Meining'schen Dorfe zwischen Eisenach und Salzungen, in welchem noch gegenwärtig Sprößlinge der Luther'schen Familie leben. Die Eltern unsers Luther zogen von Möhra nach Eisleben, und hier war es, wo der ehrwürdige Reformator am 10. November 1483 das Licht der Welt erblickte. Keine Verzärtelung, keine Verbildung, aber auch kein ruchloses Beispiel in Wort und That, verdarb die großen Keime, die sich frühzeitig in dem hoffnungsvollen Knaben entwickelten. Strenge Gottesfurcht waltete in dem elterlichen Hause. Als nachher der rechtschaffene Bergmann seinen Wohnsitz in Mansfeld aufschlug, wo er wegen seiner gewissenhaften Redlichkeit das Ehrenamt eines Rathsmitgliedes erhielt, besuchte Martin die Schule seiner jetzigen Wohnstadt. Fünfzehn Jahre alt, ward er der Schule zu Eisenach anvertraut, wo ihm, dem bemitleideten Kurrentschüler, eine fromme und wohlthätige Matrone, die eine Verwandte seiner

Mutter war, Pflege und Unterstützung angedeihen ließ. Rasch und glücklich schritt Luther's Geist auf der Bahn der Wissenschaft vorwärts; der Eisenacher Rektor Trebonius war ihm ein geschickter und wohlmeinender Führer. Wohl gerüstet mit den Vorkenntnissen zu höherer Weisheit, unverdorben an Leib und Seele, bezog der achtzehnjährige Jüngling 1501 die Universiät Erfurt, wo er schon 1505 Magister wurde und über die Physik und Ethik des Aristoteles Vorlesungen hielt. Obgleich er sich bisher vorzugsweise dem Rechtsstudium gewidmet, ward er doch durch die Lesung einer lateinischen Bibel, welche er auf der Universitätsbibliothek fand, für die Theologie gewonnen; ja, als sein vertrauter Freund Alexius plötzlich — ob durch einen Blitzstrahl oder durch Räuberhand, ist unentschieden — von seiner Seite gerissen wurde, entschloß er sich, Mönch zu werden, und ging in das Augustinerkloster zu Erfurt. Hier empfing er am Sonntage Exntate 1507 die priesterliche Ordination, und schon im folgenden Jahre berief ihn der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, als Professor der Philosophie auf die seit 1502 gestiftete Universität Wittenberg, wo er 1509 auch eine theologische Professur erhielt. War unser Luther schon vorher durch die eigene Thätigkeit seines helldenkenden Geistes, durch das Studium der Bibel und der Kirchenväter, so wie durch die Lektüre einer Schrift des Taulerus, die deutsche Theologie genannt, zu klarer Erkenntniß vielfacher Verderbnisse der christlichen Lehre und Kirche gelangt, so wurde jetzt seine bisher immer noch behauptete Hochachtung gegen das Oberhaupt der Christenheit und gegen dessen unheilige Theokratie erschüttert und in geheimen Abscheu verwandelt, als er im Jahre 1510 in besondern Aufträgen des Augustinerordens nach Rom gesandt ward und hier am päpstlichen Hofe und unter dem höhern Klerus alle Greuel der Entsittlichung mit eigenen Augen schauete. Nach seiner Rückkehr setzte er sein akademisches Wirken zu Wittenberg mit erhöhetem Beifall und An=

sehen fort und erhielt 1512 unter Dr. Andreas Karlstadt die theologische Doktorwürde und zugleich ein ordentliches Pfarramt. Mit rastlosem Eifer studirte er fortwährend die Bibel in ihren Grundsprachen und die Schriften des Kirchenvaters Augustinus, gegen welchen er stets eine große Ehrfurcht hegte. Aber auch in seinem Vaterlande, wie früher zu Rom selbst, sollte Luther die Versunkenheit der Klerisei und des Mönchslebens in ihrer ganzen jammervollen Beschaffenheit kennen lernen, um den heroischen Entschluß, die schlammige Sündfluth der damaligen Kirche zu dämpfen, mit der ganzen Kraft seines energischen Geistes zu fassen und zu halten. Dies geschah, da er im Jahre 1516, während der Generalvikarius seines Ordens, Dr. Staupitz, einer Reise wegen abwesend war, das Vikariat über 40 Klöster in Meißen und Thüringen verwaltete. Jetzt war der heldenmüthige Geist des edlen Mannes durch Studium und Erfahrung reif, um gegen die Tyrannen einen entscheidenden Schritt zu wagen, und der Anstoß dazu fand sich schon im Jahre 1517, als der Dominikanermönch Johann Tezel in Wittenbergs Nähe, zu Jüterbogk und anderwärts, mit marktschreierischen Kunstgriffen und Lügen den Ablaß predigte. Die verderblichen Folgen dieses Unwesens, wodurch die Gewissen bestochen, die Sünder verstockt und große Summen deutschen Geldes nach Rom zum Bau der Peterskirche gespielt wurden, konnten dem frommen Luther in der Verwaltung seines Beichtigeramtes nicht entgehen. Er aber, der fern von dem Grundsatze einer gemächlichen Neutralität fest und feurig entschieden war für die Freiheit des Reiches Gottes auf Erden, ging am 31. Oktober 1517 am hellen Mittage hin an die Schloßkirche zu Wittenberg, und schlug 95 Sätze wider den Ablaß öffentlich mit dem Erbieten an, dieselben gegen Jedermann zu vertheidigen. Der große Schritt war geschehen, das theuerste Interesse der römischen Kurie, das klingende Interesse, war verwundet! Aber Niemand fand sich, die Thesen des muthigen Mönchs zu widerle-

gen: pfeilschnell wurden sie durch ganz Deutschland verbreitet. Noch versuchte Luther durch Privatschreiben an den Erzbischof Albrecht von Magdeburg, an den Bischof Scultetus von von Brandenburg und selbst an den Papst Leo X., die Abschaffung der Ablaßkrämerei zu ermitteln. Aber Alles war vergebens. Dräuen der Feinde hob seinen Muth; die Schmähungen und Streitschriften des Dominikaners Hochstraten zu Köln, des Dr. Eck zu Ingolstadt und des römischen Officials Prierias beantwortete er wahr und derb; der Ladung des Papstes aber nach Rom leistete er, von seinem Kurfürsten geschützt, keine Folge, standhaft darauf beharrend, daß seine Sache in Deutschland untersucht werden müsse. Hierauf kam der Kardinal Cajetan nach Deutschland, und forderte im Oktober 1518 den kühnen Augustiner nach Augsburg, wo er ihn mit Gewandtheit und unter lockenden Andeutungen zum Widerrufe bearbeitete. Aber Luther stand wie ein Fels im Meere; widerlegen konnte man ihn nicht, darum appellirte er „a papa male informato ad papam melius informandum“, d. h. vom übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden Papst. Keinen erwünschtern Erfolg für das Interesse des Romanismus hatten die Unterredungen, welche Luther im Jahre 1519 mit Karl von Miltiz in Altenburg und mit Dr. Eck in Leipzig hielt. Darum versuchte nun der Träger der dreifachen Krone den äußersten Schritt, durch welchen er so oft Kaiser und Fürsten gedemüthigt hatte: er schleuderte auf Eck's Veranlassung gegen Luther'n den Bannstrahl, worüber dieser — lachte. Ja, als man 1520 an vielen Orten seine Schriften verbrannte, begab er sich am 10. December desselben Jahres in Begleitung vieler Studirenden hinaus vor das Elsterthor, und warf die päpstlichen Dekrete und jene ihn als Ketzer verdammende Bannbulle öffentlich in die Flammen. Somit hatte er sich faktisch von der römischen Kirchenherrschaft losgesagt. Aber mit jedem Schritte wuchs die öffentliche und stille Theil-

nahme für ihn und sein Werk, und besonders waren es Viele vom deutschen Adel, die sich als seine eifrigsten Verehrer und Anhänger bewährten. Schadlos gingen auch die Gefahren vor dem Glaubenshelden vorüber, welche das Jahr 1521 ihm bereitete. Der Papst that ihn auf's Neue in den Bann; der Kaiser Karl V. lud ihn auf den Reichstag nach Worms. Luther folgte dieser Ladung, und obgleich selbst sein weiser Kurfürst ihm noch unweit der Stadt durch Spalatin rathen ließ, nicht nach Worms zu kommen, so gab er doch die furchtlose Antwort: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollt' ich hinein.“ Den 17. April erscheint er vor der Reichsversammlung. Kaiser Karl, Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten, 5 königliche Abgeordnete und eine Menge andere Gesandte haben ihre Blicke auf den Erschütterer der tausendjährigen Hierarchie gerichtet; über 5000 Zuschauer umstehen die glänzende Versammlung; und Luther, der widerrufen soll — bekennt sich zu seinen Schriften, und erklärt: „Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht weiter. Gott helfe mir! Amen“. Den 26. April verließ Luther Worms, wo seine Feinde gewissenlos genug waren, dem Kaiser zuzumuthen, er solle dem Ketzer das Geleit nicht halten. Ueber Frankfurt gelangte er den 1. Mai nach Eisenach, von wo aus er seine Verwandten in Möhra besuchte und dann seine Reise nach dem nahen Altenstein fortsetzte. Es war der 4. Mai am späten Abende, — da kommen plötzlich aus dem dortigen Walde fünf Reisige hervor, halten den Wagen an, ziehen Luther'n heraus, setzen ihn auf ein Roß und eilen mit ihm auf die nahe Wartburg, wo er seine Priesterkleidung mit einem

Reitanzuge vertauschte und als Junker Georg in heilsamer Verborgenheit lebte. Der weise Kurfürst Friedrich hatte diese schützende Maßregel ergriffen; denn noch in demselben Monat wurde Luther vom Wormser Reichstage in die Reichsacht erklärt, und im Juni wurden sein Bild und seine Bücher in Rom verbrannt.

Sein Pathmos, wie er die Wartburg zu nennen pflegte, gewährte ihm Muße, und er nützte diese zur Verdeutschung des neuen Testaments. Doch schon nach 9 Monaten, von Karlstadt's Bilderstürmereien veranlaßt, eilte er nach Wittenberg zurück, wo er mit allgemeinem Jubel (den 7. März 1522) empfangen ward, acht Tage hinter einander predigte und durch seine Autorität und Beredsamkeit bald die Ruhe wieder herstellte. Aber tief ward in dieser Zeit sein Herz durch den Bauernkrieg verwundet, welcher bis 1525 seine blutige Geißel schwang. Mit heiligem Ingrimm erhob Luther seine Donnerstimme eben so kräftig gegen den empörten Pöbel, welcher alle seine Frevel und Grausamkeiten mit der evangelischen Freiheit zu rechtfertigen wagte, als gegen die Fürsten und gegen die adeligen und geistlichen Herren, welche durch Bedrückungen und Schindereien aller Art die rohe Kraft des Bauernvolks zum Aeußersten getrieben hatten. Unaufhaltsam schritt indeß das heilige Werk der Kirchenverbesserung vorwärts. Zwar hatte Luther im Jahre 1525 das traurige Amtsgeschäft, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen die Leichenpredigt zu halten; aber in dessen Nachfolger, Johann dem Beständigen, sah er einen neuen und biedern Beschützer der evangelischen Lehre den sächsischen Thron besteigen. Rasch arbeitete der große Verkündiger des gereinigten Christenthums fort und fort, um alle Schlacken des Papstthums zu entfernen. Den Cölibat der Geistlichen hatte seine Lehre bereits in seiner Schädlichkeit und Schändlichkeit entlarvt; aber des Reformators eigenes Beispiel sollte ihn stürzen. Darum schloß Luther, welcher schon

im vorhergehenden Jahre die Mönchskutte abgelegt hatte, den 13. Junius 1525 mit einer ehemaligen Klosterjungfrau, Katharina von Bora, den Ehebund, und der Himmel des häuslichen Lebens that sich rein und herrlich ihm auf. Auch in kollegialischen und freundschaftlichen Verhältnissen war ihm ein glückliches Loos gefallen. Männer von tiefem und reichem Geiste schlossen sich treu und muthvoll an ihn an; Männer wie Bugenhagen, Spalatin u. s. w. wurden seine würdigen Gehülfen am heiligen Werke, vor Allen aber Melanchthon, welcher, schon seit 1518 Professor der griechischen Sprache zu Wittenberg, mit seiner großen Gelehrsamkeit, mit seiner feinen Gewandtheit, mit seiner einnehmenden Sanftmuth dahin drang, wohin Luther's Feuereifer nicht zu dringen vermochte. Schade, daß Luther unbiegsam genug war, um in dem traurigen Abendmahlsstreite mit den Schweizer Reformatoren, mit Zwingli, Buzer und Oekolampadius, auch kein Haar breit nachzugeben, und späterhin selbst gegen Melanchthon verstimmt zu werden, als dieser zur Wahrheit der reformirten Lehre sich hinneigte! Dadurch hat er mit eigener Hand einen Riß in die evangelische Kirche gebracht, den noch nicht einmal die Aufklärung unserer Tage vollständig ausgleichen konnte. Unendlich viel Gutes dagegen stiftete er durch die Kirchen- und Schulvisitation, welche er im Auftrage des Kurfürsten im Jahre 1527 mit Melanchthon und einigen anderen Gehülfen in ganz Sachsen hielt. Die tiefe Unwissenheit, welche er bei dieser Gelegenheit bemerken mußte, rührte ihn innig und veranlaßte ihn, bald nachher den kleinen und großen Katechismus, den erstern für das Volk, den letztern für die Lehrer, herauszugeben (1529), — zwei für die damalige Zeit höchst zweckmäßige Hülfsbücher, welche großen Segen in weiten Kreisen verbreitet haben, welche man aber nach dreihundert Jahren nicht mehr für unentbehrlich, oder — was unprotestantisch genug wäre — für bindende Lehrtypen halten sollte.

Während Luther die Pflichten des Kirchenvisitators eifrig und glücklich erfüllte, brannte leider das Feuer des unseligen Sakramentstreites in lichten Flammen fort, und vergebens bemühte sich der edle Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, die Kämpfenden auf dem Religionsgespräche zu Marburg im Oktober 1529 zu vereinigen. Alles ward versucht; Luther selbst erschien; Zwingli trat ihm mit Würde und Mäßigung entgegen: aber Alles scheiterte an Luther's Härte und Hitze. Indeß waren Papst und Kaiser keineswegs unthätig, um das Lutherthum wo möglich jetzt noch zu dämpfen und vom Schooße der allein seligmachenden Kirche verschlingen zu lassen. Sie schlossen im Februar 1530 ein Bündniß, die Protestanten mit Gewalt der Waffen zum alten Glauben zu zwingen, nachdem schon im vorigen Jahre der Reichstag zu Speier (wogegen aber die Evangelischen feierlich protestirten, — daher ihr Name Protestanten) die neue Lehre nachdrücklichst verpönt hatte. Luther widerrieth dem Kurfürsten von Sachsen die Gegenwehr, und dieser entschloß sich, selbst auf den ausgeschriebenen Reichstag zu Augsburg zu ziehen, und befahl seinen Theologen, eine daselbst zu übergebende Form des Glaubens und der Lehre zu verfassen. Der gemäßigte Melanchthon übernahm dieses Geschäft; Luther revidirte die meisterhafte Arbeit, blieb aber während des Reichstages zu Coburg, von wo aus er die Seinigen zu höherem Muthe und größerer Standhaftigkeit ermunterte und oft über den Gang der Verhandlungen bitter klagte. Den 25. Juni 1530 ward die Augsburgische Konfession vom kurfürstlichen Kanzler Dr. Beyer vor der Reichsversammlung abgelesen. Aber der Reichsabschied enthielt in optima forma nichts Anderes, als die heftigste Verurtheilung der neuen Lehre, den strengsten Befehl, daß Alles auf den alten Fuß zurückgebracht werden sollte, und die entschiedenste Drohung schwerer kaiserlicher Strafe, welche die Widerspenstigen treffen werde. Mit Trauer erfüllte Luther'n dieser ungünstige Erfolg des Reichs-

tages, aber ihm blieb ungeschwächt seine fromme Zuversicht auf die Vorsehung, und sein gerechtes Vertrauen auf die charakterfesten protestantischen Fürsten. Die Letzteren schlossen im Jahre 1531 zu Schmalkalden einen Bund auf sechs Jahre zur wechselseitigen Beschützung der guten Sache. Luther ahnete zwar hierin das Vorzeichen eines blutigen Religionskrieges — aber erst nach dem Tode des Glaubenshelden sollte sich der lange gesammelte Stoff der aufgethürmten Gewitterwolken entladen. Es blieb Friede; und obgleich Luther fortwährend mit seinen erbitterten Privatfeinden, unter denen Herzog Georg von Sachsen der schlimmste war, zu kämpfen hatte, so genoß er doch auch fortwährend die Freude, die Verbesserung der Kirche rasch fortschreiten und das päpstliche Joch in einem Lande nach dem andern abgeschüttelt zu sehen. Auch seine deutsche Bibelübersetzung, welche eine unverwelkliche Krone um sein Haupt gewunden hat und allein hinreichend ist, ihm unter den Wohlthätern der Menschheit einen Ehrenplatz zu sichern, kam um diese Zeit vollständig unter die deutsche Christenheit (1534), und ward überall, wie ein Mann des Himmels, mit Heißhunger ergriffen. Indeß bequemte sich der Papst, ein allgemeines Koncilium — zu versprechen. Versprechen und Halten waren freilich im römischen Kabinet von jeher sehr heterogene Dinge. Das leidige Koncilium sollte bald hier, bald dort gehalten werden; der Papst trug sich damit, um des Reformators eigene Worte zu gebrauchen, „wie die Katze mit ihren Jungen“. Aber die Protestanten waren bereit, Rechenschaft zu geben von ihren Grundsätzen und Lehren; sie kamen 1537 zu Schmalkalden zusammen; Luther fertigte die Schmalkalder Artikel, welche von den Theologen gebilligt und unterschrieben wurden, um auf dem allgemeinen Koncilium, welches vom Papste zu Mantua gehalten werden sollte, übergeben zu werden. Schwer krank am Stein kehrte er von Schmalkalden zurück, kränker noch kam er nach Gotha, — aber noch sollte ein so wichtiges Leben nicht

enden: genesen traf er mit seinem Melanchthon am 14. März wieder zu Wittenberg ein. Dennoch war jetzt durch die unsäglichen Arbeiten, Sorgen, Kämpfe und Verfolgungen, welche seit 20 Jahren sein unaufhörliches Loos gewesen waren, seine Körperkraft erschöpft. Kränklichkeit suchte ihn mehr und anhaltender, als früher, heim, während die verschiedenartigsten, schwierigsten und wichtigsten Geschäfte nicht ab-, sondern zunahmen. „Ich erschöpfter Greis", schrieb er im Jahre 1538, „werde täglich verjüngt, d. h. es keimen immer neue Sekten auf, denen entgegen zu arbeiten ich neue Jugendkraft nöthig hätte." Ja, ein heftiger, oft bitterer und beißiger Oppositionsgeist — genährt durch sein zunehmendes, leidensvolles Alter — riß ihn häufig über die Grenzen der Mäßigung hinaus; und mit einem solchen Geiste erneuerte er auch im Jahre 1544 den unglücklichen Abendmahlsstreit mit den Schweizern ungestümer, als jemals. Obgleich er schon 1541 das Geständniß ablegte: „Ich fühle, daß ich eine unnütze Leiche umhertrage, der allein das Grab übrig ist;" obgleich ihn überdies noch im folgenden Jahre der Tod einer geliebten Tochter tief verwundete, so siegte doch fortwährend der große Geist über seine leidende Hülle; auch der ergraute Held gönnte sich im Arbeiten, Schreiben, Predigen, Reisen keine Ruhe. Bei Gelegenheit des Konciliums zu Trident 1545 zog er mit verjüngter Tapferkeit gegen das Papstthum zu Felde; und gerade das immer erneute Kämpfen für die heilige Sache scheint der versiegenden Lebenskraft immer neue Nahrung zugeführt zu haben. Wenigstens dürfte dieses aus den Worten hervorgehen, welche er noch einen Monat vor seinem Tode an einen Freund schrieb: „Ich übe mich im Schreiben wider die Parisischen und Lowen'schen Esel, und befinde mich nach einem solchen Alter wohl genug". Zwar hatte er seit dem November 1545 seine akademischen Vorlesungen gänzlich eingestellt; aber alle übrigen Geschäfte, und besonders die größten und wichtigsten, setzte er unermüdlich fort. Er entschloß sich sogar, im

Januar 1546 einer Einladung zu folgen, die er von den Grafen zu Mansfeld nach Eisleben empfing, um die unter ihnen entstandenen Streitigkeiten über Grenze, Erbschaft, Patronatgerechtigkeiten und dergl. schlichten zu helfen. Den 23. Januar reiste er ab. Es war seine letzte Reise; seine Geburtsstadt sollte auch seine Todesstadt werden. Den 24. Januar gelangte er nach Halle, wo er bei Justus Jonas herbergte, und, von der ausgetretenen Saale aufgehalten, am folgenden Tage in der Frauenkirche predigte. Den 28. Januar setzt er mit seinen Söhnen und Jonas nicht ohne Gefahr auf einem Kahne über die Saale, wird an der Mansfeldischen Grenze sehr ehrenvoll empfangen, kommt aber krank in Eisleben an. Noch einmal flammt sein Lebensfeuer auf kurze Zeit empor. Mit großer Anstrengung arbeitet er 20 Tage lang in den gräflichen Vergleichsgeschäften, predigt viermal und feiert zweimal das Gedächtniß seines Erlösers. Nachdem er am 15. Februar seine letzte Predigt gehalten hat, fühlt er am 17. bei immer zunehmender Mattigkeit heftige Bangigkeit und Beklemmung des Herzens, die ihn nöthigt, Abends die Tischgesellschaft zu verlassen und sich auf's Ruhebett zu legen. Den 18. früh wird die Beengung seiner Brust heftiger, drückender; er liegt mit verschlossenen Augen und — betet. Kurz vor 3 Uhr Morgens ist der große und herrliche Geist in das Reich der Verklärung eingegangen; sanft und ruhig ist der Körper entschlafen. Auf Thronen und in Hütten werden dem Abgeschiedenen heiße Thränen des Danks und der Verehrung nachgeweint. Der Päpstler jubelt! — Aber, war auch der Meister des Werkes nicht mehr — das Werk selbst, auf dem ewigen Grunde der Freiheit erbaut, ist zum herrlichen Bau dreier Jahrhunderte emporgestiegen, und wird und muß bestehen, wachsen, siegen, so lange die Geistesfreiheit das Siegel der gottverwandten Menschheit bleibt. Der Bau der alten Knechtschaft, der mit Gregor VII. kulminirte, und seit Luther morsch geworden ist, hat länger als ein Jahr-

tausend gestanden; aber wer mag bürgen, daß nach einem Jahrhunderte seine alten Stützen der Allmacht des Lichtgeistes noch Widerstand leisten werden? — — Dieser Geist, der Geist des Protestantismus, geht mit Riesenschritten vorwärts; und wer weiß, was geschehen würde, wenn jetzt ein Luther wiederkehrte, und die Donnerkeile — nicht des Bannfluches — sondern der Wahrheit gegen die Geisteszwingherren und ihre feilen Diener schleuderte!?

Luther's Leiche wurde den 19. Februar unter großer Begleitung und unter lautem Jammer in die Hauptkirche Eislebens getragen, wo Dr. Jonas, und am folgenden M. Coelius, Leichenpredigten hielten. Den 20. wurden die heiligen Ueberreste von sämmtlichen Einwohnern von Halle dahin eingeholt, von wo sie am 22. Nachmittags, unter Anführung zweier Grafen von Mansfeld, mit 45 Pferden, an das Elsterthor vor Wittenberg gelangten. Hier war die Universität, der Rath und die ganze Bürgerschaft versammelt. Von einem unabsehbaren Leichenzug begleitet, unter welchem sich des Verblichenen Wittwe, Söhne und Verwandte befanden, ward der Sarg in die Schloßkirche gebracht, wo Dr. Bugenhagen, von seinen eigenen und des Volkes Thränen oft unterbrochen, die Leichen-Predigt, und dann Melanchthon eine lateinische Grabrede hielt. Hierauf erfolgte die Einsenkung in's Grab unfern des Predigtstuhls, auf welchem der erblaßte Held so oft für Wahrheit und Menschenrecht das Schwert des Geistes erhoben und Tausende für diese höchsten Interessen begeistert hatte.

Aus Luther's Vorrede zu seinen deutschen Werken.

Gern hätte ich's gesehen, daß meine Bücher allesamt wären dahinten blieben und untergangen.

Nu ich's aber ja nicht kan wehren und man ohne meinen Dank meine Bücher wil durch den Druk (mir zu kleinen Ehren), izt samlen, mus ich sie die Kost und Arbeit lassen dran wagen. Tröste mich des, daß mit der Zeit doch meine Bücher werden bleiben im Staube vergessen, sonderlich wo ich etwas Guts (durch Gottes Gnade) geschrieben habe. **Non ero melior patribus meis.** Das andre solte wol am ersten bleiben. Denn so man hat können die Biblia selbst lassen unter der Bank liegen, auch die Väter und Concilia je besser je mehr vergessen, ist gute Hofnung, wenn dieser Zeit Vorwiz gebüst ist, meine Bücher sollen auch nicht lang bleiben, sonderlich weil es so hat angefangen zu schneien und zu regnen mit Büchern und Meistern, welcher auch bereitan viel da liegen vergessen und verwesen, daß man auch ihrer Namen nicht mehr gedenkt, die doch freilich gehoft, sie würden ewiglich auf dem Markt feil seyn, und Kirchen meistern.

Wolan, so las gehen in Gottes Namen, ohne daß ich freundlich bitte, wer meine Bücher zu dieser Zeit ja haben wil, der lasse sie ihm beileibe nicht seyn eine Hindernis, die Schrift selbst zu studiren, sondern lege sie, wie ich des Papsts Drecket und

Dreckketal*) und der Sophisten Bücher lege; das ist, ob ich zu Zeiten sehen, was sie gemacht, oder auch die Geschichte der Zeit rechnen wolle, nicht daß ich darin studiren, oder so eben darnach thun müste, was sie gedaucht hat. Nicht viel anders thu ich mit der Väter und Concilien Büchern auch, und folge hierin dem Exempel St. Augustins, der unter andern der erste und fast allein ist, der von aller Väter und Heiligen Bücher wil ungefangen, allein der heiligen Schrift unterworfen seyn, und darüber kam in einen harten Straus mit S. Hieronymo, der ihm fürwarf seiner Vorfahren Bücher; aber daran er sich nichts kehrt. Und hätte man solchem Exempel S. Augustini gefolgt, der Papst wäre kein Antichrist worden, und wäre das unzählige Unziefer, Gewürm und Geschwürm der Bücher nicht in die Kirchen kommen, und die Biblia wol auf der Kanzel blieben.

---

*) So schrieb Luther oft zur Becachtung des Papstes die Worte Dekret und Dekretal.

Aphorismen.

Die Romanisten haben drei Mauren mit groser Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschüzt, daß sie niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten, wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesezt und gesagt: Weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern wiederum, geistliche sey über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der heil. Schrift wollen strafen, sezten sie dagegen: Es gebühre die Schrift niemand auszulegen, denn dem Papst. Zum dritten, dräuete man ihnen mit einem Concilio, so erdichteten sie, es möge niemand ein Concilium berufen, denn der Papst.

Wozu ist das Volk nüz in der Christenheit, das da heist die Cardinäle? Das wil ich dir sagen: Welsch- und Deutschland haben viel reicher Klöster, Stift, Lehen und Pfar: die hat man nicht gewust bas gen Rom zu bringen, denn daß man Cardinäle machte, und denselbigen die Bisthümer, Klöster, Prälaturen zu eigen gäbe, und Gottesdienst also zu Boden stiese. Darum sieht man izt, daß Welschland fast wüst ist, Klöster verstört, Bisthümer verzehrt, Prälaturen und aller Kirchen Zinse gen Rom gezogen, Städte verfallen, Land und Leute verdorben, da kein Gottesdienst-

noch Predigt mehr geht. Warum? Die Cardinäle müssen die Güter haben. Kein Türke hätte Welschland so mögen verderben, und Gottesdienst niederlegen.

Es ist greulich und erschreklich anzusehen, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Vicarium und S. Peters Nachfolger rühmt, so weltlich und prächtlich fährt, daß ihn darin kein König, kein Kaiser mag erlangen und gleich werden, und in dem der allerheiligste und geistlichste sich läst nennen, weltlicher Wesen ist, denn die Welt selber ist. Er trägt eine dreifältige Krone, wo die höchsten Könige nur eine Krone tragen. Gleicht sich das mit dem armen Christo und S. Peter, so ist's ein neu Gleichen. Man plert, es sey ketzerisch, wo man dawider redet; man wil aber auch nicht hören, wie unchristlich und ungöttlich solch Wesen sey. Ich halte aber, wenn er mit Thränen beten solte vor Gott, er müste je solche Kronen ablegen, dieweil unser Gott keine Hofart mag leiden. Nun solte sein Amt nichts anders seyn, denn täglich weinen und beten für die Christenheit, und ein Exempel aller Demuth fürtragen.

Wie kommen wir Deutschen dazu, daß wir solche Räuberei, Schinderei unsrer Güter von dem Papst leiden müssen? Hat das Königreich zu Frankreich sich's erwehret; warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen?

Hie solte nun deutsche Nation, Bischöffe und Fürsten sich auch für Christenleute halten, und das Volk, das ihnen befohlen ist, in leiblichen und geistlichen Gütern zu regieren und schützen, vor solchen reissenden Wölfen beschirmen, die sich unter den Schafskleidern dargeben als Hirten und Regierer.

Darum last uns aufwachen, lieben Deutschen, und Gott mehr denn die Menschen fürchten, Apg. 5, 29, daß wir nicht theilhaftig werden aller armen Seelen, die so kläglich durch das schändliche teuflische Regiment der Römer verloren werden, und täglich mehr und mehr der Teufel zunimmt.

Dieweil denn solch teuflisch Regiment nicht allein eine öffentliche Räuberei, Trügerei und Tyrannei der höllischen Pforten ist, sondern auch die Christenheit an Leib und Seel verderbt, sind wir hie schuldig allen Fleis fürzuwenden, solch Jammer und Zerstörung der Christenheit zu wehren. Wollen wir wider die Türken streiten, so last uns hie anbeten, da sie am allerärgsten sind. Henken wir mit Recht die Diebe, und köpfen die Räuber; warum solten wir frei lassen den römischen Geiz, der der gröbste Dieb und Räuber ist, der auf Erden kommen ist oder kommen mag; und das alles in Christus und St. Peters h. Namen. Wer kan's doch zulezt leiden oder schweigen? Es ist je gestohlen und geraubt fast alles, was er hat, das ist je nicht anders; welches aus allen Historien bewährt wird.

Hörst du es, Papst, nicht der allerheiligste, sondern der allersündigste, daß Gott deinen Stuhl vom Himmel auf's schierste zustöre, und in Abgrund der Höllen senke! Wer hat dir Gewalt geben, dich zu erheben über deinen Gott, das zu brechen und lösen, das er geboten hat, und die Christen sonderlich deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt sind, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräther, Bösewicht, treulos seyn? Man sol Eid und Treu halten auch den Feinden: und du unterwindest dich, solches Gebot zu lösen, setzest in deinen ketzerischen, unchristlichen Decretalen, du habest sein

Macht, und leugt durch deinen Hals und Feder der böse Satan, als er noch nie gelogen hat, zwingst und dringst die Schrift nach deinem Muthwillen. Ach Christe, mein Herr, sieh herab, las herbrechen deinen jüngsten Tag, und zustöre des Teufels Nest zu Rom. Hie sizt der Mensch, davon Paulus gesagt hat 2. Thessal. 2, 3. 4: der sich sollte über dich erheben, und in deiner Kirche sizen, sich stellen als ein Gott: der Mensch der Sünden, und der Sohn der Verdamnis. Was ist päpstliche Gewalt anders, denn nur Sünde und Bosheit lehren und mehren, nur Seelen zur Verdamnis führen, unter deinem Namen und Schein?

Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott! man wird mir je nicht mehr denn das Leben können nehmen. Ich habe bisher vielmal Friede angeboten meinen Widersachern; aber, als ich sehe, Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun, und ihnen, weil sie unmüssig sind, zu reden, bellen, schreien und schreiben gnug geben. Wolan, ich weis noch ein Liedlein von Rom, und von ihnen. Jukt sie das Ohr, ich wil's ihnen auch singen, und die Noten auf's höchste stimmen. Verstehst mich wol, liebes Rom, was ich meine?

Auch hab' ich mein Schreiben vielmal auf Erkenntniß und Verhör erboten, das alles nicht geholfen. Wiewol auch ich weis, so meine Sache recht ist, daß sie auf Erden mus verdamt, und allein von Christo im Himmel gerechtfertigt werden. Denn das ist die ganze Schrift, daß der Christen und Christenheit Sache allein von Gott mus gerichtet werden, ist auch noch nie eine von Menschen auf Erden gerechtfertigt, sondern ist alzeit der Widerpart zu gros und stark gewesen. Es ist auch meine allergröste Sorge und Furcht, daß meine Sache möcht unverdammt bleiben, daran ich gewislich erkent, daß sie Gott noch nicht gefalle. Darum las

nur frisch einher gehen; es sey Papst, Bischöffe, Pfaf, Mönch oder Gelehrten; sie sind das rechte Volk, die da sollen die Wahrheit verfolgen, wie sie alzeit gethan haben.

Aufruhr hat keine Vernunft, und geht gemeiniglich mehr über die Unschuldigen, denn über die Schuldigen. Darum ist auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sache er immer haben mag, und folgt alzeit mehr Schadens denn Besserung daraus, damit erfült wird das Sprichwort: Aus Uebel wird ärgers. Derhalben ist die Obrigkeit und das Schwert eingesezt, zu strafen die Bösen und zu schüzen die Frommen, daß Aufruhr verhütet werde, wie S. Paulus sagt Röm. 13, 4, und 1. Petr. 2, 13. 14. Aber wenn Herr Omnes aufsteht, der vermag solch Unterscheiden der Bösen und Frommen weder treffen noch halten, schlägt in den Haufen, wie es trift, und kann nicht ohne gros greulich Unrecht zugehen.

Siehe nu, treibe und hilf treiben das h. Evangelium: Lehre, rede, schreib und predige, wie Menschengesetze nichts seyn: wehre und rathe, daß niemand Pfaf, Mönch, Nonne werde, und wer drinnen ist, heraus gehe: gib nicht mehr Geld zu Bullen, Kerzen, Glocken, Tafeln, Kirchen; sondern sage, daß ein christlich Leben stehe im Glauben und Liebe: und las uns das noch zwei Jahr treiben, so solst du wol sehen, wo Papst, Bischöffe, Cardinäl, Pfaf, Mönch, Nonne, Glocken, Thurm, Meß, Vigilien, Kutten, Kappen, Platten, Regel, Statuten, und das ganze Geschwürm und Gewürm päpstliches Regiments bleibe; wie der Rauch sol es verschwinden.

Zum ersten, bit ich, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen heisen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für niemand gekreuzigt. S. Paulus 1 Cor. 3, 4. 5 wollte nicht leiden, daß die Christen sich solten heißen paulisch oder petersch, sondern Christen. Wie käme denn ich armer, stinkender Madensak dazu, daß man die Kinder Christi solt mit meinem heillosen Namen nennen? Nicht also, lieben Freunde, last uns tilgen die parteiische Namen, und Christen heisen, des Lehre wir haben. Die Papisten haben billig einen parteiischen Namen, dieweil sie nicht begnügt an Christus Lehre und Namen, wollen auch päpstisch seyn, der ihr Meister ist. Ich bin und wil keines Meisters seyn. Ich habe mit der Gemeine die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist, Matth. 23, 8.

Summa summarum, predigen wil ich's, sagen wil ich's, schreiben wil ich's; aber zwingen, dringen mit der Gewalt wil ich niemand; denn der Glaube wil willig, ungenöthigt, und ohne Zwang angezogen werden. Nehmt ein Exempel von mir. Ich bin dem Ablas und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt. Ich hab allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben; sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan: das Wort hat es alles gehandelt und ausgericht. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein gros Blutvergiesen gebracht haben; ja ich wolte wol zu Worms ein Spiel angericht haben, daß der Kaiser nicht sicher wäre gewesen. Aber was

wäre es? Ein Narrenspiel wär es gewesen und ein Verderbnis an Leib und Seele. Ich habe nichts gemacht: ich habe das Wort lassen handeln. Was meint ihr wol, was der Teufel gedenkt: O wie solen nu die Narren so ein feines Spiel machen; aber dann so geschieht ihm Leid, wann wir allein das Wort treiben, und das allein wirken lassen. Das ist almächtig, das nimt gefangen die Herzen; und wenn die gefangen sind, so muß das Werk hin nach von ihm selbst zerfallen.

Wo nicht ein Fürst selbst klüger ist, denn seine Juristen, und nicht weiter versteht, denn in Rechtsbüchern liegt, der wird gewislich regieren nach dem Spruch Sprichw. 28, 16: Ein Fürst, dem es an Klugheit fehlt, der wird viel Unrecht unterdrücken. Denn wie gut und billig die Rechte sind, so haben sie doch alsamt einen Auszug, daß sie wider die Noth nicht treiben können. Darum mus ein Fürst das Recht ja so fast in seiner Hand haben, als das Schwert, und mit eigner Vernunft messen, wenn und wo das Recht der Strenge nach zu brauchen oder zu lindern sey, also daß alzeit über alles Recht regiere, und das oberste Recht und Meister alles Rechten bleibe, die Vernunft.

Das ist der gröste Schade an Herrenhöfen, wo ein Fürst sich gefangen giebt den grosen Haufen und Schmeichlern, und sein Zusehen läst anstehen. Sintemal es nicht einen Menschen betrift, wenn ein Fürst fehlt und narrt, sondern Land und Leute mus solches Narren tragen.

Darum soll ein Fürst also seinen Gewaltigen vertrauen und sie lassen schaffen, daß er dennoch den Zaum in der Hand behalte, und nicht sicher sey, noch schlafe.

So sprichst du denn: Wer wolte denn Fürst seyn? Mit dem würde der Fürstenstand der elendeste seyn auf Erden, da viel Mühe, Arbeit und Unlust innen ist. Wo wolten denn die fürstlichen Ergötzungen bleiben, mit tanzen, jagen, rennen, spielen, und was dergleichen weltlicher Freuden sind? Antwort ich: Wir lehren izt nicht, wie ein weltlicher Fürst leben sole, sondern wie ein weltlicher Fürst ein Christ seyn sole, daß er auch gen Himmel komme. Ich rede auch nicht darum, daß ich hoffe, weltliche Fürsten werden's annehmen; sondern ob irgend einer wäre, der auch irgend gern ein Christ wäre, und wissen wolte, wie er fahren sole. Denn ich bin es wol gewis, daß Gottes Wort sich nicht lenken noch beugen wird nach dem Fürsten, sondern die Fürsten müssen sich nach ihm lecken.

Wie sol denn ein Fürst thun, wenn er nicht so klug ist, und sich regieren lassen mus durch Juristen und Rechtsbücher? Antwort: Darum hab' ich gesagt, daß Fürstenstand ein gefährlicher Stand ist; und wo er nicht selbst so klug ist, daß er selbst beide sein Recht und Räthe regiert, da geht es nach dem Spruch Pred. 10, 16: Wehe dem Land, das ein Kind zum Fürsten hat.

Hüte dich nur vor denen am meisten, die sagen: Ei, Gn. Herr, vertraut mir E. Gn. nicht mehr denn so viel? Wer wil E. Gn. dienen 2c. Denn der ist gewislich nicht rein, und wil Herr im Lande seyn, und dich zum Maulaffen machen. Denn wo er ein rechtschafner Christ und from wäre, würd' er's gar gern haben, daß du ihm nicht vertrautest, und würde dich darum loben und lieben, daß du ihm so genau d'rauf sehest. Denn gleichwie er göttlich handelt; also wil und kann er leiden, daß sein Thun

vor dir und jederman am Tage liege; wie Christus spricht Joh. 3, 21: Wer Gutes thut, der kömt an's Licht ꝛc. Jener aber wil dir die Augen blenden und im Finstern handeln, wie Christus daselbst auch sagt V. 20: Wer übel thut, der scheut das Licht ꝛc.

Ein Fürst mus also die Bösen strafen, daß er nicht einen Löffel aufhebe, und zertrete eine Schüssel, und bringe um eins Schedels willen Land und Leute in Noth, und mache das Land vol Witwen und Waisen. Darum mus er nicht folgen den Räthen und Eisenfressern, die ihn hetzen und reizen Krieg anzufahen, und sagen: Ei, solten wir solche Worte und Unrecht leiden? Es ist gar ein schlechter Christ, der um eines Schlosses willen das Land in die Schanze schlägt.

Ein Fürst sol sich in vier Orte theilen. Auf's erste, zu Gott mit rechtem Vertrauen und herzlichem Gebet. Auf's andre, zu seinen Unterthanen, mit Liebe und christlichem Dienst. Auf's dritte, gegen seine Räthe und Gewaltigen, mit seiner Vernunft und unbefangenem Verstand. Auf's vierte, gegen die Uebelthäter, mit bescheidnem Ernst und Strenge. So geht sein Stand auswendig und inwendig recht, der Gott und den Leuten gefallen wird. Aber er mus sich viel Leids und Neids drüber erwegen, das Kreuz wird solchem Vornehmen gar bald auf dem Hals liegen.

Wo du der Liebe nach urtheilst, wirst du gar leicht alle Sachen scheiden und entrichten, ohn' alle Rechtsbücher. Wo du aber der Liebe und Natur Recht aus den Augen thust, wirst du es

nimmermehr so treffen, daß es Gott gefalle, wenn du auch alle Rechtsbücher und Juristen gefressen hättest; sondern sie werden dich nur irre machen, je mehr du ihnen nachdenkst. Ein recht gut Urtheil, das mus und kann nicht aus Büchern gesprochen werden, sondern aus freiem Sinn daher, als wäre kein Buch. Aber solch frei Urtheil gibt die Liebe und natürliche Recht, des alle Vernunft vol ist; aus den Büchern kommen gesponnene und wankende Urtheil.

Darum solte man geschriebene Rechte unter der Vernunft halten, daraus sie doch gequollen sind, als aus dem Rechtsbrunnen, und nicht den Brunnen an seine Flüslein binden, und die Vernunft mit Buchstaben gefangen führen.

So ist's auch eine unmenschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt, denn also: Wir wollen izt regieren, was geht uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen? Nicht über Menschen, sondern über Säue und Hunde sollten solche Leute regieren, die nicht mehr denn ihren Nuz und Ehre im Regiment suchen. Wenn man gleich den höchsten Fleiß fürwendet, daß man eitel feine gelehrte, geschickte Leute erzöge zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge gnug haben, daß es wol zuginge. Wie sol es denn zugehen, wenn man da gar nichts zuthut?

Nu ist hie nicht noth zu sagen, wie das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung und Stand ist, davon ich sonst viel gesagt habe, daß ich hoffe, es zweifle niemand dran; sondern ist zu handeln, wie man feine geschickte Leute darein kriege. Und hie bieten uns die Heiden einen großen Troz und Schmach an, die vorzeiten, sonderlich die Römer und Griechen, gar nichts gewust haben, ob solcher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solchem Ernst und Fleis

die jungen Knaben und Mägdlein lassen lehren und aufziehen, daß sie dazu geschikt wurden; daß ich mich unsrer Christen schämen mus, wenn ich dran gedenke, und sonderlich unsrer Deutschen, die wir so gar Stöcke und Thiere sind, und sagen dürfen: Ja, was sollen die Schulen, so man nicht sol geistlich werden? Die wir doch wissen, oder je wissen sollen, wie ein nöthiges und nüzliches Ding es ist, und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Rathsmann, oder was regieren sol, gelehrt und geschikt ist, denselben Stand christlich zu führen.

Wir sind leider lang gnug im Finsternis verfault und verdorben: wir sind alzulang gnug deutsche Bestien gewesen. Last uns auch einmal der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter, und andre Lande sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas nüzliches entweder von ihnen lernen, oder sie lehren könten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde.

— O wahrlich ein edler, großer, seliger Stand der eheliche Stand, so er recht gehalten wird. O wahrlich ein elender, erschrecklicher, fährlicher Stand der eheliche Stand, so er nicht recht gehalten wird.

— Es ist hoch vonnöthen einem jeglichen ehelichen Menschen, daß er seines Kindes Seele mehr, tiefer, fleißiger, ansehe, denn das Fleisch, das von ihm kommen ist, und sein Kind nicht anders achte, denn als einen köstlichen ewigen Schaz, der ihm von Gott befohlen sey zu bewahren, daß ihn der Teufel, die Welt und das Fleisch nicht stehlen. Denn es wird von ihm gefodert werden am Tod und jüngsten Tag mit gar scharfer Rechnung.

Es sind dreierlei Liebe: falsche, natürliche, eheliche. Falsche Liebe, die sucht das ihre, wie man Geld, Gut, Ehre und Weiber auser der Ehe liebt wider Gottes Gebot. Natürliche Liebe ist zwischen Vater und Kind, Brüder und Schwester, Freund und Schwäger u. dgl. Aber über die alle geht die eheliche Liebe, d. i. eine Brautliebe, die brent wie das Feuer, und sucht nicht mehr, denn das eheliche Gemahl, die spricht: Ich wil nicht das deine, ich wil weder Gold noch Silber, weder dis noch das, ich wil dich selbst haben, ich wil's ganz oder nichts haben. Alle andre Liebe suchen etwas anders, denn den sie liebt, diese allein wil den Geliebten eigen selbst ganz haben. —

Hader, Gezänk, Richter, Notarien, Officialen, Juristen und solch edlen Gesinds sind so viel, als der Fliegen im Sommer. Und in der Christenheit itzund das gröste, gemeinste Werk ist, rechten und fechten, d. i. dem heiligen friedlichen Leben und Lehren Christi widerstreben.

— Also ordnet es Gott, daß wer nicht ein wenig wil lassen fahren um seines Gebots willen, der mus viel oder gar verlieren, und ist billig, daß er den Richtern, Procuratorn, Schreibern geb ohn allen Dank 20, 30 oder 40 Gülden, der seinem Nächsten nicht nachlies um Gottes willen und ewiges Verdienst 10 oder 6 Gulden.

Wenn erfolgen so leicht wäre als verfolgen, wäre Christus längst wieder vom Himmel geworfen, und Gottes Stuhl selbst umgekehrt.

— Ein gut Werk, der weltlichen Oberkeit gehorsam seyn. In der Gewalt derselben ist aber mancherlei Misbrauch. Zum ersten, wo sie den Schmeichlern folgt, welches eine gemeine und sonderliche schädliche Plage ist dieser Gewalt, welcher sich niemand kan gnugsam wehren und vorsehen; da wird sie mit der Nasen geführt, und geht über's arme Volk, wird ein Regiment, wie ein Heide sagt, daß die Spinwebe fahen wol die kleinen Fliegen, aber die Mühlsteine fahren durchhin; also die Gesetze, Ordnung und Regiment derselben Herrschaft halten die Geringen, die Grosen sind frei; und wo der Herr nicht selbst so vernünftig ist, daß er seiner Leute Rath nicht bedarf, oder je so viel gilt, daß die sich vor ihm fürchten, da wird und mus (es wolte denn Gott ein sonder Zeichen thun,) ein kindisch Regiment seyn.

Vier Plagen hat Gott in der Schrift genent, Ezech. 14, 13. rc. Die erste, geringste, die auch David erwähnt, ist die Pestilenz, die ander ist die theure Zeit, die dritte ist der Krieg, die vierte ist allerlei böse Bestien, als Löwen, Wölfe, Schlangen, Drachen; das sind böse Regenten. Denn wo die sind, hat das Land Verderbung, nicht allein an Leib und Gut, wie in den andern, sondern auch an der Ehre, Zucht, Tugend und der Seelen Seligkeit. Denn Pestilenz und theure Zeit macht fromme und rechte Leute; aber Krieg und böse Herrschaft macht zunicht alles, was zeitlich und ewig Gut betrift.

Es mus ein Herr auch fast klug seyn, daß er nicht alzeit mit dem Kopf hindurch zu brechen vornehme, ob er gleich köstliche gute Recht und die allerbeste Sache habe. Denn es ist viel edler Tugend, Schaden dulden am Recht, denn am Gut oder Leib, wo das den Unterthanen nüzlich ist; sintemal weltliche Rechte nur an zeitlichen Gütern hangen.

Ich sag erstlich: Niemand sol so närrisch seyn, daß er glaub, es sey des Papsts und aller seiner Schmeichler ernste Meinung, seine gewaltige Oberkeit sey aus göttlicher Ordnung. Das merke dabei: Alles, was göttliche Ordnung ist, des wird zu Rom nicht das kleinste Buchstäblein gehalten, ja, es wird verspottet wie eine Thorheit, so sein jemand gedenkt; wie das am hellen Tag ist. Des wird alles zu Rom gelacht, und wer darum trauret, der ist ein bon christian, d. i. ein Nar.

— Ein Streich eines Dreschers in der Scheuren gilt als viel vor Gott, als ein Psalter von einem Karthäuser gesungen.

— Daß du und Eck, Papst rc. sich an meiner Lehre ärgert, des sey Gott gelobt und gebenedeit. Ich hab aber noch nicht anders erfahren, durch vieler frommer Leute Schrift und Gezeugniß, denn daß meine Lehre den einfältigen, betrübten, gefangenen Gewissen tröstlich, nüzlich und besserlich sey, und mir Unwürdigen so herzlich gedankt und Gott gelobt, daß sie die Zeit erlebt haben, solche Worte zu hören. — Wenn ich wüste, daß meine Lehre einem einfältigen Menschen schädlich wäre, wolt ich ehe zehn Tode leiden, denn solche Lehre geben oder unwiderruft lassen. Es müste ein Bösewicht seyn, auch ärger denn Emser selbst, dem nicht herzlich wäre des armen Volks Aergerung.

— Wenn zu einem Concilio nicht mehr gehört, denn eine Versammlung vieler, die Kardinalhüte, Bischofinfuln und Baret tragen, so möcht man auch die hölzern Heiligen aus den Kirchen versamlen, ihnen Kardinalhüte, Bischofinfuln und Baret aufsezen

und sagen: es sey ein Concilium. So wäre hinfort keines h. Geistes noch Evangelium noth in Conciliis, könt auch ein jeglicher Maler und Bildner wol ein Concilium machen.

— Wir sollen in allen Dingen des besten hoffen und bitten aber nicht destoweniger fürchten und sorgen des ärgsten.

— Das grose Gut, die grose Ehre, die grose Gewalt, die grose Gunst, dazu die Schmeichler, der kein Herr mag ohne seyn, sind gleich um eines Fürsten Herz gelegt, und stürmen dasselbe zur Hofart, zu Gottesvergessen, zu Unacht des Volks und gemeinen Nutzes, zu Wollust, zu Frevel, zu Vermessenheit, zu Müssiggang, und kürzlich zu allem Unrecht und Untugend, daß freilich kein Schlos noch Stadt so hart mag belagert und gestürmt werden. Wer sich denn nicht hinter solche Exempel (des Königs David ꝛc.) legt, und ihm die Furcht Gottes zu einem guten Schutt und Wallen macht, wie mag er bleiben? Denn wo ein Herr und Oberkeit nicht sein Volk lieb hat, und das läst seine Sorg allein seyn, wie nicht selbst er gute Tage habe, sondern wie sein Volk durch ihn Besserung empfahe; so ist's schon aus mit ihm, und führt seiner Oberkeit Stand nur zu seiner Seele Verderben.

— Es ist die Natur der Lügen, daß sie mit Sorgen und Aengsten sich befestigt, denn sie steht auf ihr selbst. Aber die Wahrheit ist sicher, läst Gott walten, denn sie steht auf Gott.

Es ist verdrieslich vor Gott und den Menschen, daß wir unser christlich Wesen an dem äuserlichen Ding anfangen, und lassen

das rechte innerliche anstehen. Wir wollen uns evangelisch beweisen, daß wir beider Gestalt das Sakrament nehmen und angreifen, Bild umreissen, Fleisch fressen, nicht fasten, nicht beten u. dgl. Aber den Glauben und die Liebe wil niemand fassen, die doch allein noth sind.

— Wenn in einer jeglichen Stadt fünf Knaben und fünf Mägdlein wären, die 20 Jahr alt ganz rein wären, dürft ich sagen, die Christenheit stünde bas, denn zu der Apostel und Märtyrer Zeiten.

Blinde, elende Leute haben gemeint, die Keuschheit von auswendig in die Menschen zu bringen, so es doch eine Gabe vom Himmel herab, von inwendig herausquellen mus. Denn wiewol es wahr ist, daß es fast reizt und anzündet, wo Mannsbild und Weiberbild unter einander sind, ist der Sachen doch damit nicht geholfen, daß sie von einander sind; denn was hilft mich's, ob ich kein Weib sehe, höre oder greife, und doch mein Herz vol Weiber stekt? Man mus das Herz zur Keuschheit haben, sonst ist solch Wesen ärger denn Höll und Fegfeuer.

— Ein Vogel singt und ist fröhlich in dem, das er kan, und murt nicht, daß er nicht reden kan. Ein Hund springt frölich, und ist zufrieden, ob er nicht vernünftig ist. Alle Thier lassen ihn begnügen, und dienen Gott mit Lieb und Lob, ohne das schalkhaftig eigennützige Auge des Menschen, das ist unsättig, und schikt sich doch nicht recht, daß es möcht vol werden, um seines Undanks und Hochmuths willen, daß es wil obenan sitzen, und der beste seyn wil nicht Gott ehren, sondern von ihm ge-

ehrt seyn. Also lesen wir, daß zu den Zeiten des kostnitzer Concilii zween Kardinäle im Feld reitend sahen einen Hirten stehen und weinen, und der eine Kardinal, ein gütig Mann, wolt nicht fürüber reiten, sondern den Mann trösten, und reit zu ihm, fragt ihn, was ihm wäre: da der Hirt sehr weint, und lang nicht sagen wolt, daß der Kardinal sich bekümmert. Zuletzt hebt er an und zeigt auf eine Kröten und sprach: Das weine ich, daß mich Gott so eine feine Kreatur geschaffen, nicht so ungestalt wie den Wurm, und ich das nie erkent, noch ihm Dank und Lob gesagt. Der Kardinal schlug in sich und entsetzt sich für dem Wort, daß er vom Gaul fiel, und man must ihn hinein tragen und schrie: O S. Augustin, wie wahr hast du gesagt: die ungelehrten stehen auf, und nehmen den Himmel vor uns hin.

Wie demüthiglich grif ich den Papst zuerst an, wie flehte ich, wie suchte ich, als meine ersten Schriften ausweisen. Dennoch hab ich in solchem armen Geiste das gethan, das dieser Weltfressergeist noch nicht versucht, sondern bisher gar ritterlich und mänlich gescheut und geflohen hat, und sich auch solchs Scheuens gar ehrlich rühmt, als einer ritterlichen und hohen Geistes That. Denn ich bin zu Leipzig gestanden zu disputiren vor der allergefährlichsten Gemeine. Ich bin zu Augsburg ohne Geleit vor meinen höchsten Feinden erschienen. Ich bin zu Worms vor dem Kaiser und ganzen Reich gestanden, ob ich wol zuvor wuste, daß mir das Geleit gebrochen war, und wilde, seltsame Tücke und List auf mich gerichtet waren. Wie schwach und arm ich da war, so stund doch mein Herz der Zeit also: wenn ich gewust hätte, daß so viel Teufel auf mich gezielt hätten, als Ziegel auf den Dächern waren zu Worms, wär ich dennoch eingeritten.

— Monopolia sind eigennüzige Käufe, die in Landen und Städten gar nicht zu leiden sind, und Fürsten solten solches wehren und strafen, wenn sie ihr Amt wolten volführen. Denn solche Kaufleute thun gerad, als wären die Güter Gottes allein für sie geschaffen und gegeben, und als möchten sie dieselben den andern nehmen und sezen nach ihrem Muthwillen.

Es ist wol mehrmal geschehen, ja, es geschieht gemeiniglich, daß Gott durch einen einzelnen Mann im ganzen Land und Königreich Glük und Heil gibt: gleichwie er auch wiederum durch einen Buben zu Hofe ein ganz Land in allen Unrath und Jammer bringt, wie Salomo spricht: Ein einzeler Bub thut grosen Schaden. Pred. 9, 18.

Cölibatus, d. i. der ehelose Stand oder verbotne Ehe (wie ihr wist) ist auch eurer päpstlichen Neuigkeit eine, wider das ewige Gottes Wort, und wider den alten seligen Brauch der Christenheit, auch wider die Kreatur und Schöpfung Gottes selbst; damit ist erfült die Weissagung Danielis 12, 37: Er wird keines Gottes noch Frauenliebe achten.

Verschiedenes.

Eine neue Fabel Aesopi, neulich verdeutscht gefunden, vom Löwen und Esel.

Der alte Löwe ward krank, und foderte alle Thiere zu sich, seinen lezten Reichstag zu halten, und seinen Erben, den jungen Löwen, an seine Stat zum Könige zu setzen. Die Thiere kamen gehorsamlich, nahmen des alten Löwen lezten Willen an. Als aber der alte Löwe starb, und herlich bestätigt ward, wie sich's einem Könige gebührt, thäten sich etliche untreue, falsche Räthe des alten Königs hervor, welchen doch der alte König viel Guts gethan, und zu großen Ehren geholfen hatte, die suchten nu ein freies Leben zu haben, und nach ihrem Gefallen im Reich zu regieren, und wolten keinen Löwen mehr zum Könige haben, und sprachen auch: **Nolumus hunc regnare super nos**; zeigten an, wie ein grausam Regiment die Löwen bisher geführt hätten, wie sie die unschuldigen Thiere zerrissen und fräsen, daß niemand sicher vor ihnen seyn könte; wie es denn zu geschehen pflegt, daß man alles Guten schweigt, und allein das Aergste redet von den Oberherren.

Es ward aus solcher Rede ein gros Gemnrmel unter allen Ständen des Reichs; etliche wolten den jungen Löwen behalten, aber der mehrere Theil wolten einen andern auch versuchen. Zulezt foderte man sie zusammen, daß man nach der meisten Vollwort wählen solte, und die Sache stillen. Da hatten die falschen

untreuen Räthe den Fuchs zum Redner gemacht, der das Wort thun solte vor des Reichs Ständen, und seine Instruktion und Unterricht gegeben, wie er solte den Esel fürschlagen. Es war zum ersten zwar dem Fuchs selbst lächerlich, daß ein Esel solte König seyn; aber da er hörte ihr Bedenken, wie frei sie könten unter dem Esel leben, und möchten ihn regieren, wie sie wolten, lies ihm der Schalk solches gefallen, und half treulich dazu, faste die Sache, wie er sie wolte hübsch vorbringen.

Und trat auf vor des Reichs Ständen, rüsperte sich, und hies stilschweigen, fing an zu reden von des Reichs Noth und schweren Sachen, trieb aber die ganze Rede dahin, daß der Könige Schuld gewest wäre, und machte das Löwengeschlecht so zu nicht, daß der Hauf ganz abfiel. Da aber ein groser Zweifel ward, welches Thier zu wählen seyn solte, hies er abermal schweigen und hören, und gab des Esels Geschlecht für, und brachte wol eine Stunde zu über dem Eselloben, wie der Esel nicht stolz noch tyrannisch wäre, thäte viel Arbeit, wäre geduldig und demüthig, ließ ein ander Thier auch etwas seyn, und stünde nicht viel zu halten, wäre auch nicht grausam, fräse die Thiere nicht, lies ihm an geringer Ehre und Zinse begnügen. Als nu der Fuchs merkte, daß solches den Pöbel kützelte und wolgefiel, da that er den rechten Zusaz, und sprach: Ueberdas, liebe Herren, haben wir zu bedenken, daß er vielleicht auch von Gott dazu verordnet und geschaffen sey, das könte man wol daran merken, daß er ein Kreuz ewiglich auf dem Rücken trägt.

Da der Fuchs des Kreuzes gedachte, entsazten sich davor alle Stände des Reichs, fielen zu mit grosem Schall: Nu haben wir den rechten König funden, welcher kan beide weltlich und geistlich Regiment verwesen. Da preiste ein jeglicher etwas am Esel; einer sprach: Er hätte feine lange Ohren, die wären gut zum Beichtehören; der andre sagte: Er hätte auch eine gute Stimme, die wol taugte in die Kirchen zu predigen und zu singen. Da

war nichts am ganzen Esel, das nicht königlicher und päpstlicher Ehren werth wäre. Aber vor andern Tugenden leuchte das Kreuz auf dem Rücken. Also ward der Esel zum Könige unter den Thieren erwählt.

Der arme junge Löwe ging elend und betrübt, als ein verstosener Waise aus seinem erblichen Reich, bis daß sich etliche alte, treue, fromme Räthe (denen solcher Handel leid war) sein erbarmten, und besprachen sich, wie es eine lästerliche Untugend wäre, daß man den jungen König so schändlich solte lassen verstosen seyn, sein Vater hätte solches nicht um sie verdient. Es müste auch nicht gehen im Reich, wie der Fuchs und seine Gesellen wolten, die ihren Muthwillen, und nicht des Reichs Ehre suchten. Sie ermahnten sich, und baten die Reichsstände zusammen, sie hätten etwas nöthiges vorzubringen. Da trat der älteste auf, das war ein alter Hund, ein treuer Rath des alten Löwens, und erzählte mit schöner Rede, wie solche Wahl des Esels wäre zu jäch und und übereilt, und dem Löwen groses Unrecht geschehen, es müste nicht alles Gold seyn, was da gleist.

Der Esel, ob er schon das Kreuz auf dem Rücken trüge, könte wol ein Schein, und nichts dahinter seyn, wie alle Welt durchs Gleisen und guten Schein betrogen wird. Der Löwe hätte seiner Tugend viel mit der That bewiesen, der Esel aber hätte keine That niemals gethan, darum solten sie wol zusehen, daß sie nicht einen König erwählten, der nicht mehr denn ein geschnitzt Bild wäre, welches auch wohl ein Kreuz tragen könte. Und wo ein Krieg sich erhübe, wüsten sie nicht, was sie das eitle Kreuz helfen könte, wo nicht mehr dahinter wäre.

Solche ernste, tapfre Rede des Hundes bewegte Er (Herr) **Omnes.** Dem Fuchs und den untreuen Räthen ward bang, gaben für, was im Reich beschlossen wär, solte bleiben; aber es bewegte gleichwol den Haufen, daß der Esel nie nichts mit der That bewiesen hätte, und möchte das Kreuz sie wol betrogen ha-

den; und konten doch mit der Wahl nicht zurük. Endlich, da der Hund auf die That und auf den Schein des Kreuzes so hart drang, ward durch seinen Vorschlag bewilligt, daß der Esel solte mit dem Löwen um das Reich kämpfen, welcher gewönne, der solte König seyn, sie köntens izt nicht anders machen, weil die Wahl im Reich geschehen wäre. Da krigte der junge Löwe wieder ein Herz, und alle fromme Unterthanen grose Hofnung. Aber der Fuchs hing den Schwanz mit seinen Gesellen, versahen sich nicht viel ritterliches zu ihrem neuen Könige, es wolte denn F — gelten, oder Distelfressens. Der Kampftag ward bestimmt, und kamen alle Thiere auf den Plaz: der Fuchs hielt fest bei dem Esel, der Hund bei dem Löwen.

Den Kampf lies der Esel den Löwen wählen. Der Löwe sprach: Wolan, es gilt, wer über diesen Bach springt, daß er keinen Fus nas macht, der sol gewonnen haben. Es war aber ein groser Bach. Der Löwe holte aus, sprang überhin, wie ein Vogel überhin flöge. Der Esel und Fuchs dachten: Wolan, wir sind zwar auch nicht Könige gewest: wagen gewint, wagen verliert; er muste springen, und sprang platsch mitten in den Bach, wie ein Bloch hineinfiel. Da sprang der Löwe herum am Ufer, und sprach: Ich meine ja, der Fus sey naß. Aber nu sieh doch, was Glük und List vermag. Dem Esel hatte sich ein klein Fischlein im Ohre unter dem Wasser verwirt und verfangen; als nu der Esel aus dem Bach kroch, und die Thiere sich des Sprungs wol zerlacht hatten, sieht der Fuchs, daß der Esel den Fisch aus dem Ohre schüttelt, und hebt an und spricht: Nu schweigt und hört.

Wo sind sie nu, die das Kreuz verachten, daß es keine That könne beweisen? Mein Herr König Esel spricht: Er hätte auch wol wollen über den Bach springen, aber das wäre ihm eine schlechte Kunst gewest, seines Kreuzes Tugend zu beweisen, so es der Löwe und andre Thiere wol ohne Kreuz thun; sondern er sahe

im Sprunge ein Fischlein im Bach, da sprang er nach, und daß seines Kreuzes Wunder desto gröser wäre, wolt er's nicht mit dem Maul oder Pfoten, sondern mit den Ohren fahen: solches last den Löwen auch thun, und sey danach König. Aber ich halt, er solte mit Maul und allen vier Klauen nicht einen Fisch fahen, wenn er gleich danach ginge, geschweig denn wenn er sprünge. Der Fuchs macht mit solchem Geschwäz abermal ein Getümmel, und das Kreuz wolte schlecht gewinnen. Den Hund verdros das Glük übel, aber vielmehr, daß der falsche Fuchs mit seinem Fuchsschwänzen den Haufen also narte, fing an zu bellen, es wäre schlumps also gerathen, und kein Wunder.

Damit aber nicht ein Aufruhr würde, durch das Gebeise des Fuchses und Hundes, ward's für gut angesehen, daß der Löwe und Esel allein an einen Ort gingen, und daselbst kämpften.

Sie zogen hin zu einem Holz, in's Reichs Geleit und Friede. Es gilt, sprach der Löwe, welcher das behendste Thier fäht. Und er lief zum Holz hinein und jagte, bis er einen Hasen fäht. Der faule Esel dachte, es wil mich das Reich zuviel Mühe kosten, solte wol keinen Frieden haben mit der Weise, legt sich auf den Plaz nieder in der Sonnen und lechzet mit der Zungen heraus für groser Hitze: so komt ein Rabe, und meint, es sey ein Aas, sezt sich auf seine Lippen und wil essen, da schnapt der Esel zu, und fäht den Raben. Da nu der Löwe komt fröhlich gelaufen mit seinem Hasen, findet er den Raben in's Esels Maul, und erschrikt: kurz, er war verloren, und begint ihm nu selbst zu grauen für dem Kreuz des Esels, doch verlies er das Reich nicht gern und sprach: Lieber Esel, es gilt noch eins um guter Gesellen willen, aller guten Dinge sollen drei seyn; der Esel thät's wohl die Hälfte aus Furcht, weil er allein mit ihm war, und nahm es an.

Der Löwe sprach: Jenseit dem Berge liegt eine Mühle, wer am ersten dahin komt, sol gewonnen haben; wilst du unten hin, oder über den Berg laufen? Der Esel sprach: Lauf du über den

Berg. Der Löwe, als im lezten Kampf, lief, was er aus Leibeskräften laufen konte. Der Esel blieb stilstehen und dachte: ich werde doch zum Spott, und mache mir nur müde Beine, so ich laufe; so merke ich wol, der Löwe gönt mir die Ehre nicht, so wil ich auch nicht umsonst arbeiten. Als der Löwe über den Berg komt, so sieht er einen Esel vor der Mühle stehen. Ei, spricht er, hat dich der Teufel bereits hergeführt? Wolan, noch einmal zurück an unsern Ort; da er aber wieder hinüber komt, sieht er den Esel aber da stehen, und muste dem Esel gewonnen geben, und bekennen, daß mit dem Kreuz nicht zu scherzen ist. Also blieb der Esel König, und regierte sein Geschlecht bis auf diesen Tag gewaltiglich in der Welt unter den Thieren.

Beschreibung des Hoflebens oder Hofverse.

Intus quis? Tu quis? Aperi. Quid quaeris? Ut intrem.
Fers aliquid? Non. Esto foras. Fero quid. Satis, intra.

Cantio de aulis.

Im Ton: Ein leppisch Mann. D. M. L.

1. Wer sich nimt an,
Und's Rädlein kan
Hübsch auf der Ban
Lan umher gan,
Und schmeicheln schon,
Find jederman
Ein Fehl und Wan,
Ist izt im Korb der beste Han; od.
Der geht zu Hof izt oben an; od.
Der ist zu Hof am besten dran.

2. Denn wer gedächt
Zu leben schlecht,
Ganz from und gerecht,
Die Wahrheit brächt,
Der wird durchächt
Und gar geschwächt,
Gehöhnt und geschmächt,
Und bleibt alzeit der andern Knecht.

3. Beim Schmeichelstab,
Gewinnt mancher Knab,
Gros Gut und Hab,
Geld, Gunst und Gab,
Preis, Ehr und Lob,
Stöst andre rab,
Daß er hoch trab,
So geht die Welt izt auf und ab.

4. Wer solchs nicht kan,
Zu Hofe than,
Thu sich davon,
Ihm wird zu Lohn,
Nur Spot und Hohn,
Denn Heuchelman,
Und Spötter Zahn,
Ist izt zu Hof am besten dran.

Ein Löwe, Fuchs und Esel jagten mit einander und fingen einen Hirsch, da hies der Löwe den Esel das Wildpret theilen. Der Esel macht drei Theile; da ward der Löwe zornig und ris dem Esel die Haut über den Kopf, daß er blutrüstig da stund, und hies den Fuchs das Wildpret theilen: der Fuchs sties die drei Theile zusammen, und gab sie dem Löwen gar. Des lacht der Löwe und sprach: Wer hat dich so lehren theilen? Der Fuchs zeigt auf den Esel und sprach: Der Doktor da im rothen Baret.

Diese Fabel lehret zwei Stücke. Das erste, Herren wolen Vortheil haben, und man sol mit Herren nicht Kirschen essen, sie werfen einen mit den Stielen; das ander, felix quem faciunt aliena pericula cautum. Der ist ein weiser Mann, der sich an eines andern Unfal bessern kan.

Wiewol es fein ist, wo ein Kaiser, Fürst, Herr, selbst von Natur so weise und klug ist, daß er das Recht auswendig treffen kan, wie Herzog Friedrich zu Sachsen, und Er Fabian von Feilitz (die ich erfahren habe), konten (die Lebendigen wil ich nicht nennen); aber weil solche Vögel seltsam sind, und dazu das Exempel jährlich, auch, um der andern willen, die solches von Natur nicht vermögen, ist's besser in stetigem Regieren das gemeine Buchrecht halten, so hat es desto mehr Aufsehen und Glimpf, und darf keines Wunders noch Sonders.

So sind nu die Juristen und Gelehrten in diesem weltlichen Reich die Personen, so solch Recht und dadurch das weltliche Reich erhalten, und gleichwie ein frommer Theologus und rechtschafner Prediger in Christus Reich, Gottes Engel, ein Heiland, Prophet, Priester, Hausknecht und Lehrer heist; also möchte man einen frommen Juristen und einen treuen Gelehrten im weltlichen Reich des Kaisers, wol Prophet, Priester, Engel und Heiland heisen. Wiederum, wie ein Ketzer oder falscher Prediger im Reich Christi ein Teufel, Dieb, Mörder, Lästrer ist; also ist ein falscher, untreuer Juriste in's Kaisers Hause oder Reich ein Dieb und Schalk, ein Verräther, Bösewicht und des ganzen Reichs Teufel.

Wenn ich aber von den Juristen sage, mein' ich nicht allein die Doctores, sondern das ganze Handwerk, als Kanzler, Schreiber, Richter, Fürsprecher, Notarius und was zum Rechte des Regiments gehört; auch die grosen Hansen, so man die Räthe zu Hofe nent. Denn sie üben auch das Werk der Rechten, oder Amt der Juristen. Und wie das Wort Räthe nicht weit vom Wort Verräther ist, so sind derselbigen auch viel nicht weit von

der That; rathen zuweilen ihren Herren mit solchen Treuen, daß sie kein Verräther so wol verrathen könte.

Sieh dich um an aller Könige und Fürsten Höfen, und in Städten und Pfarren; was gilt's, ob nicht dieser Psalm (113) mit vielen starken Exempeln drin regiert? Da wirst du finden Juristen, Doctores, Räthe, Schreiber, Prediger, die gemeiniglich arm gewest, und ja gewislich alzumal Schüler gewest sind, und sich durch die Feder so empor geschwungen und aufgeflogen, daß sie Herren sind. Gott wil's nicht haben, daß geborne Könige, Fürsten, Herren und Adel sollen alle regieren und Herren seyn, er wil auch seine Betler dabei haben; sie dächten sonst, die edle Geburt machte allein Herren und Regenten, und nicht Gott allein.

Wenn ich vom Predigtamt oder andern Sachen ablassen könt oder müste, so wolt ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer seyn. Denn ich weis, daß dis Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, gröste und beste ist, und weis dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer, alte Hunde bändig, und alte Schälke from zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umsonst arbeiten mus; aber die jungen Bäumlein kan man besser biegen und ziehen, ob gleich auch etliche drüber zerbrechen. Lieber, las es der höchsten Tugend eine seyn auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier niemand thut an seinen eignen.

Ich hab' mich dessen geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möcht. Und ist uns wol oft begegnet, daß

wir 14 Tage, 3, 4 Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philips, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum 3 Zeilen konten fertigen. Lieber, nu es verdeutscht und bereit ist, kan's ein jeder lesen und meistern, läuft einer izt mit den Augen durch 3 oder 4 Blätter, und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er izt überhin geht, wie über ein gehöfelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könt so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da wil niemand an.

So bös sollen sie es nicht machen, ich wil's noch ärger mit ihnen machen und vornehmen. Und so harte Trozköpfe sollen sie nicht haben, ich wil noch einen weit härtern und stärkern Kopf haben. Wenn sie gleich nicht allein diesen mächtigen römischen Kaiser Carolum, sondern auch den türkischen Kaiser samt seinem Mahomet, um sich, neben sich und bei sich hätten; sie sollen mich doch nicht verzagt noch erschrocken machen, sondern ich wil sie, in der Kraft Gottes, verzagt und erschrocken machen. Sie sollen mir hinfort weichen; ich wil ihnen nicht das geringste weichen. Ich wil fest stehen bleiben, sie sollen unter und zugrunde gehen; sie haben's allzu böslich verderbt, und allzu sehr versehen. Denn mein Leben sol ihr Henker seyn, mein Tod sol ihr Teufel seyn; des und kein anders. Das sollen sie erfahren, und las sie nur izt des getrost lachen.

— Es ist alles, was ich thue, tausendmal zu wenig.

O ihr unseligen alle, die ihr auf Papsts Seiten seyd gewesen zu Augspurg! Es werden sich euer schämen müssen ewiglich alle eure Nachkommen, und nicht frölich hören euch nennen, daß sie solche unselige Vorfahren gehabt haben. Wenn wir das Licht gescheut, und nicht hätten wollen antworten, soltet ihr die gewesen seyn, die uns dazu gedrungen hätten. Nu kommen wir, und wollen nicht allein gern antworten; sondern bitten, rufen, schreien, daß wir antworten mögen; verzehren darüber gros Gut, versäumen vielmehr, und leiden alle Schmach, Spot, Hohn und Gefahr, und ihr habt uns das alles schändlich und böslich gewegert. Also auch, wenn wir eure Fledermaus oder Nachteule, nemlich eure Widerrede, nicht hätten begehrt noch haben wollen, soltet ihr die gewesen seyn, die uns dieselbige ohn unsern Willen hätten überreicht und ausgelassen. Nu bitten wir darum, klagen und fodern mit allem Anhalten, und ihr versagt eure Widerrede, und schlagt uns ab unsre Antwort.

O des schändlichen Reichstags, desgleichen nie gehalten und nie gehört ist, und nimmermehr gehalten und nimmermehr gehört werden sol, solcher schändlichen Handlung halben, der allen Fürsten und dem ganzen Reich ein ewiger Schandflek seyn mus, und alle uns Deutsche vor Gott und aller Welt schamroth machen! Was wil hiezu der Türk sagen und sein ganzes Reich, wenn sie solche unerhörte Handlung von unserm Reich hören werden? Was werden die Tartaren und Moscowiten dazu sagen? Es solt billig einen jeglichen Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren wäre, und ein Deutscher heisen sol! —

Der grose Alexander kam einmal in eine Predigt, da hörte er einen Philosophum sagen, wie daß viel Welt wären; da erseufzte er in seinem Herzen und sprach: Ach Gott, sind noch mehr Welt, und ich hab noch kaum eine unter mich bracht, wie wil ich die andern krigen? Er hatte ein weit Herz, wolt noch mehr Welt darein fassen, und kont doch nicht recht brauchen des, das er hatte. Wie wir alle thun: wir wenden unser Herz von dem, das wir haben, auf ein andres, das wir nicht haben; also haben wir auch nicht, das wir besitzen.

— Schlies und rechne es bei dir selber aus, welches du unter zweien lieber wollest haben: ein Haus vol Gold, grose Baarschaft und dazu ein unruhig Geizherz, das da nicht könt gebrauchen seiner Baarschaft, sondern strebt immer nach mehr Gütern, samlet und schart zu Hause, und könt nicht frölich seyn: oder wollest du lieber gar nichts in der Baarschaft haben, und dabei ein frölich geruhig Herz, das sich auf Gott verläst, wäre gewis, daß Gott sein wäre, und würde ihm gnug geben?

Man liest von einer Witwe, die stund und betete für ihren Tyrannen aufs allerandächtigste, daß ihn Gott wolt ja lang lassen leben. Der Tyran hört's und verwundert sich, weil er wol wuste, daß er ihr viel Leids gethan hatte, und solch Gebet seltsam war. Er fragte sie, warum sie so für ihn betete? Antwortete sie: ich hatte 10 Kühe, da dein Grosvater lebte, der nahm mir 2; da betete ich wider ihn, daß er stürbe, und dein Vater Herr würde. Da das geschah, nahm mir dein Vater 3 Kühe. Abermal betete ich, daß du Herr würdest, und er stürbe. Nu hast du mir 4 Kühe genommen, darum bit ich nun für dich, denn ich sorg, wer nach dir komt, nimt mir die lezte

Kuh auch mit allem, das ich habe. Also haben die Gelehrten auch ein Gleichnis von einem Betler, der vol Wunden war, und sasen viel Fliegen drin, die ihn sogen und stachen. Da kam ein barmherziger Mensch, wolt ihm helfen, und jagte die Fliegen alle von ihm; er schrie aber und sprach: ach, was machst du da? Die Fliegen waren schier vol und sat, daß sie mir nicht mehr so angst thäten, nu kommen die hungrigen Fliegen an ihre Stat, und werden mich viel übler plagen.

Wir sind nur Gottes Larven, unter welcher er sich verbirgt, und alles in allen wirkt.

Gott ist allein, von dem man alles Guts empfäht, und alles Unglüks los wird, daher auch, acht ich, wir Deutschen Gott eben mit dem Namen von Alters her nennen, (feiner und artiger denn keine andere Sprache) nach dem Wörtlein Gut, als der ein ewiger Quelbrun ist, der sich mit eitel Güte übergeust, und von dem alles, was gut ist und heist, ausfleust. Denn ob uns gleich sonst viel gutes von Menschen widerfährt, so heist es doch alles von Gott empfangen.

Es ist Mammon der allermächtigste Gott über alle Götter sagt Paulus und Daniel; darum ist's nicht Wunder, daß er sich auch erhebt über unsern Gott, und macht aus der h. Schrift, was er wil. Denn das soltest du sehen, wenn Mammon mein Gott wäre, ich wolt alle Sophisten und Ketzer auf einen Tag bekehren, und nicht allein das Fegfeuer, sondern das ganze Papstthum aufheben, eh ein Mond verginge. Darum mangelt meiner Lehre nichts denn die Gottheit des grosen Gottes Mammon;

wenn ich die hätte, so wär es keine Ketzerei, noch Irrthum, sondern die liebe reine Wahrheit. Nu aber ist sie irrig und ketzerisch. Warum? Darum, daß sie arm ist. Armuth ist mein Irthum und Ketzerei. Das sey davon gnug: ich wil bei meinem armen Gott bleiben.

Ich wil in Gottes Namen und Beruf auf dem Löwen und Ottern gehen, und den jungen Löwen und Drachen mit Füsen treten. S. Joh. Huß hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängniß im Böhmerland schreibt: Sie werden izt eine Gans braten (denn Huß heißt eine Gans); aber über hundert Jahr werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden. Da sol's auch bei bleiben, ob Gott wil.

Ps. 82, 2—4. Diese drei Verse, ja den ganzen Psalm solt ein jeglicher Fürst in seine Kammer, an das Bette, über Tisch, und auch an seine Kleider malen lassen. Denn hierin finden sie, wie hohe, fürstliche, adlige Tugend ihr Stand thun kan, Recht schaffen, der Waisen und Witwen Sachen fördern, und Frieden schaffen. Ein solcher Mann ist ein rechter redlicher Retter und Ritter, und führt billig gelbe Sporen. Denn ich acht, daß Ritter vom Retter herkomme, und aus dem Wort Retter hernach Ritter worden sey, ein rechter feiner Name für die Fürsten und Herren.

Ein menschlich Herz ist wie ein Schif auf einem wilden Meere, welches die Sturmwinde von den vier Oertern der Welt treiben. Hie stöst her Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfal; dort fährt Grämen her und Traurigkeit von gegenwärtigem

Uebel. Hie weht Hofnung und Vermessenheit von zukünftigem Glük; dort bläst her Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern.

Wo einem Prediger der Bauch lieber ist als das ewige Leben, der steht wol, und wäscht auf der Kanzel, aber er predigt nicht die Wahrheit, wo es wil übel gehen, da hält er in, und beist den Fuchs nicht.

Das hindert einen Prediger gar sehr, wenn er sich wil umsehen, und sich damit bekümmern, was man gern hört oder nicht, oder was ihm Ungunst, Schaden oder Folgen bringen möcht; sondern er sol niemand scheuen, ob er gleich mancherlei Leute und Köpfe sieht, und nicht weiter denken, denn daß er rede, was sein Amt fodert.

Die Vöglein singen dem Herrn laudes und Metten, des Morgens früh, eh sie essen: und weis doch keiner ein Körnlein im Vorrath, machen ein schönes, langes benedicite, und lassen unsern Herrngott sorgen, auch wenn sie Junge haben. Drum, wenn du eine Nachtigal hörst, so hörst du den feinsten Prediger.

Ein Fürst ist auch ein Mensch, und hat alweg zehn Teufel um sich her, wo sonst ein Mensch nur einen hat. Wenn wir denn sehen, daß sie zuzeiten im Regiment straucheln, sind wir bald da, meinen: ei, so und so wolt ich's machen; und solten wol den Karn recht in Koth hineinführen, oder gar über und überwerfen, wenn wir regieren solten.

Man mus dem Teufel das Kreuz in's Angesicht schlagen, und nicht viel hofiren.

Man findet in allen Ständen zuweilen fürbündig geschikte Männer, für allen andern. Herzog Friedrich sel., Churf. z. S., war im röm. Reich lux mundi. Der hatte die Weise, daß er seine Räthe lies rathen, und that er gleichwol das Widerspiel, doch mit solcher Vernunft und Grund, daß sie nicht konnten dawider reden. Nu hatte er solches nicht gelernt, war auch nicht dazu erzogen, sondern es stekt zuvor in ihm, und wiewol etliche Grosen und viel Phormiones ihm nach dem Zügel griffen, hätten ihn gern regiert, so sezt er doch seine Hörner auf, und lies keinem gut noch recht seyn, der ihm rathen wolt.

— Zween können mit einander singen (d. i. Gott alle gleich loben), aber nicht mit einander reden (d. i. regieren); einer mus reden, der andre hören. — Die Welt ist ein Distelkopf, wo man denselben hinkehrt, so rekt er Stachel über sich.

Ein jeglich Ding, so es wolgemacht sol werden, wil den Menschen ganz haben, mit allen Sinnen und Gliedern.

Es gehört dazu (zur Geschichtschreibung) ein treflicher Mann, der ein Löwenherz hab, unerschrocken die Wahrheit zu schreiben. Denn daß mehrer Theil schreiben also, daß sie ihrer Zeit Laster oder Unfal, den Herren und Freunden zu Willen, gern schweigen, oder auf's beste deuten: wiedrum, geringe oder nichtige Tugend alzuhoch aufmutzen: wiederum, aus Gunst ihres Vaterlands, und

Ungunst der Fremden die Historien schmücken oder sudeln, danach sie jemand lieben oder feinden.

Ich hab oft selbst mit gelacht, wo ich gesehen, daß man den Hunden an dem Messer einen Bissen Brod geboten, und wenn sie danach geschnapt, mit dem Heft auf die Schnauze geschlagen hat, daß die armen Hunde nicht allein den Schaden, sondern auch den Schmerzen dazu haben musten; und ist ein fein Gelächter. Ich dacht aber zu der Zeit nicht, daß der Teufel mit uns Menschen auch also sein Gelächter hätte, und uns für solche arme Hunde hielte, bis ich's erfahren an dem heiligsten Vater, dem Papst, beide in seinen Bullen, Büchern, und täglichen Practiken, da er mit der Christenheit auch ein solch Hundscherzlein treibt; aber Herr Gott! wie mit grosem Schaden der Seelen, und Spot der göttlichen Majestät. Gleichwie er itzt mit dem Concilio thut. Da hat alle Welt nach geschrien und gewartet, der gute Kaiser samt dem ganzen Reich nu bei 20 Jahren danach gearbeitet, der Papst auch immer vertröstet und verzogen, und dem Kaiser, als einem Hunde, den Bissen Brods immer geboten, bis er seine Zeit ersehen; da schlägt er ihn über die Schnauzen, und spottet sein dazu, als seines Narren und Gaukelmänleins.

In dem Namen Gottes, wenn ihr's Herren, Kaiser, Könige, Fürsten gern so habt, daß euch solche verzweifelte, verdamte Leute auf dem Maule trumpeln, und auf die Schnauzen schlagen: so müssen wir's lassen geschehen, und denken, sie habens zuvor auch wol ärger gemacht, da sie Könige und Kaiser haben abgesezt, verflucht, verjagt, verrathen, ermordet, und eitel Teufels Muthwillen mit ihnen gespielt, wie die Historien zeugen, und solches auch noch zu thun gedenken. Christus wird dennoch seine Chri=

stenheit wissen zu finden und zu erhalten, auch wider die höllischen Pforten, wenn gleich Kaiser und Könige nichts könten noch wolten dazu thun. Er ist saur Essens nicht ungewohnt, und kan wiedrum noch viel säurers kochen. Wehe denen, so es essen müssen.

Weil aber hierin weltliche Herrschaft las und faul ist, oder eines Theils zu schwach, solchem Jammer zu wehren; sollen die Pfarrherren das Volk lehren und gewöhnen, daß sie die Wuchrer und Geizwänste ansehen als leibhaftige Teufel, und sich vor ihnen segnen, wo man sie hört oder sieht, und denken lernen, daß Türke, Tatter und Heiden eitel Engel sind, gegen einem Wuchrer. Desselbengleichen sollen die Schulmeister die Knaben und Jugend lehren und gewöhnen, daß sie erschrecken, und pfui dich sagen vor dem Namen Wuchrer, als vor dem ärgsten Teufel.

Wir wissen, daß der Papst und seine Schuppen nicht zu bekehren sind. Darum können sie nicht anders thun, denn sich selbst trösten, schmücken und putzen, auch in ihrem grösten Unfal und ärgsten Sünden. Sie müssen immer recht haben, Gott mus immer unrecht haben.

Sorg nicht, wo du Leiden finden wirst; es hat nicht Noth; sey du nur ein frommer Christ, Prediger, Pfarrherr, Bürger, Bauer, Adel, Herr, und richte dein Amt fleisig und treulich aus; las den Teufel sorgen, wo er ein Hölzlein findet, daraus er dir ein Kreuz mache, und die Welt, wo sie ein Reislein finde, daraus sie eine Geisel mache über deine Haut, wenn dich gleich die Obrigkeit in den Schoos sezt. Denn so klug und mächtig wird keine

Obrigkeit seyn, die dich könne vor dem Teufel und bösen Leuten, und vor allem Uebel schützen und behüten, wenn sie gleich ganz from und fleisig ist.

Frau Musica.

Für alle Freuden auf Erden
Kan niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit meim Singen
Und mit manchem süßen Klingen.

Hie kan nicht seyn ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut.
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen mus alles Herzeleid;
Geiz, Sorg, und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.

Auch ist ein jeder des wol frei,
Daß solche Freud' kein Sünde sey,
Sondern auch Gott viel bas gefält
Denn alle Freud der ganzen Welt.
Dem Teufel sie sein Werk zerstört,
Und verhindert viel böser Mörd.

Das zeugt David, des Kön'ges, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem süßen Harfenspiel,
Daß er in grosen Mord nicht fiel.

Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz stil und breit;
Solches hat Eliseus bekant,
Da er den Geist durch's Harfen fand.

Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein;
Himmel und Erden ist der vol.
Viel gut Gesang da lautet wol!
Voran die liebe Nachtigal
Macht alles frölich überal
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Des mus sie haben immer Dank.

Viel mehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu seyn die rechte Sängerin,
Der Musicen ein Meisterin.

Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Seins Lobes sie nichts müde macht;
Den ehrt und lobt auch mein Gesang,
Und sagt ihm ein ewigen Dank.

Es ist der höchste Schaz auf Erden eine liebe Hausfrau; aber ein selig Ende ist ein Schaz über Schaz.

Die Erfahrung zeugt allzuviel, daß kein Fried seyn kan, wo der Rath oder Stadt die Pfar und Predigtstuhl, oder der Pfarherr den Rath oder Stadt regieren wil.

Wir sehen es nicht für eine sonderliche Ehre an, daß wir Gottes Kreatur sind; aber daß einer ein Fürst und groser Herr ist, da spert man Augen und Maul auf, so doch dasselbe nur eine menschliche Kreatur ist, 1 Petr. 2, 13 und ein nachgemacht Ding. Denn wenn Gott nicht zuvor käme, und machte einen Menschen, würde man keinen Fürsten machen können. Drum solten Knechte und Mägde, und jedermann sich solcher hohen Ehre annehmen und sagen: ich bin ein Mensch; das ist je ein höherer Titel, denn ein Fürst seyn. Ursach: den Fürsten hat Gott nicht gemacht, sondern die Menschen; daß ich aber ein Mensch bin, hat Gott allein gemacht. —

Hört, lieben Fürsten und Herren, ihr müst uns elende Prediger nicht so in ein Bokshorn jagen, wenn wir eures Geschlechts einen Schalk straften, daß ihr drum woltet zürnen und vorgeben, wir hätten das ganze Geschlecht gemeint und geschändet; sonst würden wir zulezt gedrungen, euch wiederum zu sagen, daß ihr euer löblich, ehrlich Geschlecht nicht solt zum Schanddeckel machen, und darunter Laster und Untugend stärken und vertheidigen. —

Grose Fürsten und Herren sol man nicht schänden, das sag ihnen, daß sie sich selbst nicht schänden mit Lastern. Mir ist's bald gesagt: ich kan niemand schänden, wenn ich die rechte Wahrheit sag; die Wahrheit auch nicht, sondern sie wil der Schanden wehren.

Izt thun unsre Junkern von Adel auch also: wenn man die Bösen schilt, so sol es eine Schandpredigt, Schandbuch, Schandschrift heisen wider den löblichen Adel. Fürwahr eine sehr adlige

Rede ist das, ohn daß sie uns unrecht thun, denn wir warlich den löblichen Adel nicht schelten noch schänden, sondern für gar ein theuer, zart Kleinod halten: aber den schändlichen Adel müssen wir schelten.

Der Juristen sind izt viel, die wider grose Herren nicht wollen sich brauchen lassen, sondern wollen ohn Gefahr die Thaler samlen, und die Sachen, wo arme Leute des bedürfen, von sich weisen, damit sie ja niemand erzürnen. Solche heise ich silberne und güldne Juristen, die dem Recht dienen, nicht um des Rechts willen, sondern nach den Personen um der Thaler willen.

Nach unserm, der Geistlichen, Werk denkt ihr weltlichen Stände auch auf euer Werk, last euch sagen und rathen: schaft Recht im Land, straft die Laster, mäsigt das häßliche schändliche Saufen, Spielen und Unkosten: schikt euch auch zum Sacrament, und stellet euch nicht dagegen, wie etliche, als wär es Gift, oder wär es ihrem Stande eine Schande, sich daher zu demüthigen.

Es ist mit dem Recht dahin kommen, daß niemand sich gern ins Recht begiebt, wenn er gleich so helle gute Sache hat, als die Sonne im hellen Mittag klar ist. Ich wil nicht heucheln, sondern die Wahrheit sagen: das kaiserliche Kammergericht, siehe, welch eine Teufelshure da regiert, so es doch solt als ein göttlich Kleinod in deutschen Landen ein einiger Trost seyn allen denen, so Unrecht leiden.

Fürwahr, du kanst nicht zuviel in der Schrift lesen, und was du liesest, kanst du nicht zu wol lesen, und was du wol liesest, kanst du nicht zu wol verstehen, und was du wol verstehst, kanst du nicht zu wol lehren, und was du wol lehrest, kanst du nicht so wol leben. **Experto credo Ruperto.** Der Teufel ists, die Welt ists, unser Fleisch ists, die wider uns wüthen und toben. Darum, l. Herren Prediger, betet, leset, studirt, seyd fleißig; fürwahr, es ist nicht faulenzens, schnarchens und schlafens Zeit: braucht eure Gabe, die euch vertraut ist 2c.

Ach, mein l. Bruder in Christo, halt mirs ja zu gut, wo ich hie oder anderswo so grob rede von dem leidigen Monstro zu Rom. Wer meine Gedanken weis, der mus viel sagen, daß ich ihm viel, viel zu wenig thue 2c.

Es wäre hoch noth, ein gemein Gebet und Bewilligung deutscher Nation wider den überschwenglichen Ueberflus und Kost der Kleidung, dadurch so viel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns, wie andern Landen, gnug gegeben, Wolle, Haar, Flachs, und alles, das zu ziemlicher, ehrlicher Kleidung einem jeglichen Stande redlich dient; daß wir nicht dürfen so greulichen grosen Schaz für Seiden, Sammet, Güldenstük, und was der ausländischen Waar ist, so geudisch verschütten. Ich acht, ob schon der Papst mit seiner unträglichen Schinderei uns Deutschen nicht beraubt, hätten wir dennoch mehr denn zu viel an diesen heimlichen Räubern, den Seiden- und Sammetkrämern. So sehen wir, daß dadurch ein jeglicher wil dem andern gleich seyn, und damit Hofart und Neid unter uns, wie wir verdienen, erregt und gemehrt wird; welches alles und viel mehr Jammer wol nachbliebe, so der Fürwiz uns lies an den Gütern, von Gott gegeben, dankbarlich begnügen.

Desselbengleichen wär auch noth weniger Specerei, das auch der grosen Schiffe eines ist, darin das Geld aus Deutschland geführt wird. Es wächst uns je von Gottes Gnaden mehr Essen und Trinken, und so köstlich und gut, als irgend einem andern Land. Ich werde hie vielleicht närrische und unmögliche Dinge fürgeben, als wolt ich den grösten Handel, Kaufmannschaft niederlegen. Aber ich thu das meine. Wird es nicht in der Gemeine gebessert, so bessere sich selbst, wer es thun wil.

Die Ketzer haben nichts wider Gott gethan, sondern gar viel ein gröser Schuld verwirkt, nämlich, sie wolten die h. Schrift und Gottes Wort haben, und gaben vor, die armen Sünder, der Papst solte from seyn, und Gottes Wort nüchtern predigen, nicht die Bulle des Abendfressens trunken fürlegen. Das ist so ein gros Irthum, daß sie billig härter Straf verdient hätten, aber nu thut ihnen der allerh. Stuhl aus sonderlichem Mitleid die Gnade, und wirft sie in Abgrund der Hölle nach der Seele, verbrent sie zu Pulver am Leibe, vermaledeit ihren Namen, und tilgt ihre Ehre, und nimt ihnen ihr Gut, und ist ihm leid für groser Güte, daß er nicht eine ärgere Hölle, Feuer, Schand und Schade haben kan.

Ein Pfarrherr oder Prediger sol studiren und unter allerley Bücher sich üben, so giebt ihm Gott auch Verstand. Aber Bauchpfaffen läßt er ledig.

Wer ein Gesetzvolk regieren sol, der muß immer anhalten, immer treiben, und sich mit dem Volk wie mit Eseln bleuen.

Ein Fürst, welcher denket, was seinem Lande und Unterthanen nütze ist, ist eine große Gabe Gottes.

Wo ein oder zween christliche Fürsten sind, die sind Wildpret im Himmel, die andern Alle bleiben Höllenbrände mit dem Teufel, und richten Leid und Unglück genug an über die Christen.

Geräth ein Fürst, daß er klug, fromm oder ein Christ ist, das ist der großen Wunder eins, und das allertheuerste Zeichen der göttlichen Gnade über das Land. Denn nach dem gemeinen Lauf geht es nach Jes. 3, 4: „Ich will ihnen Kinder zu Fürsten geben" und nach Hos. 13, 11: „Ich will dir einen König aus Zorn geben".

Es hat einmal Jemand gesagt: „Man könne aller frommen Könige und Fürsten Namen auf einen Ring stechen".

Es ist in Gemein der Fürsten und Könige die allergrößte Plage, daß sie müssen untreue, falsche, böse Buben zu den größten Herren im Lande nicht allein leiden, sondern auch setzen und machen. Es geht ihnen in großen Haushalten, wie den Bürgern in kleinen Haushalten, der eine muß einen Dieb und Buben zum Knecht, und eine Diebin und Hure zur Magd leiden und nehmen.

Die meisten Fürsten und Könige sind gottlose Verfolger des Wortes.

Es steht schändlich und übel, wenn ein König öffentlich leugnet, aber noch allerschändlichst, wenn er es thut, den christlichen Glauben zu schützen.

Fürsten und Herren sollen sich nicht selbst schänden mit unfürstlichen Lastern.

Die Fürsten sind gemeiniglich die größten Narren, oder die ärgsten Buben auf Erden, darum man sich allezeit bei ihnen des ärgsten versehen und wenig guts von ihnen gewarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen, denn es sind Gottes Stockmeister und Henker, und sein göttlicher Zorn gebrauchet ihrer zu strafen die Bösen und äußerlich Frieden zu halten.

Ein Fürst soll nicht stolz oder tyrannisch seyn für seine Person, dazu auch seinem Hofgesinde nicht gestatten, daß sie tyrannisch und stolz seyn über ihre Unterthanen.

Daß ihr Fürsten zum Theil den Holzweg gehet, das habt ihr leider dahin gebracht mit eurem bösen Exempel, daß fast der Bauer nicht mehr will für Sünde halten, und habt uns zu thun gemacht, daß wir mit aller Mühe schwerlich den Ehstand für löblich und ehrlich erhalten, ja wieder aufrichten können.

Die Fürsten und Herren, so tyrannisch handeln, sind allezeit gestraft worden, also, daß auch die heidnischen Poeten

schreiben, wie die Tyrannen selten am trockenen Tode sterben, sondern gemeinlich erwürgt worden sind, und im Blut umgekommen.

Den Königen und Fürsten ist es eine gemeine Sünde, daß sie, wenn sie ihr Ansehen und Gewalt bekräftigen wollen, gemeinlich in Tyrannei gerathen und allzuscharf verfahren.

Die Fürsten sollen das Recht schützen und handhaben, damit die Armen, Witwen und Waisen nicht unterdrückt, sondern zu ihrem Rechte kommen, und bei ihrem Rechte bleiben mögen.

Die Herren und Fürsten sollen wissen: daß Land und Leute regieren und Gehorsam haben, sey eine lautere und blose Güte und Gnade Gottes. Denn mit unserem Schwert und Weisheit ist nichts ausgericht, wie etliche tolle Fürsten und Herren sich vermessen, als seyen sie es, die Land und Leute mit ihrer Macht zwingen oder mit ihrer Vernunft regieren; und sonderlich der Scharrhans unter dem Adel oder Meister Klügel in den Städten, die lassen sich jetzt gar nicht anders dünken, denn als seyen sie es, an denen die ganze Macht liege und Gott könne ihr nicht gerathen.

Kein Fürst soll sich auf seine eigne Macht und Weisheit verlassen, noch damit trotzen und pochen. Denn es steht und geht kein Reich noch Regiment in menschlicher Kraft oder Witze, sondern Gott ist's allein, der es giebt, setzt, hält, regiert, schützt, erhält und auch — wegnimmt.

Ein Fürst muß ein Herz haben, das neun Herzen werth ist, wenn er soll dem Unrecht steuern.

Ein Fürst kann Keinem ins Herz sehen, und muß sein Regiment also bleiben in Finsterniß, weil er mit und durch solche Leute muß Haus halten, die er nicht kennet, noch weiß, wie sie gesinnt sind, und gehet wie ein Wagen, so in die Nacht fährt und nach Gedünken gehen muß, oft nicht weiß wohin, und wenn er meint, er wollte hotthin fahren, so ist er schwothin gefahren, wirft zuweilen um, zerbricht Strick, Rad und Alles, denn Christus spricht: wer in Finsterniß wandelt, weiß nicht, wo er hinfährt.

Ein Fürst soll seine Unterthanen schützen.

Wo ein Herr oder Fürst seines Amts oder Befehls nicht wahrnimmt, und läßt sich dünken, er sey nicht um seiner Unterthanen willen, sondern um seiner schönen gelben Haare willen ein Fürst, als hätte ihn Gott darum zum Fürsten gemacht, daß er sich seiner Gewalt, Guts und Ehre freuen solle, Lust und Trotz drinnen haben, und sich darauf verlassen, der gehört unter die Heiden, ja er ist ein Narr.

Die Fürsten überheben sich dessen, daß sie Götter sind und heißen, trotzen und pochen auf ihre Gewalt. Aber das ist schändlich, daß sie nicht erkennen, von wem sie es haben, sondern fahren damit, als hätten sie es von ihnen selbst, und möchtens damit machen, wie sie wollen, dürften weder Gott noch Menschen damit dienen, sondern wollen freie Geister seyn ohne allen Gott und über allen Gott.

Ein Fürst soll acht haben auf seine Räthe, und sich gegen sie also halten, daß er keinen verachte, auch keinem vertraue, alles auf ihn zu verlassen, denn Gott kann der beiden keines leiden.

In der Schrift sind nicht über sechs Könige gelobt worden.

Ein Fürst und Herr ist ein großer Hauswirth, reitet große theure Hengste, die wollen des besten Futters voll stecken, den Zaum frei und lang haben, die Sporen nicht leiden, auf der Gassen, die quer gehen, um sich schlagen, darüber ganz hochgeehrt und gefürchtet seyn, unter dem Sattel und Schmuck ihres Herrn."

Alle Menschen sind falsch, sonderlich zu Hofe, da jedermann oder je zum größten Theil suchet, nicht wie der Fürst zunehme, sondern wie er sich selbst wärme und zunehme, es gehe dem Fürsten, wie Gott will.

In der Könige und Fürsten Höfen sitzet der Teufel oben an und hat da seinen Sitz.

Es ist besser, daß man Fürsten und Herren Lügen strafe, als daß man um ihretwillen sollte die Wahrheit verschweigen und unter der Lügen stecken lassen. Gott gebe, sie zürnen oder lachten drum.

Die großen Herren haben es sehr ungern, daß man sie straft und schilt, und wollen schlechthin ungestraft seyn.

Eine jegliche Herrschaft hat ihre Fürsten aus der Hölle, je größer die Herrschaft, je größer und ärger die Teufel, die den Königen und Herren alle Plage anthun, mit hindern, mit reizen zum Zorn, Streit, Mord, Stolz, Unzucht und allen Lastern, daß Gott auch wiederum muß gute Engel und Fürsten aus dem Himmel bei den Königen und Herren haben wider die Teufel.

Das ist fürwahr ein hoch großes Wunder, wenn ein Fürst soll und kann die Uebertreter oder geistlichen Schälke und Teufels Heiligen lassen und also von sich scheiden, daß sie mit keiner Weise an ihm kleben, anhangen oder um ihn bleiben.

Ein Markgraf zu Meißen hat gesagt: Ein Fürst und Herr dürfte sich nicht fürchten vor denen, so fern von ihm sind, sondern vor denen, so ihm zunächst auf dem Fuße folgen. Denn dieselbigen wollten ihm viel lieber auch auf den Kopf treten.

Die falschen Heiligen können sich meisterlich zu den Herrn oder Fürsten eindringen, daß sie auch wohl einen auserwählten David verführen möchten, wissen den Bleuel (Schweif) gar fein zu wenden und zu schweifen.

Kein größerer, näherer, mächtiger und schädlicher Feind ist aller Menschen, sonderlich aber der Fürsten, als der, welcher heißt:

die eigne Vernunft, guter Meinung, Gutdünkel; vor solchen sollen sich die Fürsten und Herren als für der Hölle fürchten.

Fürsten- und Herrengunst wird im deutschen Sprichwort verglichen dem Aprilwetter, welches nimmer recht rein und sehr unstet ist.

Auf Fürsten trauen, ist nichts.

Du sollst wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsamer Vogel ist um einen klugen Fürsten.

Anhang:

Wilh Heinr. Wackenroder.

Biographische Skizze.

Wilhelm Heinrich Wackenroder.

Geb. 1772; gest. 1798.

Wackenroder, ein tiefsinniger, talentvoller Kunstschriftsteller, den der Tod leider zu bald dahinraffte, war aus Berlin gebürtig; sein Vater bekleidete das Amt eines Bürgermeisters. Früh schon entwickelte sich in ihm Neigung zum Tiefsinn und große poetische Anlagen. Einen gleichgesinnten Freund gewann er in Ludwig Tieck, mit dem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und die Universitätsjahre in Halle verlebte. Nach Beendigung der akademischen Studien wurde er Referendar beim Kammergericht in Berlin. Um diese Zeit gab er gemeinsam mit Tieck die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797) heraus. Diese Schrift, welche namentlich von den deutschen Künstlern in Rom mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde drang mit hinreißender Beredsamkeit auf religiöse Begeisterung und empfahl dabei mit Wärme das Studium der alten Meister, sowie überhaupt der ziemlich vernachlässigten Kunstlergeschichte. Man hegte die größten Erwartungen von dem jungen Schriftsteller, als die

Kunde seines frühen Todes mit einem Mal alle vernichtete. Eine unbestimmte Sehnsucht hatte an ihm von Jugend auf gezehrt, und der Gluth seiner maßlosen, in der Kunst schwelgenden Phantasie war endlich sein an sich schwächlicher Körper erlegen. Er starb am 13. Februar 1798.

Wackenroders literarische Erzeugnisse sind der Zahl nach sehr gering, und wenig ist es daher, was wir in unserer Sammlung bieten können; aber das Wenige bekundet den reichen und tiefen Geist, in welchem wir einen mit Novalis verwandten Genius erkennen, hinlänglich. Hinterlassene Arbeiten von Wackenroder hat L. Tieck in seine Schriften „Franz Sternbalds Wanderungen" (1798) und „Phantasien über die Kunst" (1799) aufgenommen; namentlich rühren in letzterm Werke der erste und fünfte Aufsatz von ihm her.

Die Farben.

So oft ich in die wunderbare Welt hineinblicke, und mir vorstelle, ich schaute sie zum ersten Male an, so verwundre ich mich jedesmal über die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen, über die verschiedenartigen Geberden, die jedes andre Wesen unter den übrigen macht; wie alles Lebendige und Leblose, Creatur, Fels, Baum, Gesträuch, sich mannigfaltig bewegt und rührt, wie es in anderer Organisation dasteht, und das wirkende Leben in ihm Zweige und Blätter hervortreibt, oder in Gliedern, in Flossen, in Flügeln aus einander strebt. Die Pflanzenwelt und das Steinreich hängt mit Seel' und Leib unmittelbar mit der alles erzeugenden Erde zusammen. Die Menschen und das Thiergeschlecht machen einen für sich bestehenden Staat, sie erzeugen sich in ununterbrochener Folge durch sich selbst, sie rufen nur die übrige Natur in ihrer Existenz zu Hilfe.

Aber noch seltsamer fällt es mir auf, wenn ich die unterschiedlichen Farben betrachte, wodurch alle Gegenstände noch mehr getrennt, und dann gleichsam wieder verwandt und befreundet werden. Ein unbegreiflich geistiges Wesen zieht sich als freundliche Zugabe über alle sichtbaren Gegenstände, es ist nicht die Sache selbst und doch unzertrennlich. Wie wunderschön und bunt steht nun der grüne Wald mit seinen Bäumen, mit seinen heimlichen Blumen, mit seinen lebendigen Creaturen und gefärbten Vögeln da! Der Sonnenschein irrt und funkelt hinein, leuchtet

und betrachtet sich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalm. Dabei kein stummes, einsames Schweigen. Der ermunternde Wind zieht durch die Baumwipfel und rührt alle Blätter als eben so viele Zungen an, der Baum schüttelt sich vor Freude, und wie in einer Harfe regen sich und rauschen unsichtbare Finger. Die jubelnden Vögelein werden zu Gesängen angefrischt, tausend Klänge und Stimmen irren und verwirren sich durcheinander und eifern mit Gesangesheftigkeit; das Wild verschweigt nicht seine Lust, aus den Wolken hernieder die Lerchen, dazu die Bächlein, die wie stille Seufzer des Entzückens auf der niedern Erde fortrollen, — welcher Geist, welche Freundschaft rührt die unsichtbaren, verborgenen Springfedern an, daß alles sich mit unermeßlicher Mannigfaltigkeit zu Gesang und Klang ergießt?

Wie soll ich aber den Glanz des Abend-, des Morgenrothes beschreiben. Wie den räthselhaften Mondschimmer und die widerspiegelnden Gluthen in Bach und Strom! Um Schmetterlinge, um Blumen spinnt sich der rothe blanke Glanz und bleibt fest, die Traube, die Kirsche, werden vom weichen Abendroth befühlt und bespiegelt, und in dem grünen Laube hängen grell die rothen Früchte. Beim Steigen, beim Sinken der Sonne, beim Schimmer des Mondes ist die Natur in einer raschen, unwillkürlichen Entzückung, in der sie noch freigebiger ist, noch weniger spart, und wie ein Pfau in stolzer Pracht, allen Schmuck mit inniger Freude rauschend aus einander schlägt. Unter den Tönen der Natur kann ich nichts als das Schmettern und Flöten der Nachtigall damit vergleichen, die einem Echo gegenüber singt.

So spreitet die ganze Natur dem Sonnenglanze Netze entgegen, um die funkelnden Schimmer festzuhalten und aufzufangen. So erscheint mir die Tulpe als vergängliche Mosaik von flimmernden Abendstrahlen, die Früchte saugen den Schein in sich, und bewahren ihn fröhlich auf, so lange die Zeit es ihnen gönnt:

wie die Bienen den Honig suchen, so wiegen sich Schmetterlinge in den lauen Lüften und stehlen von der Sonne manchen Kuß, bis sie mit Himmelsblau, mit Purpurroth und goldenen Streifen erglänzen. So spielt die Natur mit sich selbst in ewigreger, bewegter Klarheit. Wenn Wolken über die Sonne ziehen, dann entfliehen alle flammenden Lichter, der Glanz in Bäumen und Blumen erlischt, die Farben stehen matter; Schatten und Schwärze vertilgen und dämpfen das Jauchzen, die triumphirende Freude der brennenden Welt.

Aber dennoch regiert gleichsam in den untersten geheimsten Tiefen der Erde eine andere, unsichtbare Sonne. Wie ein furchtbarer Pluto waltet und belebt sie in ihrem grausen Orkus. Da erglänzen die Krystalle, sie läßt seltne Strahlen an die Gold- und Silbererze anflimmern, mit sparsamem Schimmer schmückt sie ihr unergründliches, unzugängliches Reich aus. Die abgelegenen Brunnen rieseln unterirdisch eine Todtenmelodie. Der Mensch holt aus den Schlüften die Edelsteine heraus, und macht ihnen aus ihrem Sarge Platz, daß die oberirdische Sonne sie bescheinen kann: dann funkeln und glänzen sie mit tausend Strahlen, und nehmen oft sein thörichtes Herz gefangen. Die Gold- und Silbererze werden ausgeschmolzen und polirt, und nachgeahmte Sonnen rund daraus geprägt; oft fühlt er sich nach diesen mit allen Sinnen hingezogen, vergißt das Morgen- und Abendroth, die Natur, den grünenden Wald, der Vögelein Gesang, und sie mit ihrem verführenden Klang, ihrer Sirenenstimme, sind ihm Gesang, und Sonnenpracht, er stellt sie mit ihrem Funkelschein zu seinen Götzen auf, und leblose Metallstücke behandeln ihn wie ihren gebundenen Sklaven.

Die Musik hat das Schönste der Naturtöne gesammelt und veredelt, sie hat sich Instrumente gebaut aus Metall und Holz und der Mensch kann nun willkürlich eine Schaar von singenden Geistern erregen, so oft er will; die Kunst beherrscht das große,

wunderbare Gebiet. Die wollüstige Phantasie hofft einst einen noch höhern überirdischen Gesang der Sphären anzutreffen, gegen den alle hiesige Kunst roh und unbeholfen ist.

Die Malerei hat aus Pflanzen, aus Thieren und Steinen die Farben an sich selbst erbeutet, und ahmt nun und verschönert Gestalt und Färbung der wirklichen Natur. Die Künstler haben große und wunderbare Werke erschaffen; allein der Maler kann auch wie der Musiker hoffen, vielleicht einst die großen, erhabenen Urbilder zu seinen Bildungen anzutreffen, die sich körperlos in den schönsten Formen bewegen.

Farbe ist freundliche Zugabe zu den Formen in der Natur, die Töne sind wieder Begleitung der spielenden Farbe. Die Mannigfaltigkeit in Blumen und Gesträuchen ist eine willkürliche Musik im schönen Wechsel, in lieber Wiederholung: die Gesänge der Vögel, der Klang der Gewässer, das Geschrei der Thiere ist gleichsam wieder ein Baum- und Blumengarten: die lieblichste Freundschaft und Liebe schlingt sich in glänzenden Fesseln um alle Gestalten, Farben und Töne, unzertrennlich. Eins zieht das andere magnetisch und unwiderstehlich an sich.

Die menschliche Kunst trennt Sculptur, Malerei und Musik, jede besteht für sich und wandelt ihren Weg. Aber immer ist es mir vorgekommen, als wenn die Musik für sich in einer abgeschlossenen Welt leben könnte, nicht aber so die Malerei: zu jeder schönen Darstellung mit Farben giebt es gewiß ein verbrüdertes Tonstück, das mit dem Gemälde gemeinschaftlich nur eine Seele hat. Wenn denn die Melodie erklingt, so zucken gewiß noch neue Lebensstrahlen in dem Bilde auf, eine gewaltigere Kunst spricht uns aus der Leinwand an, und Ton und Linie und Farbe dringen in einander und vermischen sich mit inbrünstiger Freundschaft in Eins. Dann hätten wir wohl die Kunst als Gegenstück zur Natur, als höchst verschönerte Natur, von unserer reinsten und höchsten Empfindung eingefaßt, vor uns. Darum geschieht es

wohl, daß in Kirchen zuweilen selbst unbedeutende Bilder so wundersam in uns hineinsprechen und wie mit einer lebendigen Seele zu uns hinathmen: verwandte Töne verscheuchen den todten Stillstand, und erregen in allen Linien und Farbenpunkten ein Gewimmel von Leben. Die Sculptur will nur die Formen ausdrücken, sie verschmäht Farbe und Sprache, sie ist zu idealisch, um etwas mehr zu wollen, als sie selber ist. Die Musik ist der letzte Geisterhauch, das feinste Element, aus dem die verborgensten Seelenträume, wie aus einem unsichtbaren Bache, ihre Nahrung ziehen; sie spielt um den Menschen, will nichts und alles, sie ist ein Organ, feiner als die Sprache, vielleicht zarter als seine Gedanken, der Geist kann sie nicht mehr als Mittel, als Organ brauchen, sondern sie ist Sache selbst, darum lebt sie und schwingt sich in ihren eignen Zauberkreisen. Die Malerei aber steht zu unschuldig und fast verlassen in der Mitte. Sie geht darauf aus, uns als Form zu täuschen, sie will das Geräusch, das Gespräch der belebten Welt nachahmen, sie strebt, lebendig sich zu rühren, alle Kraft ist angeregt, aber doch ist sie unmächtig und ruft die Musik um Hilfe, um ihr ein großes Leben, Bewegung und Kraft zu leihen. Darum ist es so schwer, ja fast unmöglich, ein Gemälde zu beschreiben, die Worte bleiben todt, und erklären selbst in der Gegenwart nichts: sobald die Beschreibung ächt poetisch ist, so erklärt sie oft, und ruft ein neues Entzücken, ein fröhliches Verständniß aus dem Bilde hervor, weil sie wie Musik wirkt, und durch Bilder und glänzende Gestalten und Worte die verwandte Musik der Töne ersetzt.

Wer leugnet es, daß sie auch an sich große Zwecke erfüllt? Sogar eine einzelne Blume in der Natur, ein einzelnes abgerissenes Blumenblatt kann uns entzücken. Es ist nicht sonderbar, daß wir an der bloßen Farbe ein Wohlgefallen äußern. In den abgesonderten Farben sprechen die verschiedenen Naturgeister, wie die Himmelsgeister in den verschiedenen Tönen der Instrumente.

Wir können nicht aussprechen, wie uns jede Farbe bewegt und rührt, denn die Farben selber sprechen, in zarterer Mundart, zu uns. Es ist der Weltgeist, der sich daran freut, sich auf tausend Wegen zu verstehen zu geben, und doch zugleich zu verbergen; die abgesonderten Farben sind seine einzelnen Laute: wir horchen aufmerksam darauf hin, wir merken wohl, daß wir etwas vernehmen, doch können wir keinem Andern, uns selber nicht Kunde davon bringen; aber eine geheime magische Freude durchströmt uns, wir glauben uns selbst zu erkennen, und uns einer alten, unendlich seligen Geisterfreundschaft zu erinnern.

Von zwei wunderbaren Sprachen und deren geheimnißvoller Kraft.

Die Sprache der Worte ist eine große Gabe des Himmels, und es war eine ewige Wohlthat des Schöpfers, daß er die Zunge des ersten Menschen löste, damit er alle Dinge, die der Höchste um ihn her in die Welt gesetzt, und alle geistigen Bilder, die er in seine Seele gelegt hatte, nennen, und seinen Geist in den mannigfaltigen Spielen mit diesem Reichthum von Namen üben konnte. Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüth herab.

Die irdischen Dinge haben wir in unserer Hand, wenn wir ihre Namen aussprechen; — aber wenn wir die Allgüte Gottes, oder die Tugend der Heiligen nennen hören, welches doch Gegenstände sind, die unser ganzes Wesen ergreifen sollten, so wird allein unser Ohr mit leeren Schallen gefüllt, und unser Geist nicht, wie es sollte, erhoben.

Ich kenne aber zwei wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, so viel es nämlich (um nicht verwegen zu sprechen) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserm Innern, als durch die Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen, und drängen sich in jede Nerve und jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst. — Seit meiner frühen Jugend her, da ich den Gott der Menschen zuerst aus den uralten heiligen Büchern unserer Religion kennen lernte, war mir die Natur immer das gründlichste und deutlichste Erklärungsbuch über sein Wesen und seine Eigenschaften. Das Säuseln in den Wipfeln des Waldes und das Rollen des Donners haben mir geheimnißvolle Dinge von ihm erzählet, die ich in Worten nicht aufsetzen kann. Ein schönes Thal, von abenteuerlichen Felsengestalten umschlossen, oder ein glatter Fluß, worin gebeugte Bäume sich spiegeln, oder eine heitere grüne Wiese von dem blauen Himmel beschienen, — ach, diese Dinge haben in meinem innern Gemüthe mehr wunderbare Regungen zuwege gebracht, haben meinen Geist von der Allmacht und Allgüte Gottes inniger erfüllt, und meine ganze Seele weit mehr gereinigt und erhoben, als es je die Sprache der Worte vermag. Sie ist, dünkt mich, ein allzu irdisches und grobes Werkzeug, um das Unkörperliche wie das Körperliche damit zu handhaben.

Ich finde hier einen großen Anlaß, die Macht und Güte des Schöpfers zu preisen. Er hat um uns Menschen eine unendliche Menge von Dingen umhergestellt, wovon jedes ein anderes Wesen hat, und wovon wir keines verstehen und begreifen. Wir wissen nicht, was ein Baum ist; nicht, was eine Wiese, nicht, was

ein Felsen ist; wir können nicht in unserer Sprache mit ihnen reden; wir verstehen nur uns unter einander. Und dennoch hat der Schöpfer in das Menschenherz eine solche wunderbare Sympathie zu diesen Dingen gelegt, daß sie demselben, auf unbekannten Wegen, Gefühle oder Gesinnungen, oder wie man es nennen mag, zuführen, welche wir nie durch die abgemessensten Worte erlangen.

Die Weltweisen sind, aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit, irre gegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken, und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollen, und die dunkeln Gefühle von denselben, mit kühner Verfechtung ihrer Rechtes, aus ihrer Brust verstoßen. — Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckt? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmüthig von sich weisen? — Ich ehre sie in tiefer Demuth; denn es ist große Gnade von Gott, daß er uns diese ächten Zeugen der Wahrheit herabgesendet. Ich falte die Hände und bete an. —

Die Kunst ist eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch ihr ist, durch ähnliche dunkele und geheime Wege eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menschen eigen. Sie redet durch Bilder der Menschen, und bedienet sich also einer Hieroglyphenschrift, deren Zeichen wir dem Aeußern nach kennen und verstehen. Aber sie schmelzt das Geistige und Unsinnliche, auf eine so rührende und bewunderungswürdige Weise, in die sichtbaren Gestalten hinein, daß wiederum unser ganzes Wesen, und alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird. Manche Gemälde aus der Leidensgeschichte Christi, oder von der heiligen Jungfrau, oder aus der Geschichte der Heiligen, haben, ich darf es wohl sagen, mein Gemüth mehr gesäubert, und meinem inneren Sinne tugendseligere Gesinnungen eingeflößet,

als Systeme der Moral und geistliche Betrachtungen. Ich denke unter andern noch mit Inbrunst an ein über alles herrlich gemaltes Bild des heiligen Sebastian, wie er nackt an einen Baum gebunden steht, ein Engel ihm die Pfeile aus der Brust ziehet, und ein anderer Engel vom Himmel einen Blumenkranz für sein Haupt bringt. Diesem Gemälde verdanke ich sehr eindringliche und haftende christliche Gesinnungen, und ich kann mir jetzt kaum dasselbe lebhaft vorstellen, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen.

Die Lehren der Weisen setzen nur unser Gehirn, nur die eine Hälfte unseres Selbst, in Bewegung; aber die zwei wunderbaren Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige, rühren unsere Sinne sowohl als unsern Geist; oder vielmehr scheinen dabei (wie ich es nicht anders ausdrücken kann) alle Theile unseres (uns unbegreiflichen) Wesens zu einem einzigen, neuen Organ zusammen zu schmelzen, welches die himmlischen Wunder auf diesem zwiefachen Wege faßt und begreift.

Die eine der Sprachen, welche der Höchste selber von Ewigkeit zu Ewigkeit fortredet, die ewig lebendige, unendliche Natur ziehet uns durch die weiten Räume der Lüfte unmittelbar zu der Gottheit hinauf. Die Kunst aber, die, durch sinnreiche Zusammensetzungen von gefärbter Erde und etwas Feuchtigkeit, die menschliche Gestalt in einem engen begrenzten Raume, nach innerer Vollendung strebend, nachahmt (eine Art von Schöpfung, wie sie sterblichen Wesen hervorzubringen vergönnt ward) — sie schließt uns die Schätze in der menschlichen Brust auf, richtet unsern Blick in unser Inneres, und zeigt uns das Unsichtbare, ich meine alles, was edel, groß und göttlich ist, in menschlicher Gestalt.

Wenn ich aus dem gottgeweihten Tempel von der Betrachtung Christi am Kreuz ins Freie hinaustrete, und der Sonnenschein vom blauen Himmel mich warm und lebendig umfängt, und

die schöne Landschaft mit Bergen, Gewässer und Bäumen mein Auge rührt; so sehe ich eine eigene Welt Gottes vor mir hervorgehn, und fühle auf eigene Weisen große Dinge in meinem Inneren sich erheben. — Und wenn ich aus dem Freien wieder in den Tempel trete, und das Gemälde von Christo am Kreuze mit Ernst und Innigkeit betrachte, so sehe ich wiederum eine andere, ganz eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf andere, eigene Weise sich große Dinge in meinem Innern erheben. Die Kunst stellet uns die höchste menschliche Vollendung dar. Die Natur, so viel davon ein sterbliches Auge sieht, gleichet abgebrochenen Orakelsprüchen aus dem Munde der Gottheit. Ist es aber erlaubt, also von dergleichen Dingen zu reden, so möchte man vielleicht sagen, daß Gott wohl die ganze Natur oder die ganze Welt auf ähnliche Art, wie wir ein Kunstwerk, ansehen möge.

Der merkwürdige Tod

des zu seiner Zeit weit berühmten alten Malers Francesco Francia, des Ersten aus der lombardischen Schule.

So wie die Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit die vielumfassendsten, als Menschen merkwürdigsten und am Geiste kräftigsten gelehrten Männer hervorbrachte, so ward auch die Periode, da die Kunst der Malerei aus ihrer lange ruhenden Asche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabensten und edelsten Männer in der Kunst bezeichnet. Sie ist als das wahre Heldenalter der Kunst anzusehen, und man möchte (wie Ossian) seufzen, daß die Kraft und Größe dieser Hel-

denzeit nun von der Erde entflohen ist. Viele stunden an vielen Orten auf, und erhoben sich ganz durch eigene Stärke: ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir sie noch von den Händen damaliger Verehrer der Kunst besitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr Geist war so ehrwürdig, als es uns noch ihre bärtigen Häupter sind, die wir in den schätzbaren Sammlungen ihrer Bildnisse mit Ehrfurcht betrachten. Es geschahen unter ihnen ungewöhnliche, und Vielen jetzt unglaubliche Dinge, weil der Enthusiasmus, der jetzt nur in wenigen einzelnen Herzen wie ein schwaches Lämpchen flimmert, in jener goldenen Zeit alle Welt entflammte. Die entartete Nachkommenschaft bezweifelt oder belacht so manche bewährte Geschichte aus diesen Zeiten als Mährchen, weil der göttliche Funken ganz aus ihrer Seele gewichen ist.

Eine der merkwürdigsten Geschichten dieser Art, die ich nie ohne Staunen habe lesen können, und bei der mein Herz doch nie in Versuchung zu zweifeln geführt ward, ist die Geschichte von dem Tode des alten Malers Francesco Francia, welcher der Ahnherr und Stammvater der Schule war, die sich in Bologna und der Lombardei bildete.

Dieser Francesco war von geringen Handwerksleuten geboren, hatte sich aber durch seinen unermüdeten Fleiß und seinen immer hinaufstrebenden Geist zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes aufgeschwungen. In seiner Jugend war er zuerst bei einem Goldarbeiter, und er bildete so künstliche Sachen in Gold und Silber, daß sie jeden, der sie sah, in Erstaunen setzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen, und alle Fürsten und Herzoge der Lombardei setzten eine Ehre darein, sich von seinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu lassen. Denn es war damals noch die Zeit, da alle Vornehmen des Landes und alle Mitbürger den vaterländischen Künstler durch ihren lautschallenden Beifall stolz

zu machen vermochten. Unendlich viele fürstliche Personen kamen durch Bologna, und versäumten nicht, ihr Bildniß von Francesco zeichnen und nachher in Metall schneiden und prägen zu lassen.

Aber Francesco's ewig beweglicher, feuriger Geist strebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und je mehr seine heiße Ehrbegier gesättigt ward, desto ungeduldiger ward er, sich eine ganz neue, noch unbetretene Bahn zum Ruhme aufzuschließen. Schon vierzig Jahr alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunst; er übte sich mit unbezwinglicher Geduld im Pinsel, und richtete sein ganzes Nachdenken auf das Studium der Composition im Großen und des Effekts der Farben. Und es war außerordentlich, wie schnell es ihm gelang, Werke hervorzubringen, die ganz Bologna in Verwunderung setzten. Er ward in der That ein vorzüglicher Maler, denn wenn er auch mehrere Mitstreiter hatte, und selbst der göttliche Raphael zu der Zeit in Rom arbeitete, so konnte man immer mit Recht auch seine Werke zu den vornehmsten rechnen. Denn allerdings ist die Schönheit in der Kunst nicht etwas so Armes und Dürftiges, daß eines Menschen Leben sie erschöpfen könnte; und ihr Preis ist kein Loos, das nur allein auf einen Auserwählten fällt: ihr Licht zerspaltet sich vielmehr in tausend Strahlen, deren Widerschein auf mannigfache Weise von den großen Künstlern, die der Himmel auf die Welt gesetzt hat, in unser entzücktes Auge zurückgeworfen hat.

Francesco lebte gerade unter der ersten Generation der edlen italienischen Künstler, welche um so größere und allgemeinere Achtung genossen, da sie auf den Trümmern der Barbarei ein ganz neues, glänzendes Reich stifteten; und in der Lombardei war gerade Er der Stifter und gleichsam der erste Fürst dieser neugegründeten Herrschaft. Seine geschickte Hand vollendete eine unzählbare Menge von herrlichen Gemälden, die nicht nur durch die ganze Lombardei (in welcher keine Stadt von sich nachsagen lassen wollte, daß sie nicht wenigstens eine Probe seiner Arbeit

besäße), sondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die so glücklich waren, sie zu betrachten, seinen Ruhm laut verkündigten. Die italienischen Fürsten und Herzöge waren eifersüchtig, Bilder von ihm zu besitzen; und von allen Seiten strömten ihm Lobsprüche zu. Reisende verpflanzten seinen Namen aller Orten, wo sie hingelangten, und der schmeichelhafte Widerhall ihrer Reden tönte in sein Ohr zurück. Bologneser, die Rom besuchten, priesen ihren vaterländischen Künstler dem Raphael, und dieser, der auch Einiges von seinem Pinsel gesehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen mit der ihm eigenthümlichen sanften Leutseligkeit seine Achtung und Zuneigung. Die Schriftsteller der Zeit konnten sich nicht enthalten, sein Lob in alle ihre Werke einzuflechten; sie richteten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählten mit wichtiger Miene, daß er wie ein Gott verehrt sey. Einer von ihnen sogar ist kühn genug, zu schreiben, daß Raphael, auf den Anblick seiner Madonnen, die Trockenheit, die ihm noch von der Schule von Perugia anklebte, verlassen und einen größern Styl angenommen habe. Was konnten diese wiederholten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüth unsers Francesco haben, als daß sein lebhafter Geist sich zu dem edelsten Künstlerstolze emporhob, und er an einen himmlischen Genius in seinem Innern zu glauben anfing. Wo findet man jetzt diesen erhabenen Stolz? Vergebens sucht man ihn unter den Künstlern unserer Zeiten, welche wohl auf sich eitel, aber nicht stolz auf ihre Kunst sind. Raphael war der einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Malern allenfalls für seinen Nebenbuhler gelten ließ. Er war indeß nie so glücklich gewesen, ein Bild von seiner Hand zu sehen, denn er war in seinem Leben nie weit von Bologna gekommen. Doch hatte er, nach vielen Beschreibungen, sich in der Idee von der Manier des Raphaels ein festes Bild gemacht, und sich, besonders auch durch dessen bescheidenen und sehr gefälligen Ton gegen ihn in seinen Briefen, fest

überzeugt, daß er selber ihm in den meisten Stücken gleichkomme und es in manchem wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit seinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu sehen. Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht ertheilte, er habe eben ein Altargemälde von der heiligen Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des heiligen Johannes zu Bologna bestimmt sey; und dabei schrieb er, er werde das Stück an ihn, als seinen Freund, senden, und bat, daß er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf seiner Stelle gehörig aufrichten zu lassen, auch, wenn es irgend wo beschädigt sey oder er sonst im Bilde selbst irgend ein Versehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu bessern und nachzuhelfen. Dieser Brief, worin ein Raphael demüthig ihm den Pinsel in die Hände gab, setzte ihn außer sich selbst, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er wußte nicht, was ihm bevorstand! Einst, als er von einem Ausgange nach Hause kam, eilten seine Schüler ihm entgegen und erzählten ihm mit großer Freude, das Gemälde von Raphael sey indeß angekommen, und sie hätten es in seinem Arbeitszimmer schon in das schönste Licht gestellt. Francesco stürzte außer sich hinein. Aber wie soll ich der heutigen Welt die Empfindungen schildern, die der außerordentliche Mann beim Anblick dieses Bildes sein Inneres zerreißen fühlte! Es war ihm, wie einem seyn müßte, der voll Entzücken seinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte und statt dessen auf einmal einen Engel des Lichts vor seinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als sänke er in voller Zerknirschung des Herzens vor einem höheren Wesen in die Kniee. Vom Donner gerührt stand er da; und seine Schüler drängten sich um den alten Mann herum, und hielten ihn, fragten ihn, was ihn befallen habe? und wußten nicht, was sie denken sollten. Er hatte sich etwas erholt, und starrte immer fort das über Alles göttliche

Bild an. Wie war er auf einmal von seiner Höhe gefallen! Wie schwer mußte er die Sünde büßen, sich allzu vermessen bis an die Sterne erhoben, und sich ehrsüchtig über Ihn, den unnachahmlichen Raphael, gesetzt zu haben! Er schlug sich vor seinen grauen Kopf, und weinte bittere, schmerzende Thränen, daß er sein Leben mit eitlem, ehrgeizigem Schweiße verbracht, und sich dabei nur immer thörichter gemacht habe, und nun endlich, dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf sein ganzes Leben, als auf ein elendes, unvollendetes Stümperwerk zurücksehen müsse. Er hob mit dem erhobenen Antlitz der heiligen Cäcilia auch seine Blicke empor, zeigte dem Himmel sein wundes reuiges Herz, und betete gedemüthigt um Vergebung. Er fühlte sich so schwach, daß seine Schüler ihn ins Bett bringen mußten. Beim Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige seiner Gemälde, und besonders seine sterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen, und er verging fast vor Schmerz. Von der Zeit an war sein Gemüth in beständiger Verwirrung, und man bemerkte fast immer eine gewisse Abwesenheit des Geistes bei ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geistes, welcher so lange in immer angestrengter Thätigkeit bei der Schöpfung von so tausenderlei Gestalten gewesen war, traten hinzu, um das Haus seiner Seele von Grund aus zu erschüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die sich von jeher in seinem malerischen Sinn bewegt hatten und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, fuhren jetzt, mit verzerrten Zügen, durch seine Seele, und waren die Plagegeister, die ihn in seiner Fieberhitze ängstigten. Ehe seine Schüler es sich versahen, fanden sie ihn todt im Bette liegen. So ward dieser Mann erst dadurch recht groß, daß er sich so klein gegen den himmlischen Raphael fühlte. Auch hat ihn der Genius der Kunst in den Augen der Eingeweihten längst heilig gesprochen, und sein Haupt mit dem Strahlenkreise umgeben, der ihm als einem äch-

ten Märtyrer des Kunstenthusiasmus gebührt. — Die obige Erzählung von dem Tode des Francesco Francia hat uns der alte Vasari überliefert, in welchem der Geist der Urväter der Kunst noch wehte. Diejenigen kritischen Köpfe, welche an alle außerordentlichen Geister, als an übernatürliche Wunderwerke, nicht glauben wollen noch können, und die ganze Welt gern in Prosa auflösen möchten, spotteten über die Mährchen des alten ehrwürdigen Chronisten der Kunst, und erzählen dreist, Francesco Francia sey an Gift gestorben.

Die Malerei.

— — — Die Arbeiter auf den Feldern waren nun in Bewegung, alles war thätig und rührte sich; Bauern fuhren vorüber, in den Dörfern war Getümmel, in den Scheuren wurde gearbeitet. Wie viel Menschen sind mir heute schon begegnet, dachte Franz bei sich, und unter allen diesen weiß vielleicht kein einziger von dem großen Albrecht Dürer, der mit seinen Werken meinen ganzen Kopf einnimmt, den zu erreichen mein einziges Trachten ist; sie wissen vielleicht alle kaum, daß es eine Malerei giebt, und doch fühlen sie sich nicht unglücklich! Ich weiß es nicht und kann nicht einsehen, wie man so leben könnte, so einsam und verlassen, und doch treibt jeder emsig sein Geschäft, und es ist gut, daß es so ist und so seyn muß.

Die Sonne war indeß hoch gestiegen und brannte heiß herunter, die Schatten der Bäume waren kurz, die Arbeiter gingen zum Mittagsessen nach ihren Häusern. Franz dachte daran, wie sich nun Sebastian dem Albrecht Dürer gegenüber zu Tisch setzte, wie man von ihm spreche. Er beschloß auch im nächsten Gehölz still zu liegen und seinen mitgenommenen Vorrath hervorzuholen. Wie erquickend war der kühle Duft, der ihm aus den Blättern entgegen wehte, als er in das Wäldchen hineintrat! Alles war still und nur das Rauschen

der Bäume schallte manchmal durch die liebliche Einsamkeit und ein ferner Bach, der durch's Gehölz floß. Franz setzte sich auf den weichen Rasen und zog seine Schreibtafel heraus, um den Tag seiner Auswanderung anzumerken, dann holte er frischen Athem und ihm war leicht und wohl. Er war jetzt über die Abwesenheit seines Freundes getröstet, er fand alles gut, so wie es war. Er breitete seine Tafel aus und aß mit Wohlbehagen von seinem mitgenommenen Vorrathe, er fühlte jetzt nur die schöne ruhige Gegenwart, die ihn umgab.

Indem kam ein Wandersmann die Straße gegangen und grüßte Franzen sehr freundlich, es war ein junger rothbäckiger Bursche, er schien müde, und Franz bat ihn daher, sich neben ihn nieder zu setzen und mit ihm verlieb zu nehmen. Der junge Reisende nahm sogleich diesen Vorschlag an, und beide verzehrten gutes Muths ihre Mittagsmahlzeit und tranken den Wein, den Franz aus Nürnberg mitgenommen hatte. Der Fremde erzählte hierauf unserm Freunde, daß er ein Schmiedegeselle sey und eben auf der Wanderschaft begriffen; er gehe nun, die hochberühmte Stadt Nürnberg in Augenschein zu nehmen und da etwas Rechtes für sein Handwerk bei den kunstreichen Meistern zu lernen.

Und was treibt Ihr für ein Gewerbe? fragte er, indem er seine Erzählung geendigt hatte.

Ich bin ein Maler, sagte Franz, und bin heute Morgen aus Nürnberg ausgewandert.

Ein Maler? rief jener aus, so einer von denen, die für die Kirchen die Bilder verfertigen?

Recht, antwortete Franz, mein Meister!

O, sagte der Schmied, was ich mir schon oft gewünscht habe, einen solchen Mann bei seiner Arbeit zu sehen, denn ich kann es mir gar nicht vorstellen. Ich habe immer geglaubt daß die Gemälde in den Kirchen schon sehr alt wären, und daß jetzt gar keine Leute lebten, die dergleichen machen könnten.

Grade umgekehrt, sagte Franz, die Kunst ist jetzt höher gestiegen, als sie nur jemals war; ich darf euch sagen, daß man jetzt so malt, wie es die frühern Meister nie vermocht haben: die Art ist jetzt edler, die Zeichnung richtiger und die Ausarbeitung bei weitem fleißiger, so daß die jetzigen Bilder den wirklichen Menschen ungleich ähnlicher sehen, als die vormaligen.

Und könnt ihr Euch denn davon ernähren? fragte der Schmied.

Ich hoffe es, antwortete Franz, daß mich die Kunst durch die Welt bringen wird.

Aber im Grunde nützt doch das zu nichts, fuhr jener fort.

Wie man es nimmt, sagte Franz und war innerlich über diese Rede böse. Das menschliche Auge und Herz findet ein Wohlgefallen dran, die Bibel wird durch Gemälde verherrlicht, die Religion unterstützt; was will man von dieser edlen Kunst mehr verlangen?

Ich meine, sagte der Gesell, ohne sehr darauf zu achten, es könnte doch zur Noth entbehrt werden, es würde doch kein Unglück daraus entstehen, kein Krieg, keine Theurung, kein Mißwachs; Handel und Wandel bliebe in gehöriger Ordnung. Das alles ist nicht so mit dem Schmiedehandwerk der Fall, als worauf ich reise, und darum, dünkt mich, müßtet Ihr mit einiger Besorgniß so in die Welt hineingehen, denn Ihr seyd immer doch ungewiß, ob Ihr Arbeit finden werdet.

Franz wußte darauf nicht zu antworten und schwieg still; er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob seine Beschäftigung den Menschen nützlich wäre, sondern sich nur seinem Triebe überlassen. Er wurde betrübt, daß nur irgend jemand an dem hohen Werthe der Kunst zweifeln könne, und doch wußte er jetzt nicht, jenen zu widerlegen. „Ist doch der heilige Apostel Lukas selbst ein Maler gewesen!" fuhr er endlich auf.

Wirklich? sagte der Schmied verwundernd, das hätte ich nicht gedacht, daß das Handwerk schon so alt wäre.

Möchtet ihr denn nicht, fuhr Franz mit einem hochrothen Gesichte fort, wenn Ihr einen Freund oder Vater hättet, den Ihr so recht von Herzen liebtet, und ihr müßtet nun auf viele Jahre auf die Wanderschaft gehen, und könntet sie in der langen, langen Zeit nicht sehen, möchtet Ihr denn da nicht ein Bild wenigstens haben, das Euch vor den Augen stände und jede Miene, jedes Wort zurückriefe, das sie sonst gesprochen haben? Ist es denn nicht schön und herrlich, wenigstens so im gefärbten Schatten das zu besitzen, was wir für theuer achten?

Der Schmied wurde nachdenkend, und Franz öffnete schnell seinen Mantelsack und wickelte einige kleine Bilder aus, die er selbst vor seiner Abreise gemalt hatte. Sehet hieher, fuhr er fort, seht! vor einigen Stunden habe ich mich von meinem liebsten Freunde getrennt und hier trage ich seine Gestalt mit mir herum. Der da ist mein theurer Lehrer, Albrecht Dürer genannt; grade so sieht er aus, wenn er recht freundlich ist. Hier habe ich ihn noch einmal, wie er in seiner Jugend ausgesehen hat.

Der Schmied betrachtete die Gemälde sehr aufmerksam und bewunderte die Arbeit, daß die Köpfe so natürlich vor den Augen stunden, daß man beinahe glauben könnte, lebendige Menschen vor sich zu sehen. Ist es denn nun nicht schön, sprach der junge Maler weiter, daß sich männiglich bemüht, die Kunst immer höher zu treiben und immer wahrer das natürliche Menschenangesicht darzustellen? War es denn nicht für die übrigen Apostel und für alle damaligen Christen herrlich und eine liebliche Erquickung, wenn Lukas ihnen den Erlöser, der todt war, wenn er ihnen Maria und Magdalena und die übrigen hinmalen konnte, daß sie sie glaubten mit Augen zu sehen und mit den Händen zu erfassen? Und ist es denn auch nicht in unserm Zeitalter überaus schön, für alle Freunde des großen Mannes, des kühnen Strei-

ters, den wackern Doktor Luther trefflich zu konterfeien und dadurch die Liebe der Menschen und ihre Bewunderung zu erhöhen? Und wenn wir alle längst todt sind, müßten es uns nicht Enkel und späte Urenkel Dank wissen, wenn sie nun die jetzigen Helden und großen Männer von uns gemalt antreffen? O wahrlich, sie werden dann Albrecht segnen und mich auch vielleicht loben, daß wir uns ihnen zum Besten diese Mühe gaben, und keiner wird dann die Frage aufwerfen: wozu kann diese Kunst nützen?

Wenn Ihr es so betrachtet, sagte der Schmied, so habt Ihr ganz recht, und wahrlich, das ist dann ganz etwas anders, als Eisen zu hämmern. Schon oft habe ich es mir auch gewünscht, so irgend etwas zu thun, das bliebe und wobei die künftigen Menschen meiner gedenken könnten, so eine überaus künstliche Schmiedearbeit; aber ich weiß es immer noch nicht, was es wohl seyn könnte, und ich kann mich auch oft nicht darin finden, warum ich das gerade will, da keiner meiner Handwerksgenossen darauf gekommen ist. Bei Euch ist das auf die Art freilich etwas Leichtes, und Ihr habt dabei nicht einmal so saure Arbeit, wie unser eins. Aber darin denkt Ihr grade, wie ich. Seht, Tag und Nacht wollt' ich arbeiten und mich keinen Schweiß verdrießen lassen, wenn ich etwas zu Stande brächte, das länger dauerte, wie ich, das der Mühe werth wäre, daß man sich meiner dabei erinnerte, und darum möcht' ich gern etwas ganz Neues und Unerhörtes erfinden oder entdecken, und ich halte die für sehr glückliche Menschen, denen so etwas gelungen ist.

Bei diesen Worten hörte Franzens Zorn nun völlig auf, er ward dem Schmiedegesellen darüber sehr gewogen und erzählte ihm noch mancherlei von sich und Nürnberg; er erfuhr, daß der junge Schmied aus Flandern komme und sich Messys nannte. Wollt Ihr mir einen großen Gefallen thun? fragte der Fremde.

Gern, sagte Franz.

Nun so so schreibt mir einige Worte auf und gebt mir sie

an Euren Meister und Euren jungen Freund mit, ich will sie dann besuchen, und sie müssen mich bei ihrer Arbeit zusehen lassen, weil ich mir es gar nicht vorstellen kann, wie sich die Farben so künstlich über einander legen: dann will ich auch nachseh'n, ob Eure Bilder da ähnlich sind.

Das ist nicht nöthig, sagte Franz, Ihr dürft nur so zu ihnen gehen, von mir erzählen und einen Gruß bringen, so sind sie gewiß so gut und lassen euch einen ganzen Tag zusehen. Sagt ihnen dann, daß wir viel von ihnen gesprochen haben, daß mir noch die Thränen in den Augen stehen.

Sie schieden hierauf von einander, und ein jeder ging seine Straße.

Inhaltsverzeichniß.

K. Th. von Dalberg.

Emanuel Geibel.

Seite

Anhang:

Wilh. Heinr. Wackenroder.

/ Karl Theodor / Geibel, Emanuel,

Karl Theod. von Dalberg, Emanuel Geibel, Aphorismen von Luther mit den Biographien und Luthers Porträt

Hildburghausen [u.a.] 1855